

Die Kirche am Markt

52 Predigten

Jahrgang 1985

von

Ulrich Parzany

Herausgegeben von Ulrich Parzany

Neukirchen-Vluyn
Schriftenmissions-Verlag 1985

Inhaltsverzeichnis

Seite

1.	<i>Zoologische Lektion für Christen (Matthäus 10,16)</i>	4
2.	<i>Das müssen wir unbedingt vorher wissen (Matthäus 10,24.25)</i>	7
3.	<i>Lektion gegen Menschenfurcht (Matthäus 10,26.27)</i>	10
4.	<i>Gott über alle Dinge fürchten (Matthäus 10,28)</i>	13
5.	<i>Die Furcht wegrechnen (Matthäus 10,29 – 31)</i>	16
6.	<i>Gnädige Vergeltung (Matthäus 10,32.33)</i>	19
7.	<i>Schürt Jesus den Fanatismus? (Matthäus 10,34 – 37)</i>	22
8.	<i>In Christen steckt mehr, als sie wissen (Matthäus 10,40)</i>	25
9.	<i>Das Ergebnis der Passion schon am Anfang (Johannes 18,3 – 8)</i>	28
10.	<i>Ein Gespräch, das zu spät kommt (Johannes 18,19 – 21)</i>	31
11.	<i>Eine schallende Ohrfeige (Johannes 18,22.23)</i>	34
12.	<i>Mehr Hindernisrennen als Gespräch (Johannes 18,33 – 36)</i>	37
13.	<i>Was gehört sich für Gott? (Hebräer 2,10)</i>	40
14.	<i>Friedensleben contra Totenstille (Hebräer 13,20)</i>	43
15.	<i>Die Ostertüchtigkeit (Hebräer 13,20.21)</i>	46
Samuels Leben:		
16.	<i>(1) Wir dürfen Geschenkkind sein (1. Samuel 1,27.28)</i>	49
17.	<i>(2) Was kann da noch rauskommen? (1. Samuel 2,12.18.26)</i>	52
18.	<i>(3) Gestörte Nachtruhe (1. Samuel 3,1 – 9)</i>	55
19.	<i>Gottes Schlüsseldienst (Offenbarung 3,7 – 9)</i>	58
20.	<i>(4) Wenn Gott ruft (1. Samuel 3,10)</i>	61
21.	<i>Innere Leere (Apostelgeschichte 2,4a)</i>	64
22.	<i>Vom Glück eindeutigen Lebens (Psalm 1,1)</i>	67
23.	<i>Vom Glück eines Außenseiters (Psalm 1,2)</i>	70
24.	<i>Baumsterben – einmal sehr persönlich (Psalm 1,3)</i>	73
25.	<i>Der schmale Weg mit Jesus (Matthäus 7,13.14)</i>	76
26.	<i>Menschen, die für Jesus unterwegs sind (Lukas 9,62)</i>	79
27.	<i>Gott sucht die Frucht (Lukas 13,6 – 9)</i>	82
28.	<i>Richtet nicht! (Matthäus 7,1 – 5)</i>	85
29.	<i>Zwischen Armut und Himmelreich (Matthäus 5,3)</i>	88

	Seite
30. <i>Zwischen Leid und Trost (Matthäus 5,4)</i>	91
31. <i>Zwischen Zorn und Vergebung (Matthäus 5,21 – 26)</i>	94
32. <i>Zwischen Heuchelei und Wahrheit (Matthäus 6,5 – 9)</i>	97
33. <i>Wohin steuern wir unser Leben? (Markus 10,17)</i>	100
34. <i>Maßstab für das Gute (Markus 10,18)</i>	103
35. <i>Nicht überholt: Die Zehn Gebote (Markus 10,19)</i>	106
36. <i>Das Wichtigste fehlt noch (Markus 10,20.21)</i>	109
37. <i>Wer ist mein Nächster? (Lukas 10,29.30)</i>	112
38. <i>Wie eine Hochzeit (Markus 2,19.20)</i>	115
39. <i>Fluchtpunkt Jesus (Lukas 7,12 – 15)</i>	118
40. <i>Herztod (Erntedank) (Matthäus 6,19 – 21)</i>	121
41. <i>Blutvolles Glaubensleben (Hebräer 11,4)</i>	124
42. <i>Kennzeichen des richtigen Glaubens (Hebräer 11,7)</i>	127
43. <i>Der unangenehme, aber rettende Glaube (Hebräer 11,8 – 10)</i>	130
44. <i>Ein allzu spannendes Unternehmen (Hebräer 11,31)</i>	133
45. <i>Wenn ich nicht mehr weiter weiß . . . (Psalm 42,2.3.12)</i>	136
46. <i>Meine Seele ist stille zu Gott (Psalm 62,2)</i>	139
47. <i>Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung (1. Petrus 1,3)</i>	142
48. <i>1. Advent: Das einfache Evangelium (Lukas 5,12 – 16)</i>	145
49. <i>2. Advent: Auf Gott warten (Psalm 42,2.3a)</i>	149
50. <i>3. Advent: Gott schafft sich Gehör (Psalm 50,1 – 3)</i>	152
51. <i>4. Advent: Erbauung mit Abstrichen? (Psalm 2,1.2.6)</i>	155
52. <i>Drei Schlüssel zum Wunder der Weihnachtsbotschaft (Lukas 2,11)</i>	158

I.

Zoologische Lektion für Christen.

Matthäus 10,16

Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Als Schüler bekam ich einmal an einem heißen Sommertag im Griechischunterricht einen pubertären Anfall. Ich stand auf, ging hinter den Vorhang am Fenster des Klassenzimmers und brüllte wie ein Stier. Hinter mir wurde es ganz still. Als ich wieder auftauchte, meinte unser alter Griechischlehrer: „So, Parzany, es gibt doch merkwürdige Rindviecher in Gottes Zoo.“ Er hat sich dann redlich bemüht, mich zu dressieren.

Inzwischen habe ich gelernt: Rindviecher sind in Gottes Zoo nicht so oft zu finden, dafür sieht man um so mehr Kleinvieh. Der griechische Ausdruck, der in unserem Text für Schafe steht, bedeutet nämlich eigentlich Kleinvieh.

Aber auch dieses macht Mist, wie die Volksweisheit sagt, und darum ist es nötig, dass Jesus seine Leute in die Schule nimmt.

Manchmal führt er in dieser Schule durch die Botanik, wenn er etwa von den Lilien auf dem Felde spricht. Aber hier geht es zunächst um die Zoologie. Machen wir also einen Besuch im Glaubenszoo. Schafe werden erwähnt, Wölfe, Schlangen und Tauben.

Aber Jesus schickt uns nicht in den Tiergarten, wo alle Tiere aus sicherem Abstand in ihren Käfigen angeschaut werden können. Er zeigt uns Tiere in der freien Wildbahn, und da kann es ziemlich gefährlich werden.

1. Über das Zusammenleben von Schafen und Wölfen.

„Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.“ Was für einen Sinn soll das haben? Sollen die Wölfe von den Schafen lernen, sich etwas anständiger zu benehmen, nicht so gefräßig zu sein? Geht es also um Christianisierung der Wölfe? Oder sollen die Schafe lernen, mit den Wölfen zu heulen? Das Lamm ist zu lahm, der Wolf zu wild – ein gegenseitiger Anpassungsprozess wäre doch pädagogisch sinnvoll.

Aber natürlich hat die Aussage Jesu den klaren Sinn: Schafe werden von den Wölfen gefressen. Was sonst?

Ein Ausleger bemerkt ganz sinnig: Was Jesus hier mit den Jüngern macht, sei nicht der übliche Weg, um Anhänger zu gewinnen.

Aber genau das ist der Punkt, um den es hier geht. Unbewaffnet und wehrlos leben die Jünger Jesu in einer feindlichen Umwelt unter mörderischen Gegnern.

Man kann das Bild natürlich umdrehen. Das ist genau der Vorwurf, der den Christen seit alter Zeit gemacht wird: „Wer Jesus nachfolgt, wird lebensuntüchtig.

Wer es mit ihm zu genau nimmt, der kann sich in dieser Welt nicht behaupten. Deshalb heißt die wichtigste Wegweisung zum erfolgreichen Christenleben: Nur nicht übertreiben!

Wir wollen versuchen zu verstehen, warum Jesus dieses Bild für seine Aussage gebraucht. Das hervorstechende Kennzeichen des Schafes ist seine völlige Abhängigkeit vom Hirten.

Schafe streunen nicht in Rudeln wie Wölfe durch die Gegend. Wölfe brauchen keinen Hirten. Sie reißen sich ihre Beute selbst. Ihr Instinkt treibt sie vorwärts. Schafe aber sind wehrlos und völlig auf den Hirten angewiesen. Sie können sich selbst nicht schützen. Das ist die Lage.

Keiner kann sich beklagen, Jesus hätte nicht deutlich gesagt, was es heißt, ihm nachzufolgen. Er hat uns nicht versprochen, dass wir ohne Schrammen durchs Leben kommen.

Vielleicht empfinden wir es als Zumutung, dass Jesus so mit uns redet. Es passt uns nicht, mit Schafen verglichen zu werden, aber ebenso verletzend ist es, Nichtchristen als Wölfe zu bezeichnen. Gibt es unter ihnen nicht viele gute, moralisch hochstehende Menschen?

Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen: Auch in der tolerantesten Gesellschaft erregen die Christen durch ihre Andersartigkeit und Fremdheit auf die Dauer Ablehnung.

Rom war damals sehr tolerant und aufgeklärt. Aber schon damals wurden den Christen Vorwürfe gemacht, bei denen auch heute der Spaß aufhört.

Ein Vorwurf lautet: Christen zerstören die Familie. Da entscheidet sich einer für ein Leben mit Jesus, und plötzlich klafft ein Riss zwischen Familienangehörigen. Man geht getrennte Wege. Der Vorwurf ist klar und scharf.

Christen wurden damals wie heute als eine mögliche Gefahr für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Gemeinwohl angesehen. Im römischen Reich gab es 60 Millionen Sklaven. Wer diese wie gleichberechtigte Menschen behandelte, der leistete wohl dem Aufstand Vorschub.

Christen hielten auch Berufe für nicht annehmbar, in denen man Geld verdiente damit, dass man andere Menschen kaputt machte.

Wenn es darauf ankommt, passen Christen nicht in die Strukturen dieser Welt, und aus wohlgesitteten deutschen Schäferhunden werden reißende Wölfe. Es zeigt sich dann, dass mancher Wolf locker ein Schafsfell übergelegt hatte.

2. *Jesus weiß, was er tut.*

Schickt Jesus seine Leute auf ein Selbstmordkommando, wie die fanatischen Moslems es mit ihren Sprengladungsautos im Nahen Osten tun? Religiöse Fanatiker aber zerstören die Welt.

Die Betonung in unserem Bibelwort liegt ganz am Anfang: Siehe ich sende euch.

Wenn Jünger Jesu in diese Not geraten, sollen sie wissen: Jesus hat die Übersicht nicht verloren. Er weiß, was er tut. Daran braucht keiner zu zweifeln.

Jesus kam in diese Welt als das Lamm Gottes, das geschlachtet wurde. Paulus sagt auch: Wir werden wie Schlachtvieh angesehen und behandelt. Aber nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes (Römer 8).

Das ist die Aufgabe für unser Leben: Es soll ein Opfer sein zum Wohl und Heil anderer Menschen. Es wundert mich nicht, dass wir heute in einer Krise der Sinnfindung stehen, in der viele Menschen nicht mehr wissen, wozu sie leben, weil wir nur noch fragen: Wie kann ich mich optimal entfalten?

Wir haben immer nur die Wahl, entweder als Wölfe andere zu unserer Beute zu machen oder wie Schafe als Opfer für andere zu leben. Gottes Absicht mit uns ist die zweite Möglichkeit.

Jesus sagt nicht, dass wir alle sofort gefressen werden. Nicht die Verfolgung ist der Maßstab dafür, ob wir auf dem richtigen Weg der Nachfolge sind. Wesentlich ist allein, dass wir mit ganzem Herzen nach Gottes Willen fragen. Schafe sind nicht dazu da, die Wärme im Schafstall zu genießen, sondern zum Opfer zu dienen. Entscheidend ist nicht, ob es uns gut geht, sondern ob Gott seinen Willen in unserem Leben durchsetzen kann.

Verloren sind wir nicht, wenn die Wölfe über uns kommen. Verloren sind wir nur, wenn wir den Hirten verlassen.

3. Eine aufregende Kreuzung.

„Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Was für ein Fabeltier mag das ergeben, wenn man Taube und Schlange kreuzt?

Die Schlange gilt als klug, scharf und beobachtend, sehr wendig und schnell, aber auch als hinterlistig. Die Taube erscheint als das Symbol friedlicher, vertrauensseliger Harmlosigkeit. Freilich kann damit auch Leichtfertigkeit verbunden sein.

Wo die Schlangenart alleine herrscht, schlägt sie negativ durch. Da geht es nach dem Motto: Der Zweck heiligt die Mittel. Klugheit ohne Lauterkeit setzt auch jeden faulen Trick ein.

Im Jüngerkreis Jesu waren Zeloten und Zöllner vertreten. Wenn es hart auf hart ging, gebrauchten die Zeloten Gewalt. Die Zöllner verließen sich auf die Macht des Geldes und der Beziehungen. Das alles ist schlangenhafte Klugheit ohne Lauterkeit und hilft nicht, sondern zerstört die Welt.

Als David von Saul verfolgt wird und Saul ahnungslos in Davids Nähe einschläft, sind Schlange und Taube in David wirksam: Er lässt sich nicht von Rache hinreißen, schneidet einen Mantelzipfel Sauls ab, lässt ihn entkommen und beschämt ihn dann mit überlegener Offenheit.

Jesus hat das Lernziel gesteckt. Er setzte nicht voraus, dass seine Jünger schon alles können. Es geht jetzt darum, ob sie in seiner Schule bleiben und das Ziel erreichen wollen.

Amen

Ulrich Parzany

II.

Das müssen wir unbedingt vorher wissen.

Matthäus 10,24.25

Der Jünger ist nicht über den Meister noch der Knecht über seinen Herrn. Es ist dem Jünger genug, dass er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr. Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißten, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen so heißen!

Kann man wirklich im voraus lernen? Das ist das Problem aller Eltern. Sie haben selber Fehler gemacht und wurden mit den bitteren Folgen dieser Fehler konfrontiert, und nun setzen sie alles daran, ihren Kindern solche Erfahrungen zu ersparen.

Die Enttäuschung ist groß, dass die Kinder oft nicht begreifen wollen, was das Beste für sie ist. Von Nöten, die man nicht selber durchgemacht hat, lässt man sich nur schwer erschrecken. Leben ist offensichtlich nur durch Leben zu lernen. Im voraus kann man sich da nur wenig aneignen. Es ist ja auch jedes Schicksal verschieden vom anderen.

Jesus lässt sich trotzdem nicht davon abbringen, seinen Nachfolgern das Wichtigste im voraus beizubringen. Es wird sich bald zeigen, dass sie es nicht begriffen haben. Sie haben es sich nicht wirklich angeeignet und müssen durch schwere Fehler und böse Folgen lernen, dass Jesus recht hatte.

Wer nie in einem Wintergebiet im Schnee steckengeblieben ist, der nimmt die Warnungen vielleicht nicht so ernst und fährt mit unzureichender Ausrüstung. Wer einmal nicht mehr weiter konnte im Schnee, der vergisst die Schneeketten beim nächsten Aufbruch nicht mehr.

Jesus macht sich keine Illusionen. Er weiß, dass wir seine Hinweise zunächst auf die leichte Schulter nehmen. Aber er erklärt trotzdem vorher das Nötigste für die schwierigsten Situationen eines Christenlebens. Alle Gründe werden zusammengestellt, um die Jünger zu Leidensbereitschaft und Entschlossenheit zu bewegen, obwohl das Gelernte wahrscheinlich erst nach dem ersten Versagen wirksam werden wird.

1. Die dreifache Bindung.

Der Glaube ist zunächst ein ziemlich lockerer Kontakt. Der Ruf Jesu hat das Gewissen getroffen. Seine Einladung hat innerlich überzeugt. Ein Mensch entscheidet sich, Jesus zu folgen.

Er macht erste Erfahrungen mit der Vergebung der Sünden. Neue Aussichten eröffnen sich für ein sinnvolles Leben im Dienst für Gott und die Menschen. Die Gemeinschaft der Christen erweist sich als hilfreich. Wird die Verbindung fest bleiben? Wird sie sich wieder

lockern wie bei vielen? Jesus sagt, dass eine dreifache Bindung nötig ist, wenn sie halten soll:

❶ Es geht um das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Luther übersetzt hier Meister und Jünger. Aber im Blick ist tatsächlich Lehren und Lernen.

Viele begreifen das nicht. Schule hat keinen guten Klang, und Lehrer sind oft unsympathisch.

Wir übersehen dabei aber, dass das Christenleben ein dauerndes bewusstes Lernen sein muss, wenn es Bestand haben soll. Das ist anstrengend. Da geht nichts automatisch. Es genügt nicht, dass wir einmal einen Anstoß bekommen haben. Man muss bereit sein, neue Lektionen zu lernen und eingepägt zu bekommen. Es ist oft schon schwer, sie in den Kopf zu bekommen, aber noch schwerer, sie von da weiterzugeben ins Herz, in die Hände und in die Füße.

In der Schule Jesu gibt es allerdings keinen Schulzwang. Wenn wir aus ihr weglaufen wollen, dann können wir das zu unserem Schaden wirklich tun.

❷ Die zweite Bindung ist die zwischen dem Herrn und seinem Sklaven. Hier steht tatsächlich dieser Ausdruck. Der Sklave ist rechtloses Eigentum, und sein Herr hat absolutes Verfügungsrecht und unumschränkte Befehlsgewalt über ihn. So beschreibt Jesus das Verhältnis zwischen sich und seinem Jünger.

Wir mögen das nicht. Wir vermuten, dass auf diese Weise nur unterwürfige Untertanen entstehen, die auch Menschen gegenüber sklavisch leben. Das stimmt nicht. Wenn die Jünger Jesu ihrem Herrn absolute Befehlsgewalt einräumen, müssen sie folgerichtig menschlichen Machthabern den Gehorsam verweigern, wenn deren Anordnungen dem Willen Jesu entgegenstehen. Petrus erklärt vor der jüdischen Regierung schlicht und deutlich: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Das bringt ihm Prügel ein. Aber von da an ist die Beziehung zu Jesus keine lockere fromme Laune mehr.

❸ Die dritte Bindung ist die des Hausvaters zu seinen Hausgenossen. Jesus gebraucht auch dieses Bild.

Damals hatte der Hausvater unbestreitbare Rechte und Fürsorgepflichten, aus denen er sich nicht wegstehlen konnte. „Jesus nimmt uns in die Hausvaterfürsorge. Er übernimmt die Verantwortung für unsere Lebensversorgung. Welche solide Qualität sie hat, sollen wir kennenlernen. Von Natur aus wissen wir das nicht.

Wie steht es mit dieser dreifachen Bindung bei uns?

2. Das Karriereziel.

Der Schüler ist nicht über seinen Lehrer, sagt Jesus. Aber das Ziel jedes Schülers ist es doch, so viel von seinem Lehrer anzunehmen, dass er sich unabhängig machen kann. Schülersein ist nur Durchgangsstadium.

Jesus aber prägt uns ein: Schülersein ist nicht nur die Ausgangsposition für meine Nachfolger, sondern ihre Lebenserfüllung, ihr Karriereziel.

Mancher Schüler ist weit über seinen Lehrer hinausgewachsen. Das ist großartig, und jeder gute Lehrer freut sich darüber. Bei Jesus aber geht es um etwas ganz anderes. Leben gelingt nur dann vollkommen, wenn es in ganz tiefer Abhängigkeit vom Schöpfer gelebt wird. Diese Abhängigkeit soll stärker werden, nicht lockerer.

Deshalb ist das Erziehungsziel in der Schule Jesu keine Vermittlung von Wissen, das uns selbständig macht, sondern ein ständiges hinführen in die Haltung, sein lernbegieriger Schüler zu sein.

Nach seiner Auferstehung sagt Jesus dem Petrus: Als du jünger warst, am Anfang des Weges mit mir, hast du dich selber starkklar gemacht, bist die Wege gegangen, die du für richtig hieltest, wenn auch nach meinen Weisungen. Wenn du nun älter wirst und wächst im Glauben, wirst du immer mehr dem Hilflosen gleichen, der die Hände ausstreckt und sich führen lassen will, auch auf Wege, die er eigentlich vermeiden möchte.

Damit drückt Jesus genau das Karriereziel der Jüngerschaft aus. Bei guter Entwicklung des Glaubenslebens wird die Abhängigkeit von Gott unauflöslicher. Das Gebet wird intensiver. Das Bewusstsein wird stärker: Ohne Jesus kann ich nichts tun.

Es fällt uns nicht leicht, uns von Jesus in diese Schule nehmen zu lassen. Aber anders ist erfülltes Leben nicht zu haben. Wie steht es bei uns damit?

3. *Nur getrost, es kommt noch schlimmer.*

Dieser Spruch wird bei uns als böser Witz gebraucht. Bei Jesus aber gilt er wörtlich. „Haben sie den Hausvater schon Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen so nennen,“ kündigt Jesus seinen Jüngern an.

Beelzebub ist die Bezeichnung der Philister für den Fliegengott, und im jüdischen Volk wurde sie für den Teufel übernommen. Die Frommen Israels hatten Jesus unterstellt, dass er seine Kraft von der satanischen Großmacht verliehen bekommen hatte.

Jesus verhehlt seinen Nachfolgern nicht, dass sie erst recht diese Verleumdung spüren werden. Warum? Vor Jesus hatten die Feinde noch mehr Respekt gehabt. Sein Leben war schließlich geprägt von fehlerloser, überzeugender Reinheit. Gegen ihn konnte man eigentlich keine stichhaltigen Vorwürfe finden.

Bei seinen Jüngern kann jeder leicht Versagen, Halbheit und Inkonsequenz beobachten. Da ist es nicht schwer, ihnen etwas am Zeug zu flicken. Da braucht man uns noch nicht einmal zu verleumden, um Böses über uns zu sagen. Wir tun genug Böses, das andere mit Recht beklagen können.

Jesus sagt uns deutlich: Glaubt nur ja nicht, dass die Menschen euch für konsequentes Christsein Beifall klatschen. Aber wenn man euch beschimpft, dann wisst, dass ihr in allerbesten Gesellschaft seid. Im Beschimpftwerden und Leiden ist die Gemeinschaft mit Jesus am tiefsten, dann ist er uns am nächsten.

Die Jünger haben das gehört, aber am Gründonnerstag sind sie weggelaufen. Die Gemeinschaft mit Jesus löste sich auf, als sie die Verbindung im Leiden verweigerten. Gut, dass der Auferstandene sie zurückholte und sie neu beginnen durften, die Lektion zu lernen. Werden wir sie lernen wollen?

Amen

Ulrich Parzany

III.

Lektion gegen die Menschenfurcht.

Matthäus 10,26.27

Darum fürchtet euch nicht vor ihnen (den Menschen). Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, was man nicht wissen werde. Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Lichte; und was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern.

In der Reformationszeit gab es in England einen bekannten Volksprediger namens Hugo Latimer. Einen seiner Gottesdienste besuchte auch König Heinrich VIII. Latimer war sich bewusst, dass seine Auslegung dem König nicht genehm sein würde. Darum führte er zu Beginn der Predigt auf der Kanzel ein Selbstgespräch, das alle hören konnten: „Latimer, Latimer, Latimer! Sei vorsichtig und bedenke, was du sagst! König Heinrich ist anwesend.“ Dann machte er eine Pause und fuhr fort: „Latimer, Latimer, Latimer! Sei vorsichtig und bedenke, was du sagst! Der König der Könige ist anwesend.“

Das Problem der Menschenfurcht taucht nicht nur bei Predigern auf. Es ist ein Grundproblem beim Christwerden. Wenn ein Mensch wirklich nach der Wahrheit sucht, dann kann er so kritisch sein, wie er will, er wird mit Jesus schnell ins reine kommen. Aber die Frage lautet häufiger: „Nach wem muss ich mich richten? Wen muss ich fürchten? Dann schieben viele die Wahrheitsfrage weg und verkaufen ihr Gewissen. Menschenfurcht beeinflusst die Entscheidung.

Sie ist aber auch ein Grundproblem beim Christbleiben. „Fürchtet sie nicht!“ sagt Jesus in unserem Text. Wen denn? Jesus sprach kurz vorher von den Wölfen, unter die er seine Jünger schickt. Er meint damit die Menschen, die seine Jünger anklagen und vor Gericht bringen, die sie aus Positionen vertreiben, sie verraten und beschimpfen.

Was Jesus fordert, ist leicht gesagt und leicht gehört. Aber wie wird man praktisch fertig mit der Menschenfurcht? Wie wird sie aus dem Leben vertrieben? Unser Text ist eine wichtige Lektion in der Jüngerschule Jesu.

1. Quellen entstehen im Verborgenen.

„Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde . . . Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht . . .“

Was passiert im Verborgenen, heimlich in der Dunkelheit? Was wird ins Ohr geflüstert? Es geht hier um zwei Dinge. Zunächst ist im Blickfeld: Jesus redet und handelt im Verborgenen. Seine Gleichnisse zum Beispiel sind für die Hörer oft mehr Rätselworte gewesen als Deutungen und Veranschaulichung göttlicher Wahrheit.

Das Beste muss Jesus sozusagen erst hinter vorgehaltener Hand flüstern: Er ist der König Gottes, der Christus, aber er verbietet seinen Jüngern, öffentlich davon zu reden. Warum?

Noch muss diese Nachricht vor Missbrauch und Missdeutung geschützt werden. Jesus ist König und Herr, aber das darf erst allgemein bekannt werden, wenn er am Kreuz sein Königswerk wirklich vollendet hat. Dort kann man sehen, auf welche Weise er der Herr aller Herren ist und wie er seine Herrschaft ausübt.

Er übernimmt alle Schulden seiner Untertanen und tut alle Dreckarbeit für sie. Bis dieses Königswerk in der Auferstehung von Gott bestätigt worden ist, trägt die Botschaft einen Sperrvermerk. Es ist wie bei der Presse. Da kann eine Redaktion den Text einer Rede zugeschickt bekommen mit dem Vermerk: Sperrfrist 12. 2. 1985. Vorher darf keine Veröffentlichung erfolgen.

Jede Quelle sammelt im Verborgenen unter der Erde das Wasser, bis es dann irgendwo ins Freie bricht. So geschieht das Wirken Jesu in der Stille, bis es nach Karfreitag und Ostern machtvoll verkündigt werden darf und soll.

Nach dieser Regel geht es aber auch bei seinen Jüngern zu. Das ist eine wichtige Lektion gegen die Menschenfurcht. Die Übermacht der Einschüchterungen wird nicht überwunden durch eindringliche Appelle oder kalte Befehle, auch nicht durch starke Entschlüsse, sondern durch die verborgenen Gespräche mit Jesus.

Ganz in der Stille führt Jesus Gespräche mit seinen Leuten. Da wird das Wasser in der Tiefe gesammelt, das später als Quelle ans Licht brechen wird. Jesus flüstert ihnen die Botschaft ins Ohr, damit sie später etwas Befreiendes zu sagen haben.

Wie viel Raum haben wir für die leise Wegweisung Jesu in unserem Leben? Er will uns Vergebung, Korrektur, Zuspruch geben. Nur aus diesen stillen, ganz persönlichen Stunden mit Jesus wächst die Überwindung der Menschenfurcht. Der König aller Könige will stark werden in uns und die Lebenssituation bestimmen. Wo er nicht von innen her uns prägt, werden wir immer nur reden und handeln im Blick auf die Mächte, die diese Welt beherrschen und uns einschüchtern.

2. Unheimliche Heimlichkeit.

Die größte Gefährdung der Jünger liegt in der Heimlichkeit. Wo es keiner sieht und keiner merkt, da hört der Nachfolger Jesu auf, um Gehorsam zu ringen. Da gibt er den Trieben, der Bequemlichkeit und der Menschenfurcht nach.

Paulus kannte diese tödliche Gefahr, und darum sagte er (2. Kor. 4,2): „Darum meiden wir schändliche Heimlichkeit.“

Wenn Petrus in der Nacht zum Karfreitag vor dem Hohen Rat in aller Öffentlichkeit gefragt worden wäre: „Gehörst du zu Jesus?“ dann hätte er sicherlich geantwortet: „Ja, mit Haut und Haar, im Leben und im Sterben.“ Aber die spitze Bemerkung eines Mädchens traf ihn im Hinterhof, im Dunkeln, unter Ausschluss der großen Öffentlichkeit. Außerdem war er müde von den Enttäuschungen, die er hinter sich hatte. Da verheimlichte er seine Jüngerschaft und wollte den bequemen Weg gehen. Die Heimlichkeit hat etwas Unheimliches für die Jünger.

Was Jesus hier sagt, ist zunächst eine Warnung an seine Leute: Versucht nicht, in die Heimlichkeit wegzutauchen!

„Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde.“ Das Sprichwort sagt: Alles kommt an den Tag. In der Bibel ist damit der Tag des Gerichtes Gottes gemeint. Sein unbequemes Licht wird alles Heimliche erhellen und sichtbar machen. Die Heimlichkeit wird von der Menschenfurcht regiert, aber sie hat keine Chance. Vor Gott liegt alles offenbar.

Aber in diesem Wort Jesu steckt auch eine Ermutigung für seine Zeugen. Er will die verborgene Treue stärken. In der Heimlichkeit meinen die Gegner, sie könnten rücksichtslos mit den Jüngern Jesu verfahren. Das Märtyrerdasein vor laufenden Fernsehkameras ist eine große Sache. Aber was ist mit den Tausenden, die in Gefängnissen sitzen und unter Druck stehen, weil sie zu Jesus gehören?

Leiden, das publiziert wird, hat Wirkung. Deshalb kann man es auch durchhalten. Ganz anders ist es, wenn man anonym, unbekannt für die Welt, Angst und Verfolgung erleiden muss. Niemand interessiert sich für die Namen und Schicksale. Wie viel verborgene Treue zu Jesus gibt es da! Und doch ist die Heimlichkeit doch eine zusätzliche Anfechtung für die Gläubigen: Lohnt sich das wirklich?

Da hinein macht Jesus deutlich: Der Herr sieht es und wird es offenbar machen. Es wird alles vor Gott bekannt.

Aber ob uns das wichtig genug sein wird? Kommt es uns nicht vor wie eine schäbige, billige Vertröstung? Kann man damit leben in der äußersten Grenzsituation?

In der Heimlichkeit der verborgenen Not wird auf eine schreckliche Weise offenbar, wen wir wirklich fürchten.

Solange es uns gut geht, können wir selbst kaum ehrlich unterscheiden, wovon wir tatsächlich leben und unser Leben bestimmen lassen, wie wichtig es uns ist, dass Gott uns kennt, und wie wichtig es ist für uns, dass Menschen uns kennen.

Es gibt keinen Jünger, der nicht in der Verborgenheit Jesus schon verraten hätte. Jesus weiß das. Deshalb drängt er uns ins Licht Gottes, heraus aus der Heimlichkeit.

3. *Wirksame Öffentlichkeitsarbeit.*

Das ist ein ganz modernes Wort. Man muss nicht nur Gutes tun, sondern vor allem darüber reden. Das ist das Geheimnis des Erfolges.

Wenn man öffentlich etwas erreichen will, ist das zwar nötig. Aber im Privaten finden wir das eher peinlich. Und ins Private gehört doch für die meisten auch der Glaube an Jesus. Damit geht man nicht auf die Straße.

Jesus sieht das anders. Nach der persönlichen Behandlung im verborgenen Umgang mit ihm sollen seine Leute die Rettungsnachricht vom Kreuz hörbar ausrufen. Jesus bleibt nicht in der stillen Zurückgezogenheit. Er leidet mit den Massen, die verloren gehen. Er mahnt seine Zeugen: Lasst euch nicht den Mund verbieten!

Aber wie oft sind wir zu vornehm, um uns für Jesus öffentlich lächerlich zu machen! Wie wichtig ist es für die vielen, die Jesus noch nicht kennen, dass seine Jünger die Lektion gegen die Menschenfurcht lernen!

Amen

Ulrich Parzany

IV.

Gott über alle Dinge fürchten.

Matthäus 10,28

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht können töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.

Früher gab es in den Pausen ein beliebtes Schulhofspiel: „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ So rief einer in die Gruppe hinein, und die antwortete: „Niemand!“ „Wenn er kommt?“ „Dann kommt er!“ „Wen er fängt?“ „Den fängt er!“ Damit begann dann die wilde Jagd.

Wer ist der Schwarze Mann? Der Polizist ist es heute meistens nicht mehr. Wer ist es dann?

Jesus redet in unserem Text so von Gott, als wäre er der Schwarze Mann, mit dem man anderen droht. Es gibt auch unendlich viele Zeitgenossen, die dagegen protestieren: Angst machen vor Gott? Das ist doch unchristlich und ein Zeichen von Primitivreligion! Das hat doch mit dem wahren Evangelium nichts zu tun!

Allerdings erreicht man nach meinen Beobachtungen bei den meisten Menschen sowieso nichts damit. Denn wer fürchtet sich schon vor Gott? Und wer hält denn die Hölle noch für eine Wirklichkeit? Das ist doch erst recht unzeitgemäß und überspannt! Woran man nicht glaubt, das gibt es schließlich auch nicht! Also braucht man sich auch nicht darauf einzustellen, und insofern ist die Angst vor Gott auch gegenstandslos.

Es gibt allerdings auch Menschen, Christen und Nichtchristen, die von einer geradezu krankmachenden Gottesangst gepackt sind. Auch das ist eine unheimliche Tatsache. Aber in der Bibel hat sie kein Fundament.

Jesus spricht hier in unserem Text von der Gottesfurcht. Das lässt sich nicht bestreiten. Es geht darum, Gott mehr zu fürchten als alle Menschen und alles, was sie uns antun können.

Luther beginnt die Erklärung zum 1. Gebot so: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten . . .“ Was bedeutet das?

1. Heidenangst oder Gottesfurcht.

Wir müssen diesen Unterschied genau beachten. Heidenangst und Gottesfurcht sind Gegensätze. Die Heidenangst fürchtet sich vor einem unbekanntem Schicksal das den Menschen blind überfällt. Gott – das ist das große Dunkel. Niemand kennt ihn. Er ist unberechenbar, unheimlich und zerbricht urplötzlich menschliches Glück. Diese Heidenangst fürchtet Gott unter verschiedenen Masken: Angst um die Gesundheit, Angst

vor Misserfolg und Verlust von Geld und Besitz, Todesangst, Lebensangst, Angst vor Menschen . . .

Die Angst vor diesem dunklen Schicksal treibt uns Menschen zu allen möglichen Verrenkungen, religiösen und moralischen, um uns dagegen zu sichern und es irgendwie in den Griff zu bekommen. Manche nutzen ihre Frömmigkeit, um diesen dunklen Gott zu beschwören, und dann kommt die bittere Enttäuschung, wenn sich Leid einstellt: Womit habe ich das verdient? Ich habe mich doch bemüht, nach Gottes Geboten zu leben! Die Beschwörung funktioniert nicht.

Ich will gar nicht reden von den blanken heidnischen Praktiken des Wahrsagens, des Aberglaubens, des Vertrauens auf Amulette und ähnliche Dinge. Die Heidenangst treibt uns in die Flucht und Krampf, Verdrängung und Selbstbetrug.

Die Heidenangst kommt immer aus der Gottesfinsternis. In Jesus aber bricht Gott in diese Finsternis ein. Er macht sich uns bekannt. Er beugt sich tief zu uns herab. Er läuft uns Schicksalsflüchtlingen nach. Er holt uns ein und nimmt uns bei der Hand. Er zeigt uns die Hand des Vaters, die erkennbar ist an den Wunden des Gekreuzigten. Wir können jetzt wissen, woran wir mit ihm sind. Am Kreuz zeigt sich Gottes Liebe und Zuverlässigkeit. Er ist der heilige Richter und zugleich der liebende Vater, der in Jesus stellvertretend das Gericht über uns vollzieht.

Was ist die Folge für uns? Können wir Gott jetzt verharmlosen? Können wir sagen: „Gott ist viel netter, als wir gedacht haben. Da ist kein Grund zur Furcht!“?

Wenn ich Gott durch Jesus kennenlerne, fange ich erst an, ihn richtig ernst zu nehmen! Wenn ich seine heilige Liebe am Kreuz begreife, dann wächst die Ehrfurcht. Ich möchte mich auf keinen Fall an dieser Liebe respektlos vergreifen.

Luther schreibt im Großen Katechismus: „Darum will er gefürchtet und nicht verachtet sein.“ Verachtung ist der Gegensatz zu Gottesfurcht. Je mehr ich das Wunder seiner Liebe in Anspruch nehme, desto mehr steigt die Ehrfurcht vor Gott.

Die Liebe Jesu und zu Jesus treibt die Heidenangst aus. Das sagt Johannes (1. Joh. 4,18). Aber der Respekt vor dem bekannten Gott wächst. Durch Jesus darf ich ganz und gar bei ihm als meinem Vater geborgen sein.

Heiliger Respekt, betroffenes Ernstnehmen, helle Freude und gehorsames Vertrauen sind die Kennzeichen der Gottesbeziehung, die Jesus schafft. Sind Sie schon befreit von der Heidenangst? Gibt es bei Ihnen schon die Gottesfurcht?

2. Leib oder Leben?

Jesus sagt: Fürchtet euch nicht vor den Menschen, die den Leib töten können, aber nicht die Seele. Was ist denn die Seele?

Wir Europäer sind alle beim alten Plato in die Schule gegangen. Der hielt die Seele für ein Stückchen des göttlichen Geistes, eingesperrt im Körper wie in einem Gefängnis oder einem Grab. Die Seele sehnt sich danach, das Gefängnis endlich zu verlassen und frei in der Welt des Geistes Gottes zu leben. Deshalb ist sie auch unsterblich.

Die Bibel aber redet ganz anders von der Seele. Sie teilt den Menschen nicht gleichsam in zwei Teile. Seele, Geist und Körper sind für sie ein Ganzes. Im Hebräischen bedeutet „Seele“ das „Leben,“ wirkliches Leben, das Gott einem Menschen als Einheit gibt.

Wirkliches Leben ist mehr, als sich bewegen können, essen, trinken und denken. Wirkliches Leben ist für den Menschen nur möglich in Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, geschenkt durch die Vergebung der Sünden und gestaltet durch den heiligen Geist.

Nun sagt Jesus zu seinen Jüngern: Menschen können euch den Leib beschädigen, ihn sogar töten. Aber diese Gemeinschaft können sie nicht zerstören. Gott hält die Lebensgemeinschaft fest und schafft einen neuen, vollkommenen Leib.

Gott aber hat auch die Macht, Leib und Leben zu nehmen und in die Hölle zu verstoßen. Hölle ist die Gottesferne, wo wir getrennt sind von der Verbindung zum Schöpfer. Jesus warnt seine Leute: Es gibt nur eine wirkliche Lebensgefahr, nämlich die schreckliche Möglichkeit, in Ewigkeit von Gott abgeschnitten zu sein.

Da heulen wir auf und protestieren: Es ist unanständig, Angst zu machen! Jesus setzt dagegen: Es ist lebensgefährlich, Gefahr zu verharmlosen. Ist denn irgend jemandem damit geholfen, dass echte Bedrohung heruntergespielt und geleugnet wird? Ist das vielleicht Liebe?

Jesus sieht, wie wir vor einem Gewitter flüchten und dabei in den Abgrund rennen, und ruft uns zu: Du fliehst vor der Beschädigung des Lebens und verlierst es dabei ganz.

3. Menschenfurcht oder Gottestreue.

Wenn einer aus dem Tiefschlaf aufwacht, dann findet er sich nicht sofort zurecht. Er reibt sich die Augen. Er tastet umher. Wankend steht er auf. Er lebt noch halb in seinen Träumen und bekommt die Augen noch nicht richtig auf. Erst langsam begreift er die Wirklichkeit und stellt sich darauf ein.

So geht es auch einem Menschen, der durch Jesus aus dem Todesschlaf der Gottlosigkeit auferweckt wird. Er ist noch benebelt von den Träumen der Gottlosigkeit. Seine Götzen sind noch riesengroß: sein Besitz, die eigene Ehre, die anderen Menschen, die so einflussreich zu sein scheinen. Furcht vor all diesen Götzen beherrscht ihn noch. Noch kann er die Wirklichkeit nicht klar erkennen.

Jesus macht seine Leute wach durch unseren Text. Wir sollen die Realität sehen, die bergende Wirklichkeit des heiligen Gottes in unseren Blick fassen und nicht mehr taumeln.

Auch bei seinen Nachfolgern ist es immer wieder nötig, dass Jesus sie wach macht, dass er die Traumbilder des gottlosen Tiefschlafs verscheucht.

Jesus muss uns erst in die Gottestreue einführen. Ich meine damit jetzt unsere Treue Gott gegenüber.

Ich muss lernen, mich immer fester an Gottes Wirklichkeit zu klammern, damit ich mich nicht von vorletzten Autoritäten blenden lasse. Gott ist der Richter über Leben und Tod. Er allein muss ernst genommen werden. In dem Maß in dem wir Gottesfurcht lernen, verlernen wir die Menschenfurcht.

Amen

Ulrich Parzany

V.

Die Furcht wegrechnen.

Matthäus 10,29 – 31

Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt deren keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge.

Hm unseren Bibeltext zu verstehen – ein Wort Jesu an seine Jünger – muss man schlicht rechnen.

Ein kluges Lexikon verrät uns, dass der Mensch zwischen 300.000 und 500.000 Haare besitzt, davon ein Viertel auf dem Kopf. Das sind also maximal 125.000 Haare.

Zwei Spatzen kosten vier Pfennige (= 1 Assarion). An anderer Stelle im Lukasevangelium spricht Jesus davon, dass man für fünf Spatzen zwei Assaria zahlen muss, also acht Pfennige (Luk. 12,6). Bei Mengenabnahme gibt es also einen Spatz gratis.

Ich habe mich in einer Zoohandlung erkundigt. Der billigste Wellensittich kostet dort 19,50 DM. Als ich nach dem Preis eines Spatzen fragte, lachte der Händler mich aus. „Spatzen führen wir nicht. Die sind nicht zu verkaufen. Die haben überhaupt keinen Wert, weil keiner sie will.“ Was soll aber diese ganze Rechnerei? Was bezweckt Jesus damit?

Heute kann sich jeder an seinen fünf Fingern den Weltuntergang ausrechnen. Dazu braucht man nicht mehr überdurchschnittliche Intelligenz. Jesus aber möchte, dass wir uns die Furcht wegrechnen: „Darum fürchtet euch nicht!“ Das ist der Hintergrund seiner Zahlenspielerien. Das Thema seiner Lektion für die Jünger heißt: Die Furcht wegrechnen!

1. Harte Fürsorge.

Jesus sagt: Gott kennt jeden Spatz, der tot auf die Erde fällt, abgeschossen oder natürlich verendet.

Aber ist das ein wirklicher Trost? Warum verhindert Gott nicht den Tod des Vogels? Wäre das nicht eine bessere Fürsorge?

Wozu zählt Gott die Haare? Kein Haar fällt aus, ohne dass er es weiß. Wahrscheinlich ist hier nicht der altersmäßige Haarausfall gemeint, um den man sich nicht besondere Sorgen machen müsste. Es geht vielmehr um die Brutalität in der Verfolgung, wo Christen vom Mob der Straße oder von radikalen Polizisten an den Haaren geschleift werden, verhaftet und geschunden. Da gehen die Haare büschelweise aus, und das tut weh.

Aber ich frage wieder: Wenn Gott die Haare so genau nimmt, warum greift er nicht ein, bevor seine Leute an den Haaren gerauft werden? Wo bleibt da seine Fürsorge?

Für viele ist es doch gerade das Problem, dass Gott anscheinend tatenlos dem Bösen, das geschieht, zusieht. Ist es ein Trost, dass er um das Leid weiß?

In unserem Text geht es aber gar nicht um das Unrecht, das allgemein in der Welt Menschen zugefügt wird. Hier redet Jesus ausschließlich zu seinen Jüngern, und er hat den Weg der Nachfolge im Blick. Jesus hat nie versprochen, dass er seine Leute vor allen Beschädigungen bewahren wird. Im Gegenteil: Die Jünger sollen wie Weizenkörner beerdigt werden, um Frucht zu bringen. Es ergeht ihnen nicht anders als ihrem Herrn. Der Jesusweg ist der Weg ins Leiden.

Christen stehen in der harten Fürsorge Gottes. Hart deswegen, weil Gott einen Sinn darin sieht, seine Leute solche bitteren Wege zu führen, auf denen sie geopfert werden, um Frucht für ihn zu bringen. Fürsorge deswegen, weil dieser Weg unter den gnädigen Augen Gottes durchlitten wird. Das Schlimmste, was uns Menschen geschehen kann, ist, dass Gott von uns wegschaut. „Richte dein Angesicht auf mich,“ heißt es im Segensgebet.

Was auch immer kommt, es führt mich zum Ziel, solange Gott sich nicht abwendet. Der bequeme Weg und der Wohlstandsweg, auf den er nicht mehr schaut, ist die Hölle.

Diese Lektion ist nicht leicht zu verstehen und noch weniger einfach ins Leben umzusetzen. Jesus will uns helfen, ihm zu vertrauen.

2. Gibt es ein Vertrauenswuchsmittel?

Jesus will unser Vertrauen zu Gottes Vaterfürsorge so stärken, dass die Furcht davor weicht. Wie aber wächst solches Vertrauen?

Ganz kleine Kinder haben noch solch ein Urvertrauen. Sie halten ihre Eltern für allmächtig und in der Lage, alles zu meistern, und erwarten deshalb in den unmöglichsten Situationen alles von ihnen.

Aber durch Schaden wird man klug, und jeder macht im Leben bittere Erfahrungen, weil er zu leichtgläubig war. Darum gewöhnt man sich das Vertrauen etwas ab. Man ist enttäuscht, man täuscht sich nicht so leicht über die Tatsachen. Unser Leben wird vom Misstrauen gegen Gott und die Menschen bestimmt.

Wie kann das Vertrauen wieder wachsen? Gegen Haarausfall werden Wundermittel angepriesen, die den zarten Flaum wieder hervorlocken sollen. Gibt es für die Neubildung von Vertrauen etwas Besseres?

Wo liegt denn das Problem? Liegt es in Gott? Wir sind nicht sicher, ob und wie er sich um uns kümmert. Also trauen wir ihm wenig zu. Wer sind wir schon im Weltall? Wir sind doch gar nicht wahrzunehmen. Nehmen wir uns nicht viel zu wichtig, wenn wir meinen, Gott wirkte in unser kleines Dasein hinein? Ist das nicht Grund genug zum Misstrauen?

Eigentlich ist es eine Unverschämtheit, wenn wir von Gott erwarten, dass er seine Vertrauenswürdigkeit nachweist. Gott ist doch kein Geschäftsmann, der bei den Kunden um Vertrauen werben muss! Es ist hemmungslose Arroganz unsererseits, wenn wir in dieser Haltung vor ihn hintreten.

Aber Gott lässt sich herab und tut, was er nicht nötig hätte. Er tut es, weil wir es nötig haben, weil wir uns auf jeden Humbug verlassen, der uns nicht retten kann.

Gott sieht, wie schwer wir uns tun, unser Leben auf den Fels der Ewigkeit zu gründen. Darum beweist er seine Zuverlässigkeit, indem er Jesus für uns sterben lässt. Jesus opfert

sich für uns, noch bevor wir aus Feinden zu Freunden Gottes werden. Seine Hingabe soll unser Vertrauen wecken.

Er setzt alles ein, um eine Basis der Liebe zu schaffen, auf die man sich verlassen kann. Sie ist die Grundlage des Vertrauens.

Weil der Teufel bekanntlich im Detail steckt, in den kleinen Einzelheiten, deshalb will Jesus, dass wir Gottes Vaterfürsorge in den Kleinigkeiten studieren. Gott, der seine Zuwendung in Jesus offenbart hat, bewährt sie in den Schwierigkeiten des notvollen Alltags. Das kann man studieren an der Existenz der Spatzen, der ganz ordinären Dreckspatzen. Man lernt es auch an den Haaren und den Kopfschmerzen, die beim Haareausreißen entstehen.

Gott lädt uns ein, in den kleinen und großen Schwierigkeiten des Alltags seine Fürsorge zu studieren. In den Belanglosigkeiten, nach denen keiner fragt, dürfen wir sie erfahren.

Vertrauen zum Schöpfer kommt nicht aus dem hohlen Bauch. Es entsteht und wächst, wenn wir auf Jesus blicken und dankbar darüber werden.

3. *Logisch leben lernen.*

Der Kampf gegen die Furcht hat mit Logik, mit folgerichtigem Denken zu tun. Jesus erwartet von uns in doppelter Weise Logik.

❶ Wir sollen eine scharfe Schlussfolgerung mitvollziehen, nämlich den Schluss vom Geringeren zum Größeren.

Wenn Gott sich schon aufmerksam um Spatzen und Haare kümmert, tut er es doch erst recht bei Menschen und besonders bei seinen Jüngern! Das ist ein logischer Schluss.

Bei Gott gilt er wirklich. Bei uns ist das ja ein bisschen fraglich. Wir kümmern uns ja aus Geiz und Habsucht sehr oft verbissen um die Kleinigkeiten dessen, was wir haben oder haben wollen, und verlieren darüber den Blick für Menschen, um die wir uns sorgen sollten. Deshalb hat unsere Habsucht diese Logik zerstört.

Gottes Fürsorge aber ist umfassend, und jeder Spatz, den wir sehen, darf uns daran erinnern.

❷ Logisch ist auch, dass Furcht vor Gott und Vertrauen zu ihm zusammengehören, obwohl uns das wie ein Gegensatz erscheint.

Weil Gott die Macht hat, das letzte Richterwort zu sprechen und über die Ewigkeit der Menschen zu entscheiden, darum darf ich mich auch heute schon ihm anvertrauen.

Gott schaut nicht mitleidig, aber ohnmächtig zu, wenn uns Böses geschieht. Er hat die Übermacht, und die Verhältnisse gleiten ihm nie aus der Hand, auch wenn uns manchmal unverständlich ist, warum er dies und das duldet.

Wenn ich lerne, Gott als die letzte Wirklichkeit zu fürchten, beeindruckt er mich mehr als die Dinge und Mächte, wächst das Vertrauen, weicht die Furcht.

Amen

Ulrich Parzany

VI.

Gnädige Vergeltung.

Matthäus 10,32.33

Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

H unser Text ist ein Teil der großen Schulungslektion für seine Jünger, in der Jesus sozusagen die eiserne Ration für seine Nachfolger austeilt. Im Kapitel 10 des Matthäusevangeliums geht es wirklich um die grundlegenden Weisungen für jeden, der sein Leben mit Jesus führen will.

Was Jesus in unserem heutigen Wort sagt, hört sich ein wenig nach der menschlichen Parole an: Wie du mir, so ich dir! Der Ton kommt uns eher rechthaberisch als gerecht vor. Ist das nicht die harte Sprache der unbarmherzigen Geschäfte auf Gegenseitigkeit?

Ein Ausleger schreibt allerdings zu dieser Stelle: „Diese Vergeltung schließt eine große Gnade ein.“ Wie kommt er zu solcher Aussage? Vergeltung und Gnade sind doch normalerweise schroffe Gegensätze. Eine gnädige Vergeltung klingt nach eiskaltem Feuer oder pulvertrockenem Wasser. Worum geht es hier?

Was ist gnädige Vergeltung, und wer hat etwas davon?

1. Was hat Jesus davon?

Wenn Jesus unser Bekenntnis vor den Menschen erwartet, muss ihm doch etwas daran liegen. Hat er etwas davon?

Als Demokraten sind wir es gewohnt, Wähler für wichtig zu halten. Alle gute Politik ist nichts wert, wenn der entsprechende Politiker nicht genügend Anhänger findet. Wer keine Wähler mobilisieren kann, hat keine Möglichkeit, Macht auszuüben. Darum reden unsere Politiker auch immer vom sogenannten Wählerauftrag, den sie haben. Jeder Herrscher braucht seine Basis, die Politiker die Wähler, andere eine Armee. Meint Jesus diese Tatsache mit seinem Wort? Braucht er unser Bekenntnis als Grundlage seiner Macht?

Aber darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Jesus bekam die größte Macht, als er die wenigsten Anhänger hatte. Am Karfreitag waren alle weggelaufen. Jesus bestellt nach seiner Auferstehung den engsten Jüngerkreis – nur noch elf Männer – auf einen Berg in Galiläa. Denen sagt er das gewaltige Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden . . .“ Er hat die Weltherrschaft übertragen bekommen und ist unabhängig von unserer Zustimmung oder Ablehnung, unserem Bekenntnis oder unserem Schweigen.

Was hat Jesus von unserem Bekenntnis? Die Antwort muss heißen: Es bereitet ihm nichts als Scherereien. Wenn wir uns vollmundig zu ihm bekennen, muss das durchaus nicht angenehm für ihn sein.

Vor Jahren erzählte auf einer Pfarrerkonferenz der amerikanische Evangelist Billy Graham eine bewegende Geschichte. Mit etwas traurigem Humor berichtete er von einer peinlichen Begegnung in einem Flugzeug. Ein völlig betrunkenener Passagier torkelte durch den Gang, belästigte Mitreisende und Stewardessen und erkannte plötzlich Graham. Begeistert lallte er: „Sie kenne ich doch! Ich gehöre zu den regelmäßigen Zuschauern und Hörern Ihrer Fernsehendung ‚Stunde der Entscheidung‘. Ihre Predigten gefallen mir gut. Ich bin immer sehr gesegnet!“

Diese Art Bekenntnis ist äußerst peinlich. Wie unangenehm aber ist es erst für Jesus, wenn wir uns zu ihm bekennen! Wir benehmen uns doch gar nicht so, dass unser öffentliches Bekenntnis zu ihm ein Kompliment für ihn wäre!

In dem Moment, wo wir uns vor anderen auf seine Seite stellen, fällt unsere Unbarmherzigkeit, unsere Lieblosigkeit, unsere Unwahrhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit auf Jesus zurück. Die Leute sagen: „Wenn die Christen so sind, dann wollen wir mit dem Jesus Christus nichts zu tun haben!“

In dieser Hinsicht sind wir in unserem Lande ja weit gekommen. Jeder hergelaufene Sektenprediger und Guru genießt hier mehr Kredit als Jesus. Wir sind nur eine große Blamage für ihn. Gott hat es dem Volk Israel schon gesagt: „Ihr habt mir Arbeit gemacht mit euren Sünden und Mühe mit euren Missetaten . . .“

Ein heimliches Christsein könnte dem guten Ruf Jesu eigentlich nur nützen. Aber es ist seltsam: Gott will diese Scherereien. Er nimmt sie in Kauf und drängt seine Leute dazu, den Mund aufzumachen und sich eindeutig zu ihm zu bekennen vor dieser Welt. Jüngerschaft und Christsein gibt es nur in der Öffentlichkeit, nie nur in der Privatsphäre.

2. Was haben wir davon?

Warum hält Jesus unser öffentliches Bekenntnis für schicksalsentscheidend? Paulus sagt es ganz ähnlich: „Wenn du mit dem Munde bekennst, dass Jesus der Herr sei, und glaubst in deinem Herzen, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet“ (Röm. 10,9). Auch hier geht es um die enge Verknüpfung von Bekenntnis und Rettung.

Das klingt doch sehr missverständlich. Man könnte den Eindruck gewinnen, dass unser Bekennermut uns rettet. Aber ist es nicht alleine Jesus, der uns dem Satan und dem Tod aus dem Rachen reißt?

Genau das ist der Punkt. Jesus redet hier nicht zu Menschen im allgemeinen. Er spricht seine Jünger an, die Leute, die er begnadigt und unverdient als Kinder angenommen hat. Er ist ihr Leben geworden, und nun ist ihm nur noch eins wichtig, nämlich dass sie eng an ihm bleiben. Es gibt für sie nur noch die eine Lebensgefahr, dass sie wieder von ihm getrennt werden.

Das öffentliche Bekenntnis hilft, die Brücken nach hinten abubrechen. Solange ich mich eindeutig vor anderen zu Jesus bekenne, erwarten sie auch nicht von mir, dass ich ihm eindeutig gehorsam bin und nach seinen Weisungen lebe. Es fällt ihnen also nicht weiter unangenehm auf, wenn ich den Willen Jesu missachte. Wo mein Ungehorsam aber

nicht beachtet wird, fällt er mir leichter. Heimliches Christsein lässt die Hintertür offen zur Flucht von Jesus weg.

Jesus ist da ganz realistisch. Er weiß, wie groß der Sog der Gottlosigkeit ist und wie schwer man ihm widerstehen kann, wenn die anderen überhaupt nicht auf den Gedanken kommen können, dass man Hemmungen haben könnte, da mitzumachen. Weil man sich nie offen zu Jesus bekannt hat, können sie einen ja auch einfach mit vereinnahmen für ihre gottfernen Pläne.

Öffentliches Bekenntnis festigt meine Vertrauens- und Gehorsamsbeziehung zu Jesus. Ich dränge mich enger an ihn heran. Ich suche bei ihm volle Deckung.

Das aber ist das einzige, was ich brauche im Leben und im Sterben. Wenn ich vor Gott stehe, darf er mich vor lauter Jesus nicht sehen. Er darf in mir nur Jesus erkennen, an dem er Wohlgefallen hat, sonst bin ich verloren.

Verheimlichtes Christsein ist gefährdet, weil ich mich zu leicht von Jesus löse. Jetzt und vor allem einmal im Gericht Gottes brauche ich seine volle Deckung.

Und noch eine Anmerkung: Gott hat mit uns immer weitergehende Absichten. Er will unser deutliches Bekenntnis vor den Menschen, damit sie erfahren, dass nur bei Jesus Rettung ist. Die gute Botschaft soll alle erreichen. Wo wir schweigen, breitet sie sich nicht aus.

3. Wovon keiner etwas hat.

„Wer mich verleugnet vor den Menschen, den werde ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“

Was passiert, wenn wir Jesus verleugnen? Rächt er sich dann an uns? Verschafft er sich eine letzte Befriedigung, indem er uns fallen lässt?

Lassen Sie uns nicht so kleinkariert von uns Menschen auf Jesus schließen! Die Schroffheit, mit der Jesus hier eine Drohung ausspricht, zeigt uns, wie radikal Gottes Rettungseinsatz für uns ist. Gott hat alles auf eine Karte gesetzt. Jesus ist alles, was Gott hat. In Jesus schickt Gott nicht einen Boten, einen Propheten, einen Mitarbeiter. In Jesus gibt er sich selbst. Hier stehen wir vor dem Geheimnis der Dreieinigkeit Gottes.

Er selbst, der Weltrichter, geht ans Kreuz. Der Schöpfer bekennt sich zu seinen rebellischen Geschöpfen. Er will nicht, dass jemand verlorenght. Er stellt sich ganz auf unsere Seite. Er verleugnet uns nicht.

Man könnte es ja verstehen, wenn er nichts mehr zu tun haben wollte mit den verkommenen Kindern. Aber er kennt unsere Schuld und nimmt sie auf sich. Auf bitterste Weise trägt er die Konsequenzen unseres verfehlten Lebens.

Wenn wir uns jetzt von ihm lossagen, dann stehen wir todeinsam da. Gott hat alles gegeben. Wenn wir diese Gabe zurückweisen, sind wir verloren. Gott geht das Risiko ein, dass seine Gnade vergeblich ist. Wenn ich Jesus wie Müll behandle, lande ich auf dem Müll. Dann hat keiner etwas davon. Wer aber die Größe der Liebe Gottes erkannt hat, den drängt es zum dankbaren Bekenntnis. Es ist keine Überforderung für ihn.

Amen

Ulrich Parzany

VII.

Schürt Jesus den Fanatismus.

Matthäus 10,34 – 37

Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert.

In den letzten Jahren breitet sich der religiöse Fanatismus in der Welt erschreckend aus. Wir erleben massenweise Morde im Namen Gottes. Da werden Kriege geführt zwischen christlichen und moslemischen Einheiten, in anderen Teilen der Welt zwischen evangelischen und katholischen Bevölkerungsgruppen, zwischen Sikhs und Hindus. Es geht zwar immer nur um die nackte Macht. Aber religiöse Parolen gießen Öl ins Feuer. Der Hass regiert.

Was ist eigentlich Fanatismus? Das Lexikon beschreibt „fanaticus“ als „von der Gottheit ergriffen und in rasende Bewegung versetzt.“ Es erklärt weiter, dass es sich um eine krankhafte Verhaltensform handelt. Man unterscheide zwischen dem persönlichen Fanatiker, der blindwütig für sein eigenes vermeintliches Recht kämpft, und dem Ideenfanatiker, der sich für ein ideelles Ziel einsetzt, häufig sogar unter Missachtung seines eigenen Lebens oder des Lebens seiner Mitmenschen. Die Ursachen – so das Lexikon – lägen entweder in Propaganda oder in hirnorganischer Schädigung oder seelischer Fehlentwicklung.

Das alles muss man mitbedenken, wenn man einen so radikalen Bibeltext wie den unseren liest. Die Frage drängt sich auf: Schürt Jesus den Fanatismus? Ich möchte drei Gesichtspunkte herausgreifen, um die Frage zu beantworten.

1. Eine schwere Enttäuschung.

„Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu bringen . . .“ Ist der Friede, den wir von Jesus erwarten nur frommer Wahn?

Haben die Propheten nicht den Messias als den Friedefürsten angekündigt, Jesaja etwa in seiner großen Prophetie in Kapitel 9? Also kann man doch von Jesus mit Recht erwarten, dass er den Frieden bringt. Er hat doch auch selber oft genug gesagt: Friede sei mit euch!

Außerdem hat er nicht mit Gewalt sein Leben verteidigt, sondern hat sich töten lassen. Er hat Feindesliebe geübt. Er hat nicht nur gefordert, sondern vorgelebt: „Vergeltet

nicht Böses mit Bösem!“ Bei ihm können wir endlich damit rechnen, dass Friede nicht nur ein Wort bleibt, sondern Wirklichkeit wird. „Er ist unser Friede,“ sagt Paulus.

Und nun dieser schroffe Widerspruch! „Denkt nicht, dass ich den Frieden bringe . . . ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Wie ein antiker Heerführer, der das Schwert zieht, gibt Jesus das Zeichen zum Kampf. War doch alles nur ein Wahn? Klingt es hier nicht nach dem Heiligen Krieg Mohammeds?

Wir stehen hier an einem ganz wichtigen Punkt. Jesus redet vom Schwert. Aber dieses Schwert gibt er nicht den Jüngern in die Hand, damit sie für ihn oder für irgendeine gute Sache kämpfen. Das ist nicht im Blick.

Die Feinde Jesu werden die Waffe nehmen, um die Jünger zu töten. Es wird gegen Jesus Gewalt losbrechen und auch gegen seine Jünger. Jesus kündigt das rechtzeitig vorher an, damit wir keinen Wahnvorstellungen vom gesicherten Christsein verfallen.

Wie kann das zugehen? Jesus ist doch als die Liebe in Person in die Welt gekommen. An ihm ist nichts Gewalttätiges. Er lässt sich umbringen, statt sich zu verteidigen, und heilt die Wunden, die seine Jünger schlagen. Warum bewirkt er trotzdem Gewalt?

Jesus schafft zwar Frieden. „Aber er hält nicht Frieden mit unseren gottlosen Neigungen. Daher entsteht in und um uns Aufregung, wenn Jesu Wort angreift,“ schreibt Adolf Schlatter.

An ihm selber können wir erkennen, dass der Friedefürst provozierend wirkt auf unsere Rechthaberei, unsere Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit. Die Antwort der Welt auf die Liebe in Person ist grobe Gewalt.

Wir reagieren wie Kinder beim Arzt, die anfangen zu toben. Sie meinen, ihnen werde das Leben genommen, dabei will der Arzt nur helfen.

Jesus macht sich und uns nichts vor. Wo seine Liebe und Vergebung wirksam werden, treffen sie nicht nur auf dankbare Offenheit und Annahme. Mancher wehrt sich auch mit allen Kräften und schlägt um sich. Jesus bewirkt Entscheidungen; dankbare Hingabe und hasserfüllte Ablehnung.

2. *Zerrissene Familien haben wir genug.*

Hierzu brauche ich ja wirklich nicht viel zu schildern. Da kennt jeder genügend Beispiele. In unserer Zeit haben wir gelernt, dass jeder Mensch seine eigenen Vorstellungen haben kann und auch das Recht, diese Vorstellungen durchzusetzen. Mann und Frau, Eltern und Kinder stehen einander anspruchsvoll gegenüber.

Auch von außen zerren die gegensätzlichsten Kräfte an den Familien, so dass es fast schon normal ist, wenn sie zerrissen werden. Keiner wundert sich mehr darüber. Eine harmonische Familie bildet solch eine Ausnahme, dass viele sie sich schon kaum noch vorstellen können.

Verstärkt Jesus diesen Trend nun noch? Er sagt: „Ich bin gekommen, den Sohn gegen den Vater zu erregen, die Tochter gegen die Mutter, die jungverheiratete Frau gegen die Schwiegermutter . . .“ Er spricht davon, dass Feinde im eigenen Haus wohnen werden.

Allerdings sagt Jesus damit nichts Neues. Er nimmt nur ein Wort des Propheten Micha auf (7,6). Micha kündigt Gottes Gericht an und als Vorstufe dazu die große Entzweiung in den Familien. Man kann seiner eigenen Frau nicht mehr trauen. Es wird Streit zwischen

den Generationen herrschen. Wörtlich fährt er dann fort: „Des Menschen Feinde sind seine eigenen Hausgenossen.“ Jesus zitiert also wortgetreu diese Botschaft des Propheten Micha, der Jahrhunderte früher lebte. In Jesus ist die Zeit der Erfüllung angebrochen. Jetzt ist die Weltvollendung nahe. Keiner soll sich wundern, dass die Begleitumstände und Vorzeichen eintreten.

Jesus spricht aus eigener bitterer Erfahrung. Seine Familie hatte ihn für verrückt erklärt (Mark. 3,21). Wenn die liebsten Menschen einen in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens nicht verstehen, dann verwundet das sehr tief. Dann ist die Versuchung groß, mit dem Glauben an Jesus Schluss zu machen.

Die erste Hilfe in dieser schrecklichen Bedrohung ist, dass Jesus alle Träume zerstört und uns klipp und klar sagt, was möglich ist. Es muss nicht jeder in diese Zerreißproben innerhalb der Familie um des Glaubens willen kommen. Aber Jesus hält es leider für sehr normal.

3. Ist Jesus eifersüchtig?

Aber es kommt noch schlimmer. Jesus erklärt in unserem Text unmissverständlich: Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert.

Elternliebe und Kindesliebe sind die tiefsten Bindungen im Leben. Jesus aber will mehr geliebt werden. Er beansprucht den Vorrang. Fürchtet er die Konkurrenz? Ist er eifersüchtig?

Im Alten Testament finden wir im Zusammenhang mit den Geboten die Aussage, dass Gott ein eifernder Gott ist. In der alten Lutherübersetzung heißt es sogar ziemlich missverständlich „eifersüchtiger.“

Gott ist heilig. Er duldet keine anderen Götter neben sich. Darum ist das 1. Gebot (Du sollst keine anderen Götter haben neben mir) die wichtigste Lebensgrundlage für uns Menschen.

Wenn geliebte Menschen unser ein und alles werden, dann nehmen sie die Stelle Gottes ein, und das ist Götzendienst. Götzendienst aber macht unser Leben immer kaputt.

Wir sehen das tausendfach in unserer Welt. Da zerbrechen Ehen, weil die Ehepartner einander überfordern. Man erwartet vom anderen Lebenserfüllung, die nur Gott geben kann, und wird enttäuscht. Eltern halten ihre Kinder krampfhaft fest in angeblicher Liebe, und das Verhältnis wird zur Hölle. Wo Menschen von einem anderen den Lebenssinn erwarten, bricht das Leben haltlos zusammen, wenn der andere stirbt.

Liebe zu Jesus reinigt und stärkt unsere Liebe zu den Menschen. Wer seine Familie nicht liebt, liebt auch Jesus nicht. Aber die Liebe zu Jesus ist die tragende Säule des ganzen Lebens.

Jesus mutet nicht allen Christen Lebenslagen zu, in denen sie schwere Wunden geschlagen bekommen. Aber er will in uns allen eine große und klare Liebe zu sich wecken und stärken.

Amen

Ulrich Parzany

VIII.

In Christen steckt mehr, als sie wissen.

Matthäus 10,40

Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Der Vertreter einer Firma für Sicherungsanlagen gegen Einbruch erklärt einer Familie mit leuchtenden Augen, was seine Warnanlage alles kann. Die Sirene heult. Das Warnlicht blinkt wie verrückt, wenn auch nur ein Mensch mit begehrllichem Blick am Haus vorbeigeht. Wenn ein Einbrecher das Kellerfenster anpackt, verletzt ihn die geheimnisvolle Maschine. Also kurz: Es gibt nichts Schöneres, als einen Einbruch zu erleben, vorausgesetzt, dass man diese Warnanlage besitzt.

Der Sohn ist technisch begeistert und freut sich auf die herrlichen Einbruchserfahrungen, die der Familie nun bevorstehen. Die Mutter ist etwas realistischer und meint: „Am besten ist es, wenn wir diese ganze prachtvolle Anlage nie in Tätigkeit erleben!“

Mit unserem Wort Jesu kommt es mir ähnlich vor. Jesus hat seinen Jüngern angekündigt, dass sie verfolgt, vertrieben und beleidigt werden, wenn sie ihm nachfolgen. Aber er stärkt sie mit der Zusage: Wer euch begegnet, der hat es immer mit mir zu tun. Das ist ein großartiges Versprechen und gilt besonders für die Notlage.

Aber ist es nicht besser, lieber auf die Notlage der Verfolgung mitsamt der herrlichen Verheißung für diesen Fall zu verzichten?

Wir haben aber da keine Wahl. Entweder folgen wir Jesus, und dann geraten wir unausweichlich in die Nöte, sehen aber auch die Erfüllung der Verheißung, oder wir müssen Jesus aufgeben. Den angepassten Softy-Jesus, der bei allen nur Beifall einheimst, gibt es nicht.

Jesus stellt seinen Jüngern in seinem Zuspruch eine Tatsache vor Augen, die sie selber oft nicht wahrnehmen: In den Christen steckt mehr, als sie wissen. Jesus selbst verbindet sich mit ihnen zu einer geheimnisvollen Lebensgemeinschaft.

1. Wie soll ich mir das vorstellen?

Jesus will in uns, Gott will in Jesus sein und von den Menschen aufgenommen werden. Wie geschieht das? ich sehe drei Möglichkeiten, das zu verstehen:

❶ Gott und Jesus sind in den Gedanken ihrer Jünger gegenwärtig. Die Jünger nehmen ihre Worte auf und beschäftigen sich damit, und so löst Jesus sich sozusagen in die Gedanken seiner Nachfolger auf. Außerhalb der Christenköpfe gibt es ihn gar nicht.

Man nimmt ihn auf, indem man einen Jünger aufnimmt. Viele Menschen meinen, Gott sei nur da, weil Menschen an ihn glauben. Die Bibel allerdings sagt uns sehr deutlich, dass er völlig unabhängig von unserer Anerkennung oder Ablehnung existiert.

② Die zweite Möglichkeit ist eine sozusagen juristische Präsenz Jesu in seinen Jüngern. Was heißt das? Es ist ein Verhältnis wie zwischen einem Regierungschef und seinem Botschafter. Die Juden haben sich die Gegenwart Gottes in einem Menschen immer so vorgestellt. Der Gesandte ist anzusehen und zu respektieren, wie der, der ihn gesandt hat. Jesus erklärt seine Jünger gleichsam zu Bevollmächtigten, und wer es mit ihnen zu tun hat, hat es mit Jesus selbst zu tun.

Das entspricht der Bibel schon eher. Gott hat sich festgelegt, dass seine Boten ihn bevollmächtigt repräsentieren.

③ Die Wirklichkeit geht noch einen Schritt weiter. So wie Gott real in Jesus ist und nicht nur einen Propheten sendet, so lebt Jesus leibhaftig in seinen Jüngern.

Der auferstandene Herr ist nicht mehr an Raum und Zeit gebunden. Er ist wirklich mit seinen Jüngern eine Person. Sein heiliger Geist erfüllt sie.

Es ist eine überwältigende Tatsache: Die Wirklichkeit des Jesus Christus betritt in seinem Jünger ein Haus. Darum kann er sagen: Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf.

Was ist das für eine Würde! Jesus bindet seine Gegenwart nicht nur an sein Wort, in dem er uns begegnen will, sondern auch an die Person seiner Jünger. Sind wir uns dessen eigentlich bewusst?

Hier wird deutlich, was Glaube ist: Christus in mir, und ich in ihm! So kann Paulus rühmen: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2,20).

2. *Geht Gott incognito?*

Wir haben schon viel Mühe und Not damit, uns wirklich darauf einzustellen, dass Gott sich in der Person Jesu Christi offenbart hat.

Wie kann das sein, dass der ewige und unbegrenzte Herr, der Schöpfer Himmels und der Erde, sich in die begrenzte Existenz eines Menschen aus Fleisch und Blut hineinbegeben hat und sich sozusagen einsperren lässt in Raum und Zeit? Wie kann er zu finden sein in diesem geschichtlichen Mann aus Nazareth?

„Es geht uns mächtig gegen den Strich, wenn Jesus sagt: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh. 14,9). Aber bei Jesus kann man wenigstens völlige Liebe und Gerechtigkeit, völlige Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit erkennen. Bei ihm ist kein Unrecht. Deshalb leuchtet es ein, dass Gott sich in Jesus zeigt.

Aber dass Jesus sich so mit seinen Jüngern in eins setzt, dass er behauptet: Wer sie aufnimmt, nimmt mich auf – das erscheint uns doch reichlich unzumutbar. Wie sollen Menschen denn in den Christen wirklich Jesus erkennen können? Hat sich Gott dadurch nicht völlig unkenntlich gemacht? Ist das nicht ein Versteckspiel, wie Prominente es manchmal veranstalten, wenn sie auf der Straße nicht von jedem angesprochen werden wollen? Will Gott sich die Menschen vom Hals halten, dass er sich incognito mit Menschen verkleidet? Sind die Züge Jesu wirklich wahrzunehmen in seinen Jüngern trotz ihrer offenbaren Unzulänglichkeit?

Aber wir sehen das Problem, um das es sich hier handelt, völlig falsch. Wir meinen, Gott müsste handgreiflicher, spürbarer erscheinen, wenn wir an ihn glauben sollten. Aber auf solche abwegigen Gedanken kommen wir nur, weil wir keine Ahnung von Gott haben.

Es gibt keine größere Lebensgefahr für uns als die, dass Gott uns zu intensiv nahe kommt, dass wir seiner Wirklichkeit direkt ausgesetzt sind. Diese Begegnung wäre tödlich für uns.

Als Mose sich sehnt danach, von Gott bestätigt zu werden in seiner schweren Aufgabe, und Gott bittet, ihm seine Herrlichkeit zu zeigen, versteckt Gott ihn in einem Felsspalt auf dem Berge Sinai und hält seine Hand schützend vor ihn, damit Mose beim Anblick des Herrn nicht stirbt. Paulus sagt: „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Menschen gesehen hat noch sehen kann“ (1. Tim. 6,16).

Es ist lauter Güte Gottes, dass er den Menschen in Jesus und Jesus ihnen in seinen Jüngern begegnen will. So wird die Wirklichkeit Gottes erträglich. Sie wirkt rettend und heilend, nicht tötend.

Unsere falschen Vorstellungen von Gott stehen uns im Weg. So wie wir leben, können wir ihm nicht unvermittelt gegenüberreten. In unbegreiflicher Gnade macht er sich klein und geht in die kümmerliche Gestalt seiner Nachfolger ein, damit jeder ihn fassen und von ihm erreicht werden kann.

3. Aber die Jünger müssen es doch im Kopf kriegen!?

Muss es nicht zu einem übersteigerten Selbstbewusstsein führen, wenn den Jüngern so etwas gesagt wird? Müssen sie nicht eingebildet und anmaßend werden?

Hätte Jesus nicht besser seinen Feinden gesagt, mit wem sie es in den Jüngern zu tun haben? Dann würden sie sich vielleicht nicht so schnell an den Jüngern vergreifen. Dann würden sie ihnen vielleicht den gebührenden Empfang bereiten.

Aber Jesus spricht dieses großartige Wort seinen Jüngern zu, die von allen Seiten verachtet und verspottet werden, die man überall für die letzten Typen hält.

Ihre Botschaft wird als dumm und weltfremd verlacht. Sie selber gelten immer wieder als Außenseiter. Sie werden gedemütigt und nicht ernst genommen. Diese Behandlung sorgt dafür, dass die Jünger es nicht vor lauter Hochmut im Kopf bekommen.

Die Bibel redet selten von Christen, nur zweimal. Aber sie spricht oft von den Jüngern des Jesus. Das wichtigste Kennzeichen des Jüngers ist seine dauernde Abhängigkeit von seinem Meister, dem er auf Schritt und Tritt folgt. Diese Abhängigkeit hat eine doppelte Folge:

❶ Der Jünger nimmt am Leiden des Meisters Jesus teil. Wer zu Jesus gehört, bekommt seine Portion Prügel in dieser Welt.

❷ Er erhält aber auch eine Würde, die nicht mehr übertroffen werden kann. Jesus selbst ist in ihm gegenwärtig. Begegnungen mit Christen sind lebensentscheidend. Wir dürfen den Kopf hoch tragen. Diese Königswürde macht uns auch frei, Leidenswege mitzugehen.

Amen

Ulrich Parzany

IX.

Das Ergebnis der Passion schon am Anfang.

Johannes 18,3 – 8

Da nun Judas zu sich genommen hatte die Schar der Kriegsknechte und die Diener der Hohenpriester und Pharisäer, kommt er dahin mit Fackeln, Lampen und mit Waffen. Da nun Jesus wusste alles, was ihm begegnen sollte, ging er hinaus und sprach zu ihnen: Wen suchet ihr? Sie antworteten ihm: Jesus von Nazareth. Er spricht zu ihnen: Ich bin's! Judas aber, der ihn verriet, stand auch bei ihnen. Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's!, wichen sie zurück und fielen zu Boden. Da fragte er sie abermals: Wen suchet ihr? Sie aber sprachen: Jesus von Nazareth. Jesus antwortete: Ich habe es euch gesagt, dass ich's bin. Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen!

An den Passionssonntagen wollen wir uns mit letzten Gesprächen Jesu beschäftigen, die uns im Johannesevangelium berichtet werden.

Jesus wusste alles, was ihm begegnen sollte. So fängt die Leidensgeschichte bei Johannes an. Johannes setzt voraus, was die anderen Evangelisten erzählen: Dieses Wissen ist Jesus nicht einfach in den Schoß gefallen. Es ist mühsam von Jesus errungen worden.

Die Nacht von Gethsemane, über die Johannes nichts berichtet, liegt hinter Jesus. Sie war erfüllt gewesen von einem schrecklichen Gebetskampf. Angstschweiß wie Blutstropfen hatte den Herrn gequält. In einem gleichsam letzten Appell hatte Jesus sich an Gottes Allmacht gewandt: Es muss doch nicht dieser Leidensweg sein! Gott muss doch noch andere Möglichkeiten zur Erlösung der Menschen haben! Aber es gab keine andere Möglichkeit. Es war eine Nacht der Enttäuschung an den Freunden gewesen für Jesus. Seine Jünger waren eingeschlafen, statt mit ihm zu wachen.

Wir kennen Nachtsitzungen bei wichtigen Verhandlungen, etwa der Tarifparteien. Im Morgengrauen treten die Verhandlungsführer übermüdet vor die Kameras und Mikrofone und verkünden das Ergebnis.

Jesus kommt nicht vom Verhandlungstisch, aber aus einem anstrengenden und entscheidenden Nachtgespräch mit dem Vater. Nun macht er das Ergebnis der Passion bekannt sofort in diesem ersten Wortwechsel.

1. Gottesoffenbarung.

Was Jesus hier sagt, hört sich an wie eine Vernehmung: „Wen sucht ihr?“ Vorher wurde erklärt, dass Jesus alles weiß. Warum fragt er? Aber es geht ihm hier tatsächlich darum, Information zu bekommen. Es handelt sich wirklich fast um eine Vernehmung. Die

Leute, die da vor ihm stehen, sollen sich jetzt eindeutig erklären. Es bleibt kein Raum mehr für unsichere Vermutungen. Jesus stellt klare Fragen.

Die Szene sprengt alle Gewohnheit. Eigentlich müsste der Truppenführer versuchen, denjenigen auszumachen, den er verhaften soll. Normalerweise verleugnet der, den man ergreifen will, seine Identität: Ich bin nicht der Schuldige. Das muss ein Missverständnis sein.

Aber Jesus macht es genau umgekehrt. Er nötigt zu genauen Fragen und präzisen Antworten. Er lässt nicht zu, dass wir uns in nebelhaften Phrasen verstecken.

Die Krankheit der natürlichen Religiosität macht aus Gott ein tiefsinniges Problem, über das man interessante Fragen stellen kann. Aber diese Fragen erwarten keine klaren Antworten, weil wir sie auch gar nicht wünschen. Es soll alles lieber in unverbindlicher Schwebel bleiben.

Jesus tritt seinen Häschern mit unmissverständlicher Deutlichkeit entgegen: Ich bin's, den ihr sucht! Wir müssten diese Antwort mit jüdischen Ohren hören können. Dieses „Ich bin“ kommt im Alten Testament als Ausdruck der Selbstoffenbarung Gottes vor: „Ich, ich bin Jahwe, und außer mir ist kein Heiland“ (Jes. 43,11). Das ist Gottes leuchtendes Ich.

Im Munde Jesu ist es die Zusammenfassung seiner großen Ich-bin-Worte: Ich bin das Brot des Lebens, das Licht der Welt, die Tür, der gute Hirte, die Auferstehung, der Weg, die Wahrheit und das Leben, der Weinstock.

Hier am Anfang der Passionsgeschichte macht Jesus es eindeutig klar: In seinem Leben und Sterben geht es nur um die einzige Frage: Wer ist Gott? Gottes leuchtendes Ich tritt im Passionsgeschehen vor unsere Augen, viel klarer, als es uns lieb ist.

2. Gottesschrecken.

Da zieht eine große Truppe generalstabsmäßig eingesetzt los, um einen vermeintlichen Putschisten oder auch nur einen religiösen Aufwiegler zu fangen.

Johannes gibt uns übrigens interessante Informationen über diese Truppe. Sie setzt sich aus zwei verschiedenen Abteilungen zusammen. Da war einmal der etwas ungeordnete Haufen der hohepriesterlichen Miliz, einer Art privater Polizeitruppe, die es eigentlich gar nicht geben durfte. Dazu kam aber die römische Kohorte unter ihrem Kommandanten. Das können immerhin 500 Mann gewesen sein.

Jedenfalls muss es eine imponierende Menge Bewaffneter gewesen sein. Aber das Sagen hat Jesus. Er ergreift die Initiative. Er geht überlegen auf die Truppe zu. Er stellt die Fragen. Er erklärt: Ich bin der, den ihr sucht!

„Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's!, wichen sie zurück und fielen zu Boden,“ berichtet Johannes. Diese Reaktion kann man nicht psychologisch als Überraschungsschrecken erklären. Schließlich waren die Kerle abgebrühte Legionäre und nicht von Pappe.

Was hier passiert, wird in der Bibel als „Gottesschrecken“ beschrieben. Es ist die gleiche Sache wie etwa bei der Tempelreinigung. Meinen wir, die Viehhändler hätten nicht Kraft genug gehabt, um Jesus zu verprügeln?

Auch hier steht er übermüdet, unbewaffnet, alleine einer bewaffneten Übermacht gegenüber.

Aber wo Gott erscheint, befällt der Gottesschrecken den Menschen. Gottes vernichtende Gegenwart wird spürbar. Der Mensch begreift, dass Gottes Heiligkeit absolut tödlich für ihn ist.

Und das am Anfang der Passion? Jesus macht das Ergebnis seines Leidens im voraus klar: Hier vollzieht sich Gottes Gericht über die Menschen.

Lassen Sie uns bitte nicht über das Kreuz Jesu zu sentimental denken! Es geht hier nicht um das tragische Ende eines edlen Menschen, der leider unschuldig stirbt für seine Idee.

Das Wesentliche am Geschehen von Golgatha liegt darin, dass Gott am Kreuz seines Sohnes sein heiliges Recht gegenüber dem rebellischen Menschen durchsetzt. Er spricht sein radikal verurteilendes „Nein“ über die Sünde. Von Anfang an soll klar sein, dass in Jesus der heilige Gott uns entgegentritt, und darum brechen die starken Kriegsknechte vor ihm zusammen im Gottesschrecken.

Wer es begreift, was Gott in der Passion Jesu tut, beugt sich anbetend vor ihm, gibt ihm recht und dankt für den Freispruch, den Jesus ihm erwirkt. Wer Gottes Handeln im Angesicht des Kreuzes nicht versteht, dem macht Gott es in der Auferstehung deutlich. Wer sich vor dem Auferstandenen nicht beugt, der wird seine Knie beugen müssen vor dem wiederkommenden Herrn und Richter. In dem leidenden Jesus steht der allmächtige Herr der Welt vor uns. Ist das klar?

3. Gottesschutz.

Selbstverständlich sollten die Soldaten nicht nur Jesus, sondern auch seinen engsten Mitarbeiterkreis verhalten. Anders war es nicht zu erwarten.

Jeder weiß: Ein Mann alleine kann keine Revolution durchführen. Der Kopf der Verschwörung mag noch so wichtig sein. Aber wenn man die Sache wirklich in den Griff bekommen und ausrotten will, muss man auch noch die mithelfenden Köpfe und Hände festnehmen. Der Terrorismus der letzten Jahre hat uns da ja zu unfreiwilligen Spezialisten auf diesem Gebiet gemacht.

Was in unserer Geschichte passiert, ist völlig überraschend und doch typisch: Jesus setzt seine Überlegenheit nicht ein dafür, sich selbst zu retten. Er hätte das machen können. Wie in Nazareth, als man ihn vom Felsen stürzen wollte, hätte er einfach durch die Menge hindurch weggehen können.

Aber er gibt sich in völliger Freiheit in die Hände der Soldaten. Alle Macht wird nur zu dem einen Zweck eingesetzt, seine Jünger zu schützen: „Sucht ihr mich, so lasst diese gehen!“ Das ist der größte Satz am Anfang der Passion. Jesus demonstriert, was die ganze Passion für einen Sinn hat: Er stellt sich, damit wir davonkommen!

Jesus hat keine Empörung für seine Jünger, die ihn verlassen. Er hat nur noch eine Sorge: Seine Jünger sollen unbeschädigt bleiben! Eigentlich hätte der Zorn Gottes sie treffen müssen. Aber sie dürfen gehen. Simon von Kyrene muss Jesus das Kreuz tragen, aber angenagelt wird Jesus. Barabbas, der Mörder, darf leben, weil Jesus stirbt.

Gegen Gottes Gericht hilft nur Gottes Schutz. Das Ergebnis der Passion ist klar. Nehmen wir es in Anspruch!

Amen

Ulrich Parzany

X.

Ein Gespräch, das zu spät kommt.

Johannes 18,19 – 21

Der Hohepriester fragte Jesus über seine Jünger und über seine Lehre. Jesus antwortete ihm: Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt. Ich habe allezeit gelehrt in der Synagoge und in dem Tempel, wo alle Juden zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich? Frage die, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Siehe, diese wissen, was ich gesagt habe.

Jn unserem Text, der eines der letzten Gespräche Jesu wiedergibt, begegnet Jesus uns ganz anders, als wir ihn sonst kennen.

Die Evangelien schildern ihn als einen geduldigen Mann, der einfühlsame und eindrückliche Gespräche mit den verschiedensten Menschen geführt hat.

Jesus hat mit allen gesprochen, sorgfältig und liebevoll: mit Zachäus, mit Nikodemus, mit den Pharisäern. Warum ist er hier in unserer Szene nicht gesprächsbereit? Hat er die Brücke abgebrochen? Dieses von Jesus verweigerte Gespräch ist sehr aufschlussreich, warnend und doch auf indirekte Weise einladend. Es ist ein Gespräch, das zu spät kommt.

1. Die Frage weist in die richtige Richtung.

Es heißt in unserem Text: „Der Hohepriester fragte Jesus über seine Jünger und seine Lehre.“ Das ist eine merkwürdige Reihenfolge.

Diese Frage ist gut und weist in die richtige Richtung. Warum? Der Hohepriester setzt voraus, dass es bei Jesus nicht um eine Philosophie geht, um ein bloßes Gedankengebäude, über dessen Formulierungen man diskutieren und sich streiten kann, was richtig und was falsch ist. Der Hohepriester erkennt richtig, dass es bei der Lehre Jesu um eine praktische Anweisung fürs Leben geht.

Deshalb fragt er gleich nach den Schülern Jesu, seinen Nachfolgern, den Jüngern. Er erwartet Hinweise darauf, was einen Menschen zum Nachfolger und Jünger Jesu macht, so dass er lernt zu leben, wie Jesus das sagt.

An seinen Jüngern kann man ablesen, was Jesus will, wie Jesus ein Leben umformt, welche praktischen Ergebnisse Jesus in einem Menschen bewirkt.

Hannas weiß, was Christsein bedeutet, nämlich eine enge persönliche Lebensgemeinschaft mit Jesus, in der wir dauernd von Jesus geprägt werden und er ständigen Einfluss auf die Gestaltung unseres Alltags nimmt. Deshalb zielt seine Frage in die richtige Richtung.

Ich finde das ungeheuer wichtig. Viele stellen die Frage nach Jesus ja so rein theoretisch und gedanklich, dass das praktische Leben von vornherein außer Betracht bleibt. Sie erwarten von Jesus irgendeine Weltanschauung und wundern sich, wenn sie im Glauben nicht weiterkommen.

Wir sollten das von diesem Hohenpriester lernen: Wer wissen will, was es mit Jesus auf sich hat, sollte sofort nach seinen Jüngern fragen. An ihnen kann man erkennen, was Jesus vor hat, nämlich Menschen zu retten, sie in seine Schule zu nehmen und sie umzuformen, dass sie nach Gottes Willen und Wohlgefallen auf dieser Erde leben. Wer in dieser Richtung fragt, wird zum Ziel kommen.

2. Die Antwort kann jeder wissen.

Warum reagiert Jesus so überraschend abweisend und ungeduldig auf Hannas? Warum geht er nicht auf ein Gespräch ein? Warum nimmt er die Chance für Hannas nicht wahr, ihm noch einmal zu erklären, worum es bei Jesus geht? Vielleicht könnte Hannas noch gewonnen werden.

Aber Jesus findet das jetzt überflüssig. Jeder kann die Antwort auf die Frage des Hohenpriesters wissen.

„Ich habe jederzeit öffentlich geredet,“ erklärt er. Jesu Lehre ist keine Geheimsache für Eingeweihte. Sie wurde nicht im Versteck vorgetragen, sondern dort, wo alle zusammenkommen. Es ist zu spät für Ahnungslosigkeit, sagt Jesus dem Hannas. Er kann sich das leisten, denn er kennt die Gedanken und Herzen der Menschen. Wir müssen mit solchen Urteilen sehr vorsichtig sein.

Jesus vollzieht unsere Wehleidigkeitsrückzüge nicht mit, in denen wir uns immer wieder dahinter verschanzen, dass wir nicht genug Information hätten, um uns für ihn zu entscheiden. Es gibt Leute, die jahrzehntelang das Evangelium hören und doch nie zu einer klaren Hingabe an Jesus kommen. Immer wieder fangen sie Grundsatzdiskussionen an, um nicht eindeutige Schritte vollziehen zu müssen.

Jesus aber greift an: Jetzt ist Entscheidung fällig! Jetzt brauchst du keine zusätzlichen Informationen mehr zu sammeln! Du weißt alles, was nötig ist! Jesus hat dich nicht im unklaren gelassen. Was du jetzt nur noch brauchst, ist der Mut, endlich Stellung zu nehmen für oder gegen Jesus.

Jesus geht noch einen Schritt weiter. Die Elite der Menschen, die Reichen und Mächtigen, zu denen auch Hannas gehört, erwarten ja auch immer eine Sonderbehandlung. Einem Hannas ist es doch nicht zuzumuten, zum gemeinen Volk auf dem Tempelplatz zu gehen, um Jesus kennenzulernen. Für die Spitzen der Gesellschaft reicht doch nicht ein ordinärer Gottesdienst gemeinsam mit allem primitiven Volk. Da muss es doch mindestens eine Sonderveranstaltung geben, die sich etwas abhebt vom allgemeinen Brauch.

Jesus weist jede Sonderbehandlung der Bevorrechtigten schroff zurück. Damit packt er eine wunde Stelle an. Ein Kennzeichen der Einflussreichen und Mächtigen ist es ja, dass sie über besondere Möglichkeiten verfügen, sich mehr und genauere Informationen zu beschaffen, als die Allgemeinheit es kann. Jesus spielt auf dieses Vorrecht an. Er weiß genau, dass die jüdische Geheimpolizei im Auftrag von Hannas ihn längst bespitzelt hat. Nutze doch deine Instrumente, dir Informationen zu beschaffen, Hannas! Frage die, die

mich gehört haben! Lass für dich denken, wie du es gewohnt bist. Wir sind doch sonst unheimlich geschickt, uns für alle wichtigen beruflichen und persönlichen Entscheidungen die notwendigen Informationen vorher zu beschaffen. Warum bleiben wir im Blick auf unser Leben, auf Gott und auf Jesus so ahnungslos befangen in nebelhaften Vorstellungen, ohne uns Klarheit zu verschaffen, die jedem zugänglich ist? Da reagiert Jesus ruppig und gar nicht verständnisvoll.

Sonderaktionen werden immer wieder gewünscht. Jesus erzählt in seinem Gleichnis vom reichen Mann, der Abraham bittet, den Lazarus von den Toten zurück auf die Erde zu schicken, damit die Brüder des reichen Mannes gewarnt werden und umkehren. Abraham aber lehnt ab: „Sie haben das Wort Gottes! Lass sie das hören!“

Es ist die große Demonstration der Passionsgeschichte: Keine Sonderbehandlung für die Bevorrechtigten! Welch ein Unheil für die Wissenden, Mächtigen, Stolzen! Welch eine frohe Botschaft für die Armen, Unterdrückten, Unwissenden!

Jesus ist ganz anders als wir. Die Benachteiligten sind es, die bei ihm die besondere Pflege und Zuwendung erfahren. Die Privilegierten büstet er ziemlich schroff ab. Jede Bibel klagt an, nimmt uns die Ausreden. Wir können die Antworten auf unsere Fragen wissen. Warum ziehen wir nicht die Konsequenzen?

3. Warum es für die Diskussion zu spät ist.

Ich habe den Eindruck, dass das Angebot einer offenen Diskussion eine große Hilfe ist, wenn es darum geht, zum Glauben an Jesus zu finden. Ich biete sie gerne an. Wer seine Kritik und seine Zweifel abladen kann und aussprechen darf, ist auch empfänglicher für die Antwort, die Jesus gibt. Missverständnisse lassen sich leichter klären, wo man offen reden darf.

Warum schneidet Jesus in unserem Text jede Möglichkeit einer Diskussion ab? Er durchschaut, dass es dem Hannas gar nicht um die Wahrheitsfrage geht. Hannas ist ja mit Jesus längst fertig. Sein Urteil ist schon gefällt. Es stand vor der Verhaftung Jesu schon fest. Der Prozess läuft nur noch zum Schein.

Hannas fragt nach den Jüngern Jesu und nach seiner Lehre, um die möglichen unangenehmen Folgen dieser Scharlatanerie noch rechtzeitig zu erkennen und zu vermeiden.

Jesus aber lässt sich nicht ein auf ein Scheingespräch über Grundsatzfragen. Er sagt dem Hannas: Du hast dich ja längst entschieden. Nun steh dazu und tu nicht so, als ob du noch nach der Wahrheit suchtest! Du willst doch nur dein Vorurteil befestigen!

Dem Suchenden gilt das Versprechen Jesu: „Wer sucht, der findet. Wer anklopft, dem wird aufgetan.“ Geduldig geht Jesus auf ihn ein. Wer wirklich ehrlich Antwort haben will, mag so kritisch sein, wie er will, er steht unter der Verheißung Jesu, ans Ziel zu kommen. Den Selbstgerechten aber entlarvt Jesus. Jesus lässt sich nie vor unser Gericht ziehen. Wir sind nie die Instanz über ihm, vor der er sich verantworten müsste. Vom Standpunkt des Hochmutes aus lässt sich keine Erkenntnis Jesu gewinnen.

Es gibt Gespräche mit und über Jesus, die kommen zu spät. Wir wissen, woran wir sind. Ziehen wir die Konsequenzen!

Amen

Ulrich Parzany

XI.

Eine schallende Ohrfeige.

Johannes 18,22.23

Als er aber solches redete, gab der Diener einer, der dabeistand, Jesus einen Backenstreich und sprach: Antwortest du so dem Hohenpriester? Jesus antwortete: Habe ich übel geredet, so beweise, dass es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?

Zu dieser kurzen Szene aus einer der letzten Gespräche Jesu ist folgende Vorbemerkung sehr wichtig: Im alten Israel hielt man das Recht des Armen sehr hoch. Wie viel Rechtsbewusstsein in einer Gesellschaft und in einem Volk herrscht, kann man immer daran erkennen, wie in dieser Gemeinschaft mit den schwächsten Gliedern umgegangen wird.

Ein besonders kritischer Punkt ist das Verhalten Angeklagten gegenüber. Ob ein Rechtsempfinden sich durchsetzt, zeigt sich daran, in welcher Weise Wahrheitsfindung betrieben wird, ob das überhaupt geschieht und wie oberflächlich oder gewissenhaft Urteile gefällt werden.

In den Gesetzen des alten Israel gab es die Vorschrift, dass niemand zum Tode verurteilt werden durfte aufgrund eines von ihm selbst abgelegten Schuldbekenntnisses. Man wusste, dass ein solches auch durch Folter erpresst werden kann. Das Gericht war verpflichtet, die Schuld objektiv beweisen zu lassen durch die Aussagen von mindestens zwei Augenzeugen.

Das ist eigentlich der Hintergrund des Geschehens in unserem Text. In der Nacht zum Karfreitag wird Jesus vor Hannas geführt, den Chef des Hohenpriester-Clans, den Schwiegervater des augenblicklich amtierenden Hohenpriesters Kaiphas. Hannas fragt Jesus nach seinen Jüngern und nach seiner Lehre. Jesus, der das israelitische Recht kennt, antwortet darauf: „Was fragst du mich? Frage die, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe.“

Das ist genau der Hinweis auf geltendes israelitisches Prozessrecht. Die Gegenpartei allerdings reagiert mit den „schlagenden“ Argumenten, die unser Text berichtet. Ich höre bei dieser Ohrfeige einen besonderen Knall.

1. Ein einladender Schall.

Ich will diese merkwürdige Formulierung erklären. Hannas war in den Jahren 6 bis 15 nach Christi Geburt selbst Hoherpriester gewesen. In dieser Zeit der römischen Besatzung wurde das höchste jüdische Amt, das ein Mann eigentlich lebenslang innehaben sollte, durch Bestechung und Schieberei vergeben. Darauf verstanden sich Hannas und seine

Sippe hervorragend. Im Talmud heißt es: „Weh dem Hause Hannas! Weh ihrem Schlangengezisch! Sie selbst sind Hohepriester, ihre Söhne verwalten den Tempelschatz, ihre Schwiegersöhne sind die Wächter des Tempels, und ihre Diener schlagen das Volk.“

Das war die Wahrheit, die jeder kannte, Rücksichtslos hielten sich die Machthaber an den Hebeln der Macht, und ihre Diener schlugen das Volk. Jesus bekommt das in unserer Szene zu spüren. Aber das Besondere daran ist: Der allmächtige Gott kommt in diese Welt in diesem Manne Jesus von Nazareth, und dieser Herr Himmels und der Erde lässt sich solche Behandlung gefallen! Opfer der Gewalttätigkeiten sind meist wehrlos. Jesus aber hat die Schöpfermacht Gottes zur Verfügung. Hat er es nötig, sich ungerecht schlagen zu lassen?

Was soll das heißen, wenn der Herr der Welt freiwillig das erträgt, was Millionen Opfer der Ungerechtigkeit in ohnmächtiger Wut erdulden müssen, weil ihnen keine andere Wahl bleibt?

Genau an dieser Stelle höre ich den einladenden Schall dieser Ohrfeige: Der König steht bei seinem Volk. Er ist den Geschlagenen nah und lässt sich behandeln, wie sie behandelt werden. So kann er rufen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Übrigens bedeutet eine Ohrfeige für den Orientalen noch in viel schlimmerem Maß eine Demütigung und tödliche Beleidigung, als wir Europäer uns das vorstellen. Jesus ist wirklich eine „sympathische“ Gestalt. Sympathie heißt Mitleid. Jesus leidet mit den Misshandelten und holt sie in ihrer Demütigung ab.

Allerdings ist das nicht alles. Es hilft einem Ertrinkenden nicht, wenn ein anderer aus Solidarität mit ihm sich auch ertränkt. Wir müssen über Jesus mehr sagen. Aber am Anfang sehen wir diese Erniedrigung des Königs wie eine Einladung seiner Liebe an alle Geschlagenen. Lassen wir uns von ihm abholen in unserer Not?

2. Ein alarmierender Schall.

Diese schallende Ohrfeige entlarvt die raffinierte Heimlichkeit des Unrechts und des Bösen in unserem Leben.

Hannas und seine Leute, auch sein Diener hier in unserer Szene, gehen auf dem Weg des Unrechts. Habgier und Rechtsbeugung sind ihre Lebensgrundlagen. Aber nach außen wahrt man den Schein der Wohlanständigkeit und Gesetzestreue.

Hannas und seine Sippe hatten eine großartige Einnahmequelle, ihnen gehörten die Viehverkaufsstände auf dem Tempelgelände, wo seine Angestellten zu Wucherpreisen garantiert fehlerfreie und im Tempel geprüfte Opfertiere verkauften.

Nach den strengen Opfergesetzen durften nur erstklassige Tiere dargebracht werden, und die Priester hatten darüber zu entscheiden, ob sie einwandfrei waren. Wie schnell fanden sie etwas auszusetzen an den Tauben, Rindern oder Schafen, die von auswärts mitgebracht worden waren. Darum kauften die frommen Juden lieber erst im Tempel die Tiere, wenn sie auch unverschämt hohe Preise dafür zahlen mussten.

Man kann sich vorstellen, warum Hannas eine Wut auf Jesus hat. Das geschäftsschädigende Vorgehen Jesu gegen die Verkäufer im Tempel hat Hannas gegen ihn aufgebracht.

Damals wie heute ist dieses Unrecht gang und gäbe. Es ist damals wie heute Methode, dass die ungeheure Habgier sich unter dem Mantel der Anständigkeit versteckt. Man achtet auf Ordnung und Ruhe und macht sich nicht schmutzig dabei.

So achtet auch in unserer Szene der Diener auf gutes Benehmen dem Hohenpriester Israels gegenüber. Aber seine Ohrfeige und die Antwort Jesu entlarven diese Scheinständigkeit. Im Kontrast zur Gerechtigkeit Jesu zeigt sich die Scheinheiligkeit als das, was sie ist: Tünche.

Wo das Licht Gottes aufleuchtet, gehen den Gegnern die Argumente aus. Da reagiert man nur noch mit den hilflosen Mitteln der Gewalt. Gott erniedrigt sich, kommt aus Liebe in diese Welt, wird ganz klein und bückt sich, um uns in unserem Elend abzuholen, um uns zu helfen. Wir aber schlagen ihm im Namen der Anständigkeit ins Gesicht.

Die Entscheidung in dieser Passionszeit fällt für uns alle immer an dem Punkt: Hören wir auf, unsere Hannasnaturen zu vertuschen und zu rechtfertigen, lassen wir Jesus heran an die traurige Wirklichkeit hinter unserer scheinheiligen Fassade – oder nicht? Die Bibel sagt: „Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer; da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer . . . auf ihren Wegen ist lauter Schaden und Herzeleid, und den Weg des Friedens kennen sie nicht“ (Römer 3,10ff.).

Wer das zugibt, der gibt Gott recht. Wer das vertuscht unter einer Maske der Anständigkeit, schlägt der Liebe Gottes ins Gesicht. Die eigentliche Ablehnung Jesu geschieht da, wo wir uns in unserer scheinbaren Gerechtigkeit gegen ihn behaupten wollen. Gott aber sagt uns die Wahrheit über unser Leben, nicht, um uns nur weh zu tun, sondern um uns zur Rettung durch Vergebung zu rufen.

3. Mit siegesgewissem Widerhall.

Jesus nimmt die Ohrfeige nicht schweigend hin. Seine Antwort spiegelt seine Hoheit und Überlegenheit.

Aber es geht ihm nicht darum, seine Haut zu retten. Er erwartet auch nicht, dass aus diesem Nacht-und-Nebel-Prozess doch noch irgendwie eine gerechte Sache werden könnte. Er macht sich auch keine Illusion über den Ausgang. Er will ein Signal setzen und dadurch anzeigen, dass sein Leiden ein Weg zur Aufrichtung des Rechtes ist. In der Passionsgeschichte bringt Gottes Liebe das Recht zum Ziel.

Aber wie geschieht das? Jesus wird doch umgebracht. Er setzt sich nicht durch! Trotzdem gewinnt seine Liebe den Kampf ohne Gewalt gegen andere. Ihr eigener Weg hat drei Schritte:

❶ Schritt: Gott nimmt das Unrecht nicht einfach hin. Er vollstreckt sein Urteil über den Rechtsbrecher. Aber er vollzieht es an sich selbst.

❷ Schritt: Seine Vergebung ist ganz gewiss, weil sie nicht auf gnädiger Laune beruht, sondern sich auf rechtmäßige Stellvertretung gründet. Die Sünde ist wirklich abgetan, weil sie wirklich gesühnt wurde.

❸ Schritt: Gott will jetzt, dass wir sein Recht tun. Er hat das Recht lieb. Seine Gebote gelten. Die schallende Ohrfeige klingt wie die Totenglocke für den Unrechtsmenschen, aber für die Begnadigten wie die Siegesglocke. Wozu gehören wir?
Amen

Ulrich Parzany

XII.

Mehr Hindernisrennen als Gespräch.

Johannes 18,33 – 36

Pilatus ging wieder hinein ins Richthaus und rief Jesus und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst, oder haben's dir andere von mir gesagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet. Was hast du getan? Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dieser Welt.

Gespräche sind kostbar. Die allermeisten Menschen werden wohl durch persönliche Gespräche zum Glauben an Jesus geführt. Oft werden unsere geheimsten und unsere entscheidenden Fragen hier gestellt und beantwortet. Voraussetzung zum Gelingen eines Gespräches ist in der Regel, dass es in Offenheit geführt wird. Wenn es schon giftig beginnt, dann stehen die Chancen schlecht.

Unser Text zeigt uns einen Ausschnitt aus einem der letzten Gespräche Jesu. Der Einstieg ist denkbar ungünstig. Pilatus hat gerade versucht, die ganze Angelegenheit mit Jesus von sich wegzuschieben und den Juden und ihren Behörden zu überlassen. Das ist ihm nicht gelungen. Nun muss er sich notgedrungen selbst mit Jesus auseinandersetzen.

Jesus steht allein vor ihm, blass, übernächtigt, elend, ohne Freunde oder Anhänger. „Du bist ein König?“ fragt Pilatus höhnisch. Ein schlechterer Start für ein Gespräch ist kaum vorstellbar.

Aber es gleicht wohl manches Gespräch um Jesus auch heute eher einem Hindernislauf durch Schlammflöcher und über Felsbrocken als einem ebenen Weg. Das ist leider typisch. Wir tun uns sehr schwer mit Jesus. Lassen wir uns mit hineinnehmen in diese schwierige Situation!

1. Jesus fragt nach dem Menschen hinter der Maske.

Dieses Gespräch ist eigentlich schon in der Sackgasse, bevor es richtig begonnen hat. Die verletzende Frage des Pilatus hat es eigentlich unmöglich gemacht, noch unvoreingenommen und offen miteinander zu reden.

Aber ich finde das so großartig an dieser Szene: Jesus lässt sich durch die Maske des Pilatus nicht bluffen. Seine Gegenfrage will hinter der Maske von Abgebrühtheit und Arroganz, von Frechheit und Hohn den Menschen aufspüren. Bevor er selbst antwortet, will er erst wissen, was Pilatus wirklich meint. Jesus kennt uns Menschen durch und durch, und deshalb glaubt er uns unser großspurig aufgelegtes Make-up nicht und lässt sich

davon nicht abschrecken. Er weiß, dass hinter unserem Spott oft ein verwundetes Herz voller Sehnsucht steckt, ein Mensch, dem er etwas zu sagen hat.

Die Frage Jesu zielt in zwei Richtungen. Zunächst will sie feststellen: ist das, was du sagst, wirklich schon deine eigene Überzeugung, Pilatus, oder plapperst du nur nach, was du gehört hast? Bist du noch offen für eine Antwort?

Jesus nagelt Pilatus nicht von vornherein fest auf seine Ablehnung und Feindschaft, sondern gibt ihm eine Chance, sich abzusetzen von seinem Hohn. Er versucht, die Schale des von anderen aufgeschwatzten Vorurteils zu knacken.

Jesu will uns zu einem eigenen Urteil führen. Wir kommen ja alle nicht neutral zu ihm. Wir sind schon gegen Jesus voreingenommen. Der Feind betreibt doch kräftig Propaganda und füttert uns mit falschen Informationen. Manches ruppige Großsprechertum gegenüber der Botschaft Jesu beruht keineswegs auf eigenem Forschen und Durchdenken der Fragen, sondern ist oberflächlich angepappte Weisheit.

Die Frage Jesu geht aber noch in eine zweite Richtung. Pilatus, warum fragst du so erstaunt oder höhnisch? Bist du vielleicht persönlich betroffen? Ärgerst du dich wirklich an meiner kümmerlichen Gestalt? Zweifelst du an mir? Gibst du mir hier ein Signal deiner Not? Dann ist die Tür offen für den Empfang der Antwort. Oder sprichst du als Skeptiker, der nur seine Zweifel pflegt und gar keine Wahrheit finden will?

Pilatus dachte, er müsste Jesus untersuchen. Aber Jesus fängt an, ihn ins Licht zu locken. So geht es immer, wenn wir es mit Jesus zu tun bekommen. Da wird die Sache spannend. Schauen wir uns die Reaktion des Pilatus an!

2. Ausweichmanöver.

Pilatus lässt sich nicht packen. „Redest du das von dir selbst, oder haben andere dir das gesagt?“ hatte Jesus ihn gefragt. Er aber antwortet „Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet. Was hast du getan?“

Geschickt windet sich Pilatus aus dem Griff Jesu. Jesus wollte ihn persönlich fassen, aber er gebraucht einen Trick, der Geschichte gemacht hat. Er überlässt Jesus sozusagen nur seine Dienstuniform. Er selbst zieht sich aus dem Jacket. Er wird förmlich, offiziell, dienstlich.

Ich bin für dich nicht zuständig, und du bist für mich nicht zuständig. Ich bin kein Jude. Ich gehöre nicht zu deinem Volk, wenn du eins hast. Ich habe mit dir nur dienstlich zu tun. Es geht um dich, nicht um mich.

Diese Pilatus-Masche ist bis heute der wirksamste Trick, Jesus loszuwerden. Wir sagen: Man darf die Dinge nicht so persönlich sehen! Man muss das jetzt mal versachlichen! Man sollte erst einmal darüber reden, was es mit Jesus an sich auf sich hat.

Der Versuch ist sehr clever, nur man kommt keinen Schritt weiter, weil das prinzipiell bei Jesus nicht weiterführen kann. Was es mit Jesus auf sich hat, kann ich nur erkennen, wenn ich mir seinen persönlichen Zugriff auf mein Leben gefallen lasse. Die Wahrheit über den gekreuzigten König leuchtet mir nur auf, wenn ich ihn über mich urteilen lasse. Nicht mein Urteil über Jesus ist weiterführend, sondern sein Urteil über mich.

Der Gekreuzigte ist das Todesurteil Gottes über mein eigenmächtiges Leben. Gott sagt nein zu mir. Hat er recht? Gebe ich ihm recht? Anders werde ich nicht zur Klarheit über

Jesus kommen, sondern höchstens in christlich verbrämter Selbstgerechtigkeit weiterlaufen.

Der Gekreuzigte und Auferstandene ist Gottes rettender Gnadenanspruch und Freispruch über meinem Leben. Jesus trat an meine Stelle, ich bin frei! Hat er recht? Gebe ich ihm recht? Lasse ich das zu?

„Einmal fällt die Maskerade, die du vor der Welt aufziehst, wenn du durch Gericht und Gnade dich im Lichte Gottes siehst.“ Wir werden alle einmal vor das Angesicht Gottes treten, auch Pilatus. Deshalb sind Ausweichmanöver dumm. Soll das hoffnungsvolle Gespräch mit Jesus wirklich im Schlammloch der Ausreden oder der Gespaltenheit steckenbleiben?

3. *Enttäuschend oder befreiend weltfremd?*

Jesus antwortet auf die Frage, ob er ein König ist, mit ja. Er bekennt sich zu seinem Königtum. Aber was er sagt, klingt in unseren Ohren wie eine Abschwächung: „Meine Königsherrschaft ist nicht von dieser Welt.“

Na ja, denken seitdem die meisten Menschen, Jesus ist eben etwas weltfremd. Man muss ihn nicht ernst nehmen. Jedenfalls hat er keine Macht, und man braucht sich in seiner Lebensgestaltung nicht auf ihn einzustellen. Die Faktoren, die wir wichtig nehmen, sind von anderer Art, wirtschaftlicher, politischer oder militärischer Prägung.

Aber was Jesus dem Pilatus sagt, ist keine Einschränkung. Es klingt fast wie eine Drohung. Vielleicht ist es auch als Einladung gemeint.

Pilatus weiß doch genau, wie wackelig die Macht in dieser Welt ist. Die Sache mit Caesar, dem allmächtigen Herrscher des römischen Reiches, war noch nicht lange her. Der Gewaltige war nur eine Messerklinge weit von der Ohnmacht entfernt gewesen. Ein Gouverneur wie Pilatus konnte heute über Leben und Tod entscheiden, und morgen konnte er in die Verbannung gehen oder hingerichtet werden, wenn in Rom die Laune umschlug. Militärische Stärke findet ihren Bezwingen – und aus ist es mit ihr.

Jesus aber gehört ein Reich, das nicht mit Machtmitteln begründet wurde, die Pilatus oder irgend jemand anders erschüttern könnte. Er kann es sich leisten, einsam ohne Leibwache vor Pilatus zu stehen. Seine Königsherrschaft ist nicht in Gefahr, im Gegenteil: Sie kommt jetzt erst voll zur Entfaltung. Pilatus, begreifst du, dass jetzt alle menschliche Aufgeblasenheit entwertet wird? Spürst du die Befreiung, dass du dich einem Herrscher anvertrauen darfst, der sich Liebe leisten kann statt Menschenverachtung? Beuge dich vor ihm – und du bist Mitsieger. Wie wird das Gespräch ausgehen? Kommt es über die Hindernisse hinweg und führt es zur Eindeutigkeit – auch bei uns?

Amen

Ulrich Parzany

XIII.

Was gehört sich für Gott?

Hebräer 2,10

Denn so ist Gott, um deswillen alle Dinge sind und durch den sie alle sind, dass er den, der da viel Kinder zur Herrlichkeit geführt hat, als den Herzog ihrer Seligkeit, durch Leiden vollendete.

Jedem Kind versuchen die Eltern Benehmen beizubringen, und viel intensive Bemühung wird darauf verwandt. Jeder Hund muss stubenrein werden und Anstand lernen.

Das gehört sich so, und wir alle müssen uns aneignen, was sich gehört. Was aber gehört sich für Gott?

Wir denken: Das ist eine unverschämte Frage! Die darf man gar nicht so stellen! in der Praxis unseres Lebens aber stellen und beantworten wir sie ständig. Wir schreiben Gott doch dauernd vor, wie er sein müsste und wie er nicht handeln kann. Nach unserer Ansicht gehört es sich für ihn, Verständnis zu haben für unseren Lebensstil. Er muss uns aus der Klemme helfen, ohne eine Änderung unseres Wesens zu verlangen. Er soll gefälligst alles erklären, auch das Böse in dieser Welt.

Es gehört sich aber zum Beispiel nicht für den lieben Gott, dass er Gericht hält. Jeder aufgeklärte Humanist des zwanzigsten Jahrhunderts weiß, dass ein anständiger Gott keinen Menschen in die Gottesferne verstoßen kann.

Was gehört sich für Gott? Ich würde diese Frage nicht stellen, wenn sie nicht in unserem Text vorkäme und beantwortet würde. „So ist Gott,“ übersetzt Luther. Wörtlich heißt diese Stelle: „Es ziemt sich für Gott.“ Lassen sie mich drei Gesichtspunkte herausgreifen!

1. *Es gehört sich für Gott, dass er einzigartige Herrschaftsmethoden hat.*

Unser Text nennt Gott den, „um deswillen alle Dinge sind und durch den alle sind,“ also den Schöpfer und das Ziel des Alls. Für den ziemt es sich, „dass er den, der da viel Kinder zur Herrlichkeit geführt hat, als den Herzog ihrer Seligkeit, durch Leiden vollendete.“ Damit ist Jesus gemeint. Er ist „Herzog der Rettung.“

Was sollen wir uns unter einem Herzog oder auch einem Fürsten vorstellen? Ich denke an pompöse Gewänder, rauschende Feste, Traumschlösser, die so verschwenderisch, kunstvoll und ungemütlich gebaut sind, dass keiner mehr darin wohnen möchte.

Der griechische Ausdruck „archägos“ bedeutet auch „Führer.“ Jesus der Führer des Heils? So ein Wort kann man in Deutschland nicht mehr in den Mund nehmen. Es gibt auch die Übersetzungsmöglichkeit „Anführer.“ Aber dabei fällt einem doch sofort eine Räuberbande ein. Auch die militärische Deutung als Generalfeldmarschall passt doch nicht zu Jesus, dessen Triumphbogen doch nicht aus rauchenden Ruinen besteht.

Aber die Bibel nennt Jesus den Führer, Anführer, Herzog und Fürsten der Rettung. Sie gebraucht alle diese von menschlichem Missbrauch hoffnungslos verdorbenen Bezeichnungen und füllt sie mit einem einzigartigen neuen Inhalt.

Es heißt hier in unserem Text: „Die Vollendung des Herzogs der Rettung geschieht im Leiden.“ Der Höhepunkt der Regierungskunst dieses Führers ist das Kreuz. Der Karfreitag ist der stärkste Tag seiner Weltherrschaft.

Was gehört sich für den allmächtigen Schöpfer und Herrn der Welt? Es gehört sich für ihn, den Führer des Heils im Leiden zu vollenden. Er konzentriert all seine Macht darauf, Rettung zu schaffen.

Das ist die einzigartige Herrschaftsweise, die ihn auszeichnet. Rettung ist seine einzige Arbeit, und er kann sie nur bewirken, indem er selber die tödliche Bedrohung auf sich nimmt.

Er trägt unsere Krankheit. Alle unsere Sünde fällt auf ihn. Er setzt sein Leben dafür ein, einstecken, wegstecken, ertragen, wegtragen zu können, was uns erdrückt und abwürgt.

Der Ausdruck, den Luther mit „Seligkeit“ übersetzt, bedeutet Rettung und Heil. In unserer Welt sind die selbsternannten Führer, die sich „Heil!“ zuschreien lassen, immer mörderische Verführer. Keiner von uns lebt für sich allein. Wer nicht dem Führer Jesus folgt, der sich zu unserem Heil selbst opfert, der wird den Verführern zum Unheil nachrennen müssen.

Jesus ist der Fürst, der Herzog. Ja, sein Lebens- und sein Sterbensstil sind gekennzeichnet von Verschwendung. Er verschwendet aus Liebe seinen göttlichen Reichtum an uns. Ob das umsonst war, darüber entscheidet jeder von uns persönlich für sich. Beten Sie mit mir: „Herr, lass deine Todespein an mir nicht verloren sein!“

Anführer einer Räuberbande ist Jesus schließlich auch. Was sind seine Nachfolger denn anderes als Leute, die Gott und den Nächsten das Leben stahlen und beeinträchtigten? Jeder, der sagt: „Ich bin mein eigener Herr, und mein Leben gehört mir!“ Jesus schämt sich nicht, der Anführer einer Bande von Exräubern zu sein, die er zu Kindern Gottes gemacht hat.

Es widerspricht nicht der Ehre Gottes, dass Jesus ins Leiden geht, dass die blutige Ohnmacht am Kreuz die höchste Entfaltung seiner fürstlichen Majestät darstellt. Es ist die Regierungskunst der Liebe Gottes, die sich hier offenbart. Alle Allmacht Gottes muss dazu dienen, uns frei zu machen. Was geziemt sich für Gott? Es gehört sich für ihn, dass er den Fürsten unserer Errettung im Leiden zur Vollendung bringt, sagt der Hebräerbrief.

2. *Es gehört sich für Gott, dass er zum Ziel bringt, was er anfängt.*

In unserem Text wird der Name Gottes mit großer Ehrfurcht umschrieben: „Denn es geziemt sich für den, um deswillen alle Dinge sind und durch den alle Dinge sind.“ Der fromme Jude sprach den Namen Gottes nicht aus.

Der Herr, der Schöpfer und Ziel des Universums ist, offenbart sich uns am Kreuz nicht als ein Gott der guten Vorsätze, die er dann doch nicht ausführen kann. Wir Menschen sind solche Götter, groß in den Plänen und weitreichenden Vorsätzen, die wir aus Schwäche doch nicht in die Tat umsetzen können.

Von Jesus aber heißt es in unserem Text: Er ist ein Anführer der Rettung, der dadurch viele zur Herrlichkeit führt (oder geführt hat), dass Gott den Herzog ihres Heils durch Leiden vollendet hat.

Diese schwierige Satzkonstruktion will uns zeigen, dass Jesu Tod am Kreuz nicht eine Panne ist, sondern Kraftakt seiner Regierungsgewalt. Dadurch werden die vielen Kinder zur Herrlichkeit geführt.

Weil der Höhepunkt und der Tiefpunkt des Dienstes Jesu die Kreuzigung ist, weil er in die tiefste Not herabgestiegen ist, um uns loszukaufen, deshalb bringt er auch ans Ziel. Er führt Kinder zur Herrlichkeit – das bedeutet: Jesus bringt Menschen als die geliebten Söhne und Töchter Gottes in die herzliche und dauerhafte Gemeinschaft mit dem Vater.

Die Herrlichkeit hat drei Stufen: Durch Vergebung der Schuld hat Jesus aus heruntergekommenen Straßenkindern Königskinder gemacht. Nun beginnt die zweite Stufe, in der er diese Königskinder umformen und ihnen die Manieren der königlichen Familie beibringen will. In der dritten Stufe schließlich wird er uns einmal verwandeln in die Herrlichkeit der neuen Welt Gottes, in seine leuchtende Wirklichkeit, wo wir in völliger Harmonie mit Gott leben werden, wo kein Leid und kein Unrecht mehr Platz haben werden.

Diesem Herrn darf ich mich anvertrauen. Er hat alle Voraussetzungen geschaffen, mich ans Ziel zu bringen, und er lässt nicht locker, bis er es erreicht hat.

3. *Es gehört sich für Gott, dass seine Rettung nicht nur wenigen gilt.*

Unser Text spricht davon, dass Jesus viele Kinder zur Herrlichkeit führt. Das klingt in unseren Ohren so, als handele es sich dabei um eine begrenzte Auswahl. Viele sind eben nicht alle.

Der Hebräerbrief ist an Judenchristen gerichtet, und die hebräisch geschulten Ohren verstehen das völlig anders. Im Gegensatz zu wenigen ist hier die umfassende Vielzahl im Blick.

Die entscheidende Frage im Blick auf das Kreuz lautet ja: Wer ist es, der dort stirbt? Viele haben gelitten wie Jesus, und mancher Mensch hat noch grausamere Folter durchgemacht. Was ist das Besondere an diesem Kreuz Jesu, dass er die Massen erretten kann, dass seine Wirksamkeit durch die Jahrtausende geht bis heute?

Weil der Herr der Welt selber, ihr Schöpfer und Richter, sich so tief beugt und am Kreuz stirbt, darum ist es die Rettung für die Milliarden der Menschen. Es ist Gott eine Ehre, den verlorenen Massen Asyl zu gewähren, die Flüchtlinge des Lebens ein neues Zuhause finden zu lassen in seinem Reich. Hier wird keiner ausgewiesen, der unter dem Kreuz Zuflucht sucht. So gehört es sich für Gott.

Amen

Ulrich Parzany

XIV.

Friedensleben contra Totenstille.

Hebräer 13,20

Der Gott aber des Friedens hat von den Toten ausgeführt den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Bundes, unseren Herrn Jesus.

Warum nennen wir unsere Begräbnisstätten eigentlich Friedhof und nicht Kriegshof? Unsere Vorstellung ist wohl die: Der Tod schafft Frieden, und die Menschen, die wir hier begraben, finden ihre letzte Ruhe.

Das könnte uns so passen! Das hätte auch Kaiphas und seinem Kollegen Pilatus gut gepasst. Es war ja ihr Wunschdenken, dass sie nun mit dem Tod Jesu endlich in Frieden gelassen würden. Ein Toter macht keine Scherereien mehr, jedenfalls nicht mehr so viele. Ein Toter klagt nicht an. Man hat ihn im Griff. Er bricht nicht mehr aus und kann nicht mehr beunruhigen.

In Wahrheit aber ist der Tod kein Friedensereignis, sondern ein Kriegsgeschehen. Er zerreißt, er zertrennt. Er reißt uns aus der Hand, was wir lieben. Die Bibel sagt, dass der Tod die bitterste Folge aller Zertrennung ist. Das Wesen des Krieges ist die Zertrennung. Er scheidet Menschen voneinander. Er beraubt Menschen ihrer Körperteile und ihrer äußeren Habe. Er vertreibt Menschen aus ihrer Heimat. Paulus spricht davon, dass der Tod der Sünde Sold ist. Sünde aber ist in ihrer Wurzel Trennung von Gott.

Frieden ist aber nur dort, wo Lebenszusammenhänge existieren, wo Kontakt wirksam sind, wo die Teile eines Ganzen organisch zusammengefügt sind, damit Leben, pulsieren kann.

Der Auferstehungstag Ostern stört empfindlich unsere geliebte Ruhe, die Selbstberuhigung der schlechten Gewissen, die froh sind, dass endlich Gras wächst über manche Dinge. Der Auferstehungsmorgen stört die Totenstille und den Frieden des Pilatus und des Kaiphas. Er bricht ein in die Ruhe der Legionäre und sogar in die Ruhe der Jünger, die gerade anfangen, sich mit scheinbar unabänderlichen Tatsachen abzufinden. Es entsteht Friedensleben contra Totenstille.

1. Der Gott des Friedens bricht die Totenstille.

„Der Gott des Friedens hat von den Toten herausgeführt . . . unseren Herrn Jesus.“

Was passiert eigentlich in der Frühe des Ostermorgens? Was heißt Auferstehung Jesu? Ist er plötzlich wach geworden und aufgestanden sozusagen aus eigener Kraft? Manche behaupten ja, Jesus sei nur scheinot gewesen. Es klingt nicht sehr überzeugend, dass ein zu Tode gefolterter Mann, der drei Tage ohne Essen und Trinken im Grab lag,

einen Stein zur Seite wälzen konnte, vor dem drei ausgewachsene Frauen sich scheuten, und anschließend eine Kohorte römischer Legionäre überwältigte, die ja gewiss nicht von Pappe waren. Aber was ist es sonst um die Auferstehung?

Auferweckung ist ein Schöpfungsakt des lebendigen Gottes, den der Schöpfer Himmels und der Erde an dem Leichnam des gekreuzigten Jesus vollzieht. „Der Gott des Friedens hat Jesus, den Herrn, herausgeführt von den Toten,“ heißt es hier.

Warum wird Gott gerade in diesem Zusammenhang als Gott des Friedens bezeichnet? Weil er die Auferstehung schafft, beweist er, dass er der Gott des Friedens ist. Frieden im Sinne der Bibel ist nicht schlappe Stille, sondern aktiver Kampf gegen den Tod und Sieg über den Tod. Darum wird an dieser Stelle, wo Gott in der einzigartigen Tat der Auferweckung die zerstörerischen Mächte zerschlägt, die Bezeichnung „Gott des Friedens“ gebraucht.

Der Tod bewirkt eine Totenstille, die wir zwar Frieden nennen. Aber es ist ein Diktatfriede, der aufgezwungen wird ohne Rücksicht auf Recht und jedes Wort der Liebe zum Schweigen bringt. Wer aber wirklich Frieden schaffen will, muss Tote auferwecken. Weniger reicht nicht. Der Tod ist der allmächtige Herr, und er steckt in unseren Knochen, kriecht in unsere Gedanken und bewegt unsere Taten. In der Auferweckung Jesu schafft Gott neue Lebenszusammenhänge gegen die Macht des Todes.

Unser Text ist in seiner Fortsetzung ein österlicher Segenswunsch. Er steht am Ende des Hebräerbriefes, der in manchen Kapiteln etwas von den Nöten der christlichen Gemeinde durchschimmern lässt.

In diese Situation hinein sagt der Apostel: Der Vater Jesu Christi hat seine Eigenschaft als friedenschaffender Gott am Ostermorgen unter Beweis gestellt. Er stiftet neue Lebenszusammenhänge zwischen Gott und Menschen und zwischen Menschen untereinander.

Friedensleben entsteht am Ostermorgen. Wir dürfen da hineingezogen werden. Der Gott des Friedens streckt seine Hände nach uns auch.

2. Gott setzt seine Existenz aufs Spiel.

„Der Gott des Friedens hat den großen Hirten herausgeführt durch das Blut des ewigen Bundes.“ Das bedeutet: Die Auferweckung Jesu geschieht um dieses Bundesblutes willen. Wie ist das zu verstehen?

Die Auferweckung hat eine Vorgeschichte, die das Ostergeschehen geradezu zwingend notwendig macht. Gott hat Tatsachen geschaffen, die ihn innerlich nötigen, Jesus aufzuerwecken.

Am Anfang der Geschichte des Volkes Israel nach dem Auszug aus Ägypten schließt Gott am Berg Sinai mit diesem Volk einen Bund: Ihr sollt mein Eigentumsvolk sein, um das ich mich kümmerge, für das ich alle Verantwortung übernehme, ein Volk von Königen und Priestern. Das Volk antwortet mit dem Versprechen: „Alle Worte, die der Herr gesagt hat, wollen wir tun.“ Der Bundschluss wird dann besiegelt, indem Mose das Volk mit dem Blut von Opfertieren besprengt.

Was soll das Blut? Es ist das Zeichen für die Tatsache: Es geht ums Leben. Wenn Israel diesen Bund bricht, verwirkt es sein Leben. Gott schwört ihm die Treue, und er gibt ihm in seinen Geboten gnädige Wegweisung und Lebensregeln.

Blut ist in der Bibel der Inbegriff des Lebens, und es geht bei diesem Bund um Tod und Leben.

Der Hebräerbrief redet wie die großen Propheten von dem ewigen Bund, den Gott schließt. Aber es war die Not Israels, dass es den Bund immer wieder brach und unter Gottes Gericht geriet. Da kündigt Gott einen neuen, soliden, unverbrüchlichen Bund an, der der Tatsache Rechnung trägt, dass das Volk ein Bundesbrecher ist.

Gott schließt den neuen Bund in der Kreuzigung seines Sohnes Jesus Christus, dessen Blut dort vergossen wird. Gott schwört bei seinem eigenen Leben die Treue zu seinen verlorenen Geschöpfen. Er überwindet mit diesem Bundesschluss auf Golgatha den Bundesbruch der Menschen.

Er setzt seine Existenz als Pfand ein. Sein Blut soll es besiegeln, dass er seinem rebellischen Geschöpf die Liebe durchhält und es retten will. Ostern ist nun die Nagelprobe darauf, ob dieser Treueschwur Gottes wirklich durchträgt oder ob er nicht anders ist als unsere menschlichen Treueversprechen: Der Tod ernalmt sie und löscht sie aus.

Gott zeigt, dass der Tod seine Treue nicht zerbrechen kann. Der Tod kann alles kaputt machen, aber Gottes Treue nicht. Gott hat sein Blut dafür gegeben, nicht nur zeichenhaft, sondern wirklich. Seit Ostern ist die durch das Kreuz manifestierte Liebe Gottes erwiesen als unzerstörbar, durchhaltend, unerschütterlich.

3. Die große Hirtenkarriere.

Was ist das Ergebnis der Auferweckung? „Gott hat von den Toten herausgeführt den großen Hirten der Schafe.“

In Jesaja 63 Vers 11 wird berichtet, wie Israel in einer Notsituation nach Gott schreit: „Wo ist denn nun, der aus dem Wasser zog den Hirten seiner Herde?“ Das Volk denkt an Mose, den Gott aus den Fluten des Nils gerettet hatte und zum Hirten Israels bestimmt hatte. Mose führte das Volk aus der Knechtschaft Ägyptens hin zu den Plätzen, wo es Nahrung und Wasser gab, er sorgte für Schutz und Wegweisung im Auftrag Gottes.

Wo ist Gott jetzt, der damals solche Wunderhilfe gab?

Hier ist er! Er zieht den Hirten nicht nur aus dem Beinahe-Tod des Wassers. Er führt ihn herauf aus dem Totenreich und setzt ihn zum Hirten ein.

Das ist eine unvergleichliche Hirtenkarriere. Jesus ist der große Hirte, der einzigartige im Gegensatz zu all den anderen, die Gott seinem Volk vorher schon je und dann gab.

Jesus ist der gute Hirte. Kein anderer leitet, versorgt, schützt wie er. Seine Leute können selbst durch den Tod nicht mehr aus Jesu Händen gerissen werden.

Der griechische Ausdruck, der hier für „Schafe“ steht, bedeutet eigentlich „Kleinvieh.“ Das ist typisch für Jesus. Er ist der unvergleichlich große Hirte, der sich vor allem um die kleinen Leute kümmert in einzigartiger Liebe. Mit der Auferweckung beginnt seine Friedensaktivität voller Lebensbewegung, Suchbewegung, Fürsorgebewegung. Das ist sein Friedensleben gegen die Totenstille der von Gott Getrennten.

Amen

Ulrich Parzany

XV.

Die Ostertüchtigkeit.

Hebräer 13,20.21

Der Gott aber des Friedens, der von den Toten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Bundes, unsern Herrn Jesus, der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was vor ihm gefällig ist, durch Jesus Christus; welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Stellen Sie sich vor, jemand nimmt einen riesigen Vorschlaghammer, holt mächtig Schwung und schlägt auf einen kleinen Nagel, den er in die Wand treiben will, um einen Bilderrahmen daran aufzuhängen. Bei dem muss doch etwas nicht stimmen! Stellen Sie sich vor, jemand will das Herzklopfen vor einer Prüfung durch eine Herzoperation überwinden. Das wäre genauso verrückt. Es ist ein sprichwörtlicher Witz, dass einer mit Kanonen nach Spatzen schießt.

Wenn gewaltige Unternehmungen in Gang gesetzt werden, muss es sich auch um die Lösung entsprechend großer Probleme handeln. Bei großen Aktionen können wir mit Recht durchgreifende Wirkungen erwarten. Taten und Ergebnisse sollten in einem gesunden Verhältnis zueinander stehen.

In unserem Text dem österlichen Hirtengruß am Schluss des Hebräerbriefes, wird mächtig ausgeholt. Der Gott des Friedens wird angerufen, der Jesus von den Toten auferweckt. Die ganze heilige Treue Gottes wird beschworen, die sich im blutigen Bundesschluss am Kreuz offenbart. Jesus als der Weltherrscher wird genannt. Und was soll dabei herauskommen? Was soll erbeten und bewirkt werden? „. . . der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen.“

Ist das denn eine angemessene Relation? Natürlich sollte man sich um das Gute bemühen und versuchen, den Willen Gottes zu tun. Aber eigentlich buchen wir das mehr unter Moral ab und sehen es nicht als so wichtig und weltverändernd an.

In Gottes Augen nimmt sich die Sache anders aus. Für ihn gibt es nur ein großes Ziel, das in unserem Leben erreicht werden muss: Sein Wille soll geschehen!

Mit der Auferweckung Jesu setzt sich Gottes Wille durch gegen die Todesmacht, gegen die Feindschaft der religiösen und nichtreligiösen Gottlosigkeit, gegen das Versagen der Jünger. Gott kommt zum Ziel: Seine Liebe am Kreuz wird am Ostertag als Triumph der Liebe Gottes bestätigt. Gott holt weit aus, um auch bei uns eins zu erreichen: die Ostertüchtigkeit. Wir sollen fähig werden, seinen Willen zu tun. Was gehört zu dieser Ostertüchtigkeit? Wie kommt sie zustande?

1. Gott muss alles selber machen.

Dieser Gebetswunsch ist kein Appell an unseren guten Willen: Gott hat so viel für euch getan, nun bemüht euch, entsprechend zu leben! Veranstaltet moralischen Frühjahrsputz! Es geht hier um einen Gebetswunsch. Der Apostel erwartet nichts von den Christen. Der Gott, der keine Mühe gescheut hat, um Frieden zu schaffen, der Kreuz und Auferstehung Jesu in Szene gesetzt hat, um uns zu bewegen – aus dem Tod ins Leben zu reißen – der soll nun auch noch in uns schaffen, was er von uns getan haben will. Sonst läuft nichts. „. . . und schaffe in uns, was vor ihm gefällig ist, durch Jesus Christus.

Der auferstandene Jesus ist der Hebel in Gottes Hand, mit dem er uns Klötze vorwärtsbewegt, hin zu seinen Zielen.

Gott ist kein Idealist. Das unterscheidet ihn mächtig von uns Menschen. Er macht sich nichts vor. Er weiß, was er von uns nicht erwarten kann. Ein schlechter Baum bringt keine guten Früchte. In uns steckt kein guter Kern, an dem Gott anknüpfen könnte, um noch etwas Gutes aus uns hervorzulocken.

Gottes Politik verläuft ganz anders. Er beginnt mit der Schöpfung aus dem Nichts. Er weiß, dass er bei uns nur negative Voraussetzungen findet. Er setzt bei seinem geliebten Sohn an und steckt ihn in die Haut unseres Lebens. Er weckt Jesus wieder auf vom Tode. Das ist ein ebenso einzigartiger Akt wie die Erschaffung der Welt. So macht er die Gottlosen gerecht.

Dass wir uns so schwer tun, das Kreuz Jesu und das Ostergeschehen zu begreifen, liegt nicht an der Begrenztheit unseres Verstandes, sondern daran, dass wir unverbesserliche Idealisten sind im Blick auf die Natur des Menschen und noch immer meinen, mit entsprechendem Bemühen selber etwas Gutes schaffen zu können.

Die Bibel aber sagt uns, dass Gott selber jeden Schritt des Gehorsams, den wir nach seinem Willen tun sollen, in uns bewirken muss. Aus uns kommt nichts, aber durch ihn kann auch Gehorsam wachsen. Unser Realismus Gottes, der unsere Selbstüberschätzung brutal zerbricht, ist aber auch unsere Chance.

Wenn ich vor der Frage stehe, ob ich Gottes Willen tun soll, gibt es für mich nur eine ehrliche Antwort: Ich möchte es grundsätzlich gerne, aber ich kann es nicht. Meine Vorsätze sind nicht stark genug. Jesus will ja tatsächlich, dass ich meine Feinde liebe, nicht nur theoretisch. Er will, dass ich ohne Aufhören vergebe. Er will, dass ich ehrlich bin. Er will, dass mein Leben ein Dienst für ihn und die Mitmenschen wird. Er will es wirklich. Gott hat doch nicht umsonst so viel eingesetzt. Er will bei uns zur Wirkung kommen.

Er erwartet, dass wir unsere eigenen Bemühungen um Gehorsam aufgeben und uns ihm überlassen: „Danke, Herr, dass du in mir auf die Beine stellen willst, was ich nie bewerkstellige! Schaffe du in mir dein Wunder des Gehorsams!“

In uns regt sich noch viel zu viel eigene Bastelei im Blick auf unsere Heiligung. Wir wollen noch zu viel selber versuchen, statt uns auf Jesus zu werfen.

2. Von der Auferstehungsherrlichkeit nach oben gezogen.

Der Apostel beendet seinen Gebetswunsch mit der Anbetung Gottes und des Herrn Jesus Christus: „. . .welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Das ist typisch. Wenn wir uns beschäftigen mit unseren moralischen Bemühungen und unserem Scheitern, dann werden wir von unseren Niederlagen niedergeschlagen. Der Teufel, der Feind unseres Lebens, benutzt sie, um sie uns wie einen Knüppel auf den Kopf zu schlagen, dass wir resignieren und den Kampf aufgeben. Der Apostel erwartet den Gehorsam nicht aus der Fähigkeit des Menschen. Er erbittet ihn vom auferstandenen Herrn. Darum endet sein Brief, in dem er sich mit den Nöten der Gemeinde beschäftigt hat, nicht in der Resignation und Mutlosigkeit, sondern in der Anbetung. Wer seinen Blick auf Gott lenkt, der gerät unversehens ins Staunen, denn da gibt es viel anzubeten: Er sieht den Gott des Friedens, der sich in der Auferweckung Jesu beweist; den großen Hirten der kleinen Leute, der sich um uns kümmert wie sonst niemand; den Herrn, der in uns sogar noch das Wollen und Vollbringen seines Willens schafft.

Alle Ehre gehört ihm „von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Das ist einer der starken Ausdrücke der Bibel, die man gar nicht wörtlich wiedergeben kann. Gemeint ist hier nach jüdischem Verständnis „von Weltzeiten zu Weltzeiten.“

Die Geschichte ist voller dramatischer Entwicklungen und Bewegungen, voller Wechsel und Turbulenzen. Wir können sie nicht durchschauen und bekommen sie nicht in den Griff. Es gibt nur einen Richtpunkt, an dem wir uns orientieren können, der nicht wankt und bricht: Gottes Herrlichkeit!

Wer vom Getriebe der Welt und dem wirbelnden Strom der Zeiten nicht rettungslos fortgerissen werden will, findet hier alleine seinen festen Halt: Gottes Majestät anbeten!

Das ist Ostertüchtigkeit: den Herrn anbeten, der seit Ostern Herrscher über alle Welt ist, und vor niemandem sonst die Knie beugen! Das ist nicht selbstverständlich. Da muss Gott wirklich weit ausholen, um das in unserem Leben zu erwirken!

3. Das österliche Amen!

Am Schluss unseres Textes steht ein „Amen.“ Das spricht eigentlich nicht der Verfasser des Hebräerbriefes. Nach gottesdienstlicher Praxis ist es die Antwort der Gemeinde auf das Lob Gottes, das ist einzelner angestimmt hatte: Ja gewiss! Das stimmt! Das ist wahr! Wir bestätigen es! Gott allein gebührt die Ehre! wir wollen es annehmen!

Denken wir an die Vorgeschichte: Vor Karfreitag wollten die Jünger Jesus so gerne treu sein. Aber dann haben sie versagt. Verzweifelt und enttäuscht sitzen sie vor lauter Angst im Versteck. Und dann tritt der Auferstandene in ihre Mitte mit seinem Friedensgruß. „Der Herr ist auferstanden!“

Erst zweifelnd und zögernd, dann gewiss, getröstet, jubelnd stimmen sie ein: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ So lautet bis heute der Ostergruß in der Ostkirche.

Die Osterbotschaft wartet auf unser Amen. Sie ist Gottes Einschreibebotschaft an uns. Wir sollen dem Empfang quittieren: Amen! Ja: angekommen, angenommen, begriffen! Lassen Sie die österliche Zeit nicht vorbeigehen ohne dieses Oster-Amen!

Amen

Ulrich Parzany

XVI.

Samuels Leben. (1)

Wir dürfen Geschenkkind sein.

1. Samuel 1,27.28

Um diesen Knaben bat ich. Nun hat der Herr meine Bitte gegeben, die ich von ihm bat. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Leben lang, weil er vom Herrn erbeten ist. Und sie beteten daselbst den Herrn an.

In den nächsten Wochen soll uns das Leben Samuels beschäftigen, wie es uns im Alten Testament berichtet wird. Menschen der Bibel sind Modelle, die Gott uns zeigt, und an ihnen können wir in oft übersteigerter Deutlichkeit erkennen, was Gott mit einem jeden von uns vorhat. Auch wenn diese Gestalten an herausragender Stelle stehen und eine besondere Rolle spielen in der Heilsgeschichte, wird doch an ihnen manches Typische sichtbar, was ein Christenleben kennzeichnet.

Samuel hat eins gemeinsam mit vielen Menschen, die Gott in seinen Dienst ruft: Er hat einen denkbar schlechten Start dafür. Seine familiären Voraussetzungen sind wenig ermutigend. Man ist fromm und hält sich regelmäßig zu den Gottesdiensten, aber der Alltag ist durchzogen und geprägt von Lieblosigkeit und Bitterkeit. Elkana, der Mann, hat zwei Frauen: Hanna und Peninna. Das kann ja nicht gut gehen. Rivalität und Demütigungen sind an der Tagesordnung, zumal Hanna kein Kind bekommt, während die andere Söhne und Töchter hat. Kein Kind zu haben, das bedeutete im alten Israel Erniedrigung und Verachtung.

Als Hanna im Heiligtum zu Silo betet und ihre Not Gott hinweint, hält der Priester Eli sie für betrunken. Das ist typisch für abgestandenes Christentum: Alle sind dafür, dass man betet und zum Gottesdienst geht. Aber wenn einer Ernst macht mit seinem Glauben, dann sieht man ihn für überspannt an.

Hanna erfleht einen Sohn von Gott und tut ein Gelübde, dass sie diesen Jungen ganz Gott weihen will. Wie manches Versprechen wird in Notsituationen gegeben, und nachher spielt es keine Rolle mehr! Dann kommt der Sohn, aber die Probleme für die Mutter bleiben. Die Familie versteht sie nicht. Als Samuel drei Jahre alt ist, bringt Hanna ihn, wie sie es gelobt hatte, zum Priester Eli nach Silo. An dieser Stelle steht im 1. Buch Samuel unser Text.

Samuel ist ganz bestimmt ein Extremfall, eine ganz besondere Figur in Gottes Geschichte. Trotzdem erkennen wir an ihm manches, was für alle von uns gilt. Unser Text zeigt uns etwas ganz Wichtiges: Wir dürfen Geschenkinder sein!

1. *Geschenkkinder sind mehr als Wunschkinder.*

Es ist beglückend, wenn ein Mensch wissen darf: Ich bin erwünscht! Meine Eltern haben mich gewollt, und ich wurde geliebt vom ersten Augenblick an. Aber die Sache mit dem Wunschkind kann auch zu einer gefährlichen Sackgasse werden. Heiße Wünsche sind oft enge Nachbarn bitterer Enttäuschungen.

Hanna hat Samuel von Gott erbeten. Das ist mehr als ein Wunsch. Es ist die Bitte: Herr, ich will nicht meine Wünsche durchsetzen, sondern ich bitte dich um dein Geschenk!

Wenn wir einen Menschen aber ansehen können als ein Geschenk Gottes, dann hat das eine großartige doppelte Folge: Erstens können wir diesen Menschen immer nur anschauen im Zusammenhang mit dem Geber. Bei seiner Wunscherfüllung ist der gewünschte Gegenstand die Hauptsache, aber bei einem Geschenk ist stets der Schenkende mit im Blick. Der Wert eines Geschenkes hängt mit dem eng zusammen, der es schenkt. Wenn man den Schenkenden besonders hoch schätzt, bekommt auch eine von ihm geschenkte Kleinigkeit einen ganz hohen Wert. Deshalb sind Geschenkkinder mehr als Wunschkinder. Sie sind nicht nur so lange unsere Freude, wie sie in unsere Vorstellungen hineinpassen. Sie bleiben kostbare Gaben Gottes auch dann, wenn sie unsere Wünsche und Absichten sprengen und kaputtbrechen.

Es spielt eine ungeheure Rolle für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen, ob wir einander ansehen können als Menschen, die uns von Gott geschenkt wurden. Besonders in den Augenblicken wird das wichtig, wo wir den anderen nicht mehr ertragen zu können meinen und ihn abschieben möchten.

Zweitens hat es aber auch eine große Bedeutung für das Geschenkkind selbst. Das Klima des Lebens ist doch oft sehr rau, und man kann schon öfter in Gefahr kommen, daran zu zweifeln, dass man wirklich ein Wunschkind ist. Das aber darf ein Mensch Gottes wissen: Ganz gleich, ob ich im Augenblick in meiner Umgebung angenommen, geborgen und erwünscht bin oder nicht, – ich bin ein Geschenk, eine Gabe Gottes! Das schafft ein gesundes Selbstbewusstsein, stärkt und macht Mut.

Es ist gut, wenn man Menschen hat, die einen lieben und tragen. Aber es ist unser Schicksal, dass die liebsten Menschen uns verlassen müssen, von uns gerissen werden durch den Tod, und wir fallen ins Leere, wenn wir nicht in den Händen des liebenden Gottes sind. Von ihm geschenktes Leben hat ein positives Vorzeichen, auch in den Zeiten, wo es uns eher wie eine Zumutung erscheint.

2. *Was soll mit den Geschenken geschehen?*

Hanna bringt den von Gott erbetenen Sohn zurück in die Stiftshütte, damit er dort zum Diener Gottes erzogen werden soll. Ist es Selbstquälerei, dass sie dies Geschenk an Gott zurückgibt? Samuel ist schließlich nicht viel älter als drei Jahre, als er zur Priesterschule gebracht wird. Kann eine Mutter überhaupt so handeln? Und schließlich: Ein Geschenk macht niemand in der Absicht, es wieder zurückzuerhalten. Was bedeutet Hannas Tat?

Hanna hat zwei Dinge begriffen, und mit ihrem Handeln bekennt sie sie wegweisend: Kinder - und Menschen überhaupt – sind Gottes Eigentum und gehören nicht uns. Auch ich selbst gehöre nicht mir. Gott allein hat ein Recht an meinem Leben. Das ist die

unbekannteste Tatsache und die ungeliebteste Wahrheit auch in unserem christlichen Abendland. Aber wessen Eigentum ich bin, ist die Schicksalsfrage meines Lebens.

Als zweites zeigt Hanna hier das Ziel jedes menschlichen Lebens: Es soll dazu dienen, Gottes Willen und Vorstellungen auf dieser Erde zu verwirklichen. Gottesdienst – uns von ihm dienen zu lassen und ihm zu dienen – ist der einzige Sinn unseres Lebens!

An Samuel wird das in extremer Weise deutlich, aber es gilt für uns alle. Welche Liebe und welcher Respekt lässt sich an Hannas Tun ablesen! Unsere Liebe ist oft sehr eigensüchtig und will den anderen nach unseren Vorstellungen formen und biegen. Hannas Liebe will das Beste für ihren Sohn, nämlich dass Gottes Wille in ihm wirklich zum Zuge kommt. Das können wir selbst nicht machen, aber es wird das Gebetsziel. Hanna betet für Samuel, und das wird ihre vorrangige Arbeit für ihn.

Übrigens sagt ein Ausleger: Hanna gibt Gott Samuel als Darlehen. Sie verliert nichts, indem sie eigensüchtige Wünsche aufgibt.

Das Kapitel ist bei Gott am besten angelegt. Unser Leben wird nicht verspielt an der Glücksspielbank eigener Vorstellungen.

Was soll mit Geschenken geschehen? Gottes Geschenke haben nur das eine Ziel, dass sie ihm zur Verfügung gestellt werden und er sie nach seinem Willen gestalten, prägen und entfalten darf.

3. *Alles schon vorentschieden!*

Samuel ist drei Jahre alt, als die Mutter ihn bei Eli im Heiligtum abgibt. Ist es wirklich eine unmenschliche Vorstellung, dass über seinen Lebensweg entschieden wird, bevor er auch nur andeutungsweise begreifen kann, was hier geschieht? Erst recht wird er nicht gefragt nach seiner Zustimmung.

Hier ist ein schroffes und schrilles Signal zu hören: Über uns wurde längst entschieden! Das ärgert den freien mündigen Bürger unserer Tage, der sein Leben in eigener Regie unter Vermeidung aller Fremdbestimmung führen will.

Die Bibel aber vermittelt uns die Botschaft, die uns zunächst Schrecken einflößt, die aber im Grunde eine große Freude auslöst: Über uns wurde längst entschieden! Das gilt für uns alle, nicht nur für Samuel. Über uns wurde entschieden auf Golgatha. Da hat Gott ein für allemal gesagt, dass wir Geschenkkinder sind.

An unserem Leben lässt sich schwer ablesen, dass wir aus den Händen Gottes kommen, so sehr sind wir verstrickt in Dunkelheit und Unrecht. Es scheint oft einleuchtender zu sein, dass wir Produkte der Hölle sind.

Aber auf Golgatha macht Gott es ganz unübersehbar deutlich, dass er sich für uns entschieden hat. Hier können wir ablesen, dass es längst feststeht: Wir sind seine Geschenke. Bevor wir uns darauf einstellen können, steht Gottes Wirklichkeit da, tragend, groß und kostbar.

Auch unser Lebensziel ist längst festgelegt, nämlich ihm geweiht zu sein. Von Gott her liegen diese Entscheidungen eindeutig fest, und es ist ein Wahnsinn, wenn wir dieses Kapital im Ungehorsam verscherbeln! Lassen Sie uns Gottes Geschenk dankbar annehmen!

Amen

Ulrich Parzany

XVII.

Samuels Leben. (2)

Was kann da noch rauskommen?

1. Samuel 2,12.18.26

Aber die Söhne Elis waren ruchlose Männer; die fragten nichts nach dem Herrn . . . Samuel aber war ein Diener vor dem Herrn, und der Knabe war umgürtet mit einem leinenen Priesterschurz . . . Der Knabe Samuel nahm immer mehr zu an Alter und Gunst bei dem Herrn und bei den Menschen.

Karl Marx hat gesagt, der Mensch sei „das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse,“ das Zusammenwirken, das Zusammenspiel. Wir reden meist drastischer und sagen: Der Mensch ist das Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass wir alle geprägt sind von unserer Umwelt. Kein Mensch fällt vom Himmel, und er entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit den Einflüssen, die auf ihn einströmen. Keiner lebt in einer keimfreien Zone.

Auch bei uns im Westen sind wir von der Haltung beherrscht: Gesund ist nur der, der sich weitgehend anpassen kann. Auch wir Christen haben allen Ehrgeiz darauf gerichtet, normal und modern zu sein.

Wie aber sieht unsere Welt heute aus, und was ist modern? Kann in einem solchen Klima überhaupt noch ein Mensch unbeschädigt aufwachsen? Muss man nicht hoffnungslos resignieren?

Im Zusammenhang mit dieser Problematik lesen wir unseren Bibeltext, der von einer scheußlichen Umwelt berichtet, in der ein junger Mensch aufwachsen muss. Da kann man nur fragen: Was kann da noch rauskommen?

1. **Traurige Zustände.**

Es geht in unseren Bibelversen nicht um die Sitten in den Städten der Philister, die rings um Israel wohnten. Sie hatten eine hohe Kultur, eine starke Armee, aber eine Baalsreligion der Triebe und der Ausschweifung, die zu einer katastrophalen Verwilderung führte.

Trotzdem wird davon hier nicht gesprochen. Es handelt sich um die Zustände in Israel, in Gottes Volk. Es geht sozusagen um die Christen. Ja noch schlimmer: Es geht um die geistliche Leitung, um das Heiligtum in Silo.

Hanna hatte ihren von Gott erbetenen Sohn Samuel als junges Kind dorthin gebracht, damit er vom Hohenpriester Eli zum Diener Gottes erzogen würde. Aber gerade dort, an der dem Herrn geweihten Stelle, wo das Volk Gottes seine Opfer und Gottesdienste feierte, fanden sich die erschreckenden Zustände.

Eli war ein alter Mann, der selber die Tempeldienste nicht mehr verrichten konnte. Seine Söhne Hophni und Pinehas führten das Geschäft auf ihre Weise. Sie werden in der Bibel Söhne Belials, Teufelssöhne, genannt. Luthers Übersetzung „ruchlose Männer“ ist sehr vornehm und zurückhaltend.

Im Zentrum des Gottesdiensts standen Männer, die nicht nach Gott fragten. Sie kannten Jahwe nicht, heißt es. Sie erkannten ihn nicht als den Herrn über ihr Leben an. Dabei kann man ganz gut das religiöse Amt treiben.

Natürlich hatte das Folgen: Gottes Gebote wurden mit Füßen getreten. Es ging den Söhnen Elis nur darum, reich zu werden und sexuelle Tabus zu brechen. Sie brachen unverschämt die Opfervorschriften, um sich zu bereichern. Sie ließen das Opferfleisch durch ihre Diener aus den Kesseln holen, bevor es Gott dargebracht wurde. Die besten Stücke behielten sie für sich selbst. Wo man Gott nicht kennt, wird das Recht brutal gebeugt.

Auch im Blick auf erotische Abenteuer waren Hophni und Pinehas nicht zimperlich. Sie nahmen die Frauen und Mädchen, die vor der Tür der Stiftshütte dienten, einfach so mit und taten das sogar so öffentlich, dass jeder im Lande darüber redete.

In diesem Klima wuchs der Junge Samuel auf. Der musste doch verdorben werden! Etwas anderes war doch kaum zu erwarten.

Die traurigste Gestalt in unserem Text ist der ohnmächtige alte Eli. Fast erblindet, erfährt er doch von den Schandtaten seiner Söhne, und er schwieg nicht dazu. Er warnte sie: „Ihr tastet Gottes Ehre an, wenn ihr seine Gebote so missachtet!“ Aber sein Wort verhallte unbeachtet. Seine Söhne kümmerten sich nicht darum.

Ist es nicht völlige Illusion, zu erwarten, in einer solch rücksichtslosen, habgierigen, verlogenen und genussüchtigen Atmosphäre könnte ein junger Mensch unverdorben heranreifen, ohne dass sein Gewissen verbogen oder abgetötet wird, könnte sich ein junger Mensch entwickeln zu einem Mann, der mit ganzem Herzen an Gott hält und ihm gehorsam ist? Offen gestanden: Ich finde diese Geschichte auf eine schreckliche Weise aktuell.

Die ältesten Geschichten der Bibel spiegeln doch unsere moderne Welt in ihrer traurigen Verlorenheit. Mancher fragt sich: Hat es überhaupt einen Sinn, heute junge Mädchen und junge Männer zur Umkehr zu Jesus zu rufen? Kann das denn gut weitergehen? Muss nicht jeder neue Anfang zerstört, jedes zarte Glaubenspflänzchen erstickt werden in dem Gifthauch unserer Zeit? Natürlich gibt es Mahner, die aufrütteln wollen, aber ihre Rufe bleiben unwirksame Eli-Sprüche, die in ihrer Ohnmacht nichts verändern an unserer Wirklichkeit.

2. Aber hier ist von Jesus die Rede.

Unser Text stammt aus dem Alten Testament. Trotzdem wird uns an der Gestalt Samuels wie an einem Modell gezeigt, wer Jesus sein wird. Von Samuel heißt es hier: „Er nahm immer mehr zu an Alter und Gunst bei dem Herrn und bei den Menschen.“ Fast

wörtlich genauso wird in Lukas 2 vom zwölfjährigen Jesus gesagt: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“ (Vers 52).

Auch Jesus wächst wie Samuel auf in einer Umwelt voller Unrecht und verlogener Religion. Er lebt nicht auf einem anderen Stern, in einer keimfreien Zone. Er wird von Gott hineingeschickt in eine Umwelt, in der die Religion zur raffiniertesten Methode der Flucht vor Gott geworden ist. Wie es zu Samuels Zeiten im Tempel zuging, so war es zur Zeit Jesu auch, und so ist es bis heute geblieben.

Zunächst einmal predigt uns die Geschichte von Samuel Jesus. Der neue Mensch, der inmitten einer verdorbenen Umwelt nicht angesteckt wird, sondern Gott dient, heißt Jesus.

Von Samuel heißt es, dass er ganz treu seinen Priesterdienst tat in der unmöglichen Umgebung. Er trug das Priestergewand. Was sich bei Samuel andeutet, wird bei Jesus Wirklichkeit: Gott setzt seinen Priester, der treu den Versöhnungsdienst tut, in unsere kaputten Verhältnisse hinein. Er pflanzt seinen Sohn in unsere Erde, aus der nichts Gutes mehr wachsen kann. Er opfert sich selbst.

Darum gibt es mitten in der hoffnungslosen Weltlage einen Neuanfang, von Gott neugeschaffenes Leben. Samuel ist die Ankündigung. Jesus ist die Erfüllung.

3. *Wir rechnen mit neuen Menschen.*

Weil Gottes Sohn in den traurigen Zuständen unserer Erde lebt, stirbt und aufersteht, rechnen wir mit neugeschaffenen Menschen.

Wir träumen ja immer wieder davon, dass wir den idealen, wirklichen, menschlichen Menschen durch Erziehung selbst hervorbringen könnten, wenn wir nur die verderblichen Einflüsse von außen von ihm fernhalten könnten. Wir meinen in unserem Idealismus immer noch, dass das Böse uns nur von außen anfallen kann. Dabei bricht es im Innern des Menschen auf und dringt von da nach außen und verdirbt die Umwelt.

Was wir schaffen, sind nur neue Kreationen, wie die Modeschöpfer sie hervorbringen, die im Frühjahr und Herbst die alten Hüte, Formen und Farbtupfer verändern, aber sonst bleibt alles beim alten.

Samuel ist ein wehrloses Kind in verseuchter Umgebung. Nach menschlichem Ermessen hat er keine Chance, zu einem Mitarbeiter Gottes zu werden. Er entfaltet sich als ein schieres Produkt der Bewahrung durch Gott.

Er ist Gottes Demonstration. Der Mann, durch den Israel erneuert werden soll, wächst in unmöglichen Zuständen auf. An ihm wirkt sich die ganze neuschaffende und bewahrende Kraft Gottes aus. Aus Israels Boden kann nichts Gutes mehr kommen. Gott wird hartes Gericht über Eli und seine Familie halten. Aber mittendrin fängt er mit neuem Leben an.

Wir dürfen aufblicken. Wir müssen nicht resignieren, mag die Welt sein, wie sie ist.

Gott will mitten im Verderben neue Menschen schaffen, die ihm in priesterlichem Dienst zur Verfügung stehen, die Fürbitte üben, Brücken bauen, anderen in die Gemeinschaft mit Gott helfen, Vergebung vermitteln. Sind wir das? Wollen wir zulassen, dass Gott so an uns wirkt?
Amen

Ulrich Parzany

XVIII.

Samuels Leben. (3)

Gestörte Nachtruhe.

1. Samuel 3,1 – 9

Zu der Zeit, da der Knabe Samuel dem Herrn diente unter Eli, war des Herrn Wort selten, und es gab kaum noch Offenbarung. Und es begab sich zur selben Zeit, dass Eli lag an seinem Ort, und seine Augen hatten angefangen, schwach zu werden, so dass er nicht mehr sehen konnte. Die Lampe Gottes war noch nicht verloschen, und Samuel hatte sich gelegt im Heiligtum des Herrn, wo die Lade Gottes war. Und der Herr rief Samuel, und er antwortete: Siehe, hier bin ich! und lief zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich! Du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe nicht gerufen; gehe wieder hin und lege dich schlafen. Und er ging hin und legte sich schlafen. Der Herr rief abermals: Samuel! Und Samuel stand auf und ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich! Du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe nicht gerufen, mein Sohn . . . Aber Samuel erkannte den Herrn noch nicht, und des Herrn Wort war ihm noch nicht offenbart. Und der Herr rief Samuel wieder, zum dritten mal . . . Da merkte Eli, dass der Herr den Knaben rief, und sprach zu ihm: Gehe wieder hin und lege dich schlafen; und so du gerufen wirst, so sprich: Rede, Herr, denn dein Knecht hört.

Schlafstörungen sind sehr unangenehm. Wer von Schmerzen oder Sorgen geweckt wird und sich im Bett wälzt, ohne ein Auge zutun zu können, weiß, wie lang sich die Nächte dehnen können und wie schlimm der nächste Tag oft durch Kopfwahl belastet wird.

Wenn es nachts an der Tür klingelt oder das Telefon schellt, ist das meist kein gutes Zeichen. Jäh steigt in uns die Angst auf. Wer tief schlafen kann, darf dankbar sein dafür. In unserem Text geht es auch um einen Fall gestörter Nachtruhe. Wir müssen uns damit beschäftigen.

1. „Stille Nacht, unheilige Nacht.“

Alles schläft. Da ist Eli, der Hohepriester, ein Mann in hohem Alter, erblindet und schwach. Gut, dass er schlafen kann! Auch Samuel schläft auf seiner Matte im Vorraum der Stiftshütte. Kurz gesagt: der ganze kirchliche Apparat hat Feierabend. Alles ist in Ordnung. Man hat alles im Griff. Die Gottesdienstzeiten liegen fest. Gottes Wort und Sakrament wird richtig verwaltet. Man hat das Programm sorgfältig vorbereitet und die Mitarbeiter eingeteilt. Auch Nachwuchs steht eifrig im Dienst.

Es erscheint mir wie ein gespenstisches Bild für ein weitverbreitetes Christentum. Alles ist vorhanden und wohlgeordnet. Der Gottesdienst läuft, der Pfarrer redet, die

Gemeinde singt – aber Gott schweigt. „Zu der Zeit war des Herrn Wort selten, und es gab kaum noch Offenbarung,“ heißt es in unserem Text. Es gibt dieses tödliche Schweigen Gottes über christlichem Betrieb.

Alles ist bestens geordnet, nur ein persönliches Reden Gottes ist nicht vorgesehen.

Gott schweigt. Das ist die schreckliche Situation, vor der wir hier stehen. Am schlimmsten ist es, dass niemand dieses Schweigen Gottes bemerkt. Niemandem fehlt etwas am christlichen Betrieb.

Aber man kann die Verkündigung des Wortes Gottes nicht organisieren, wie das bei einer Rundfunkveranstaltung möglich ist. Rundfunkprogramme werden jederzeit angeboten. Man schaltet nach Bedarf ein und aus. Sofern man seine Gebühren bezahlt hat, ist alles geregelt.

Wenn Gott nicht redet, dann bewegt sich nichts trotz aller Gottesdienste, die gehalten werden, trotz aller Wortverkündigung, trotz aller Gemeindegarbeit und Seelsorge. An Aktivitäten hat es damals in Silo nicht gefehlt.

Wo Gott nicht in die Gewissen hinein spricht, das wird der ganze christliche Betrieb zum Deckmantel der Sünde. Wenn wir die Söhne Elis, Hophni und Pinehas, anschauen, wird uns deutlich, dass die Menschen an zwei Stellen im Gewissen nicht mehr von Gottes Weisung getroffen sind: Habgier und Ehebruch beherrschen die Atmosphäre in der Stiftshütte. Die Diener Gottes bereichern sich an den Opfern und führen ein sexuell zügelloses Leben. Die Gebote Gottes werden verspottet. Wir wollen nicht gestört werden, heißt die Losung. Alles schläft!

Dunkelheit beherrscht auch den alten Hohenpriester Eli. Seine Blindheit erscheint wie ein Symbol der inneren Finsternis, der dauernden Nacht. Seine Blindheit erscheint wie ein Symbol der inneren Finsternis, der dauernden Nacht.

Nur ein Zeichen der Hoffnung wird genannt: „Die Lampe Gottes war noch nicht verloschen.“

Es war der tägliche Auftrag der Priester, die Öllampen aufzufüllen, damit sie auch die Nacht hindurch im Heiligtum brannten. Gott hat noch Licht an! Es gibt noch Hoffnung! Ob sich da auch für uns noch etwas tut?

2. Gott bricht das Schweigen.

Dreimal ruft Gott Samuel. Der hört die Stimme, aber er begreift nicht, dass sie Gott gehört. Wie soll er auch? Er hat noch nie etwas erfahren vom Reden Gottes. Er kann sich nur an den Priester wenden.

Was ist das für eine schlimme Situation im Volke Gottes, dass junge Leute mitten unter ihm nichts wissen davon, dass der lebendige Gott Menschen persönlich anspricht und sie mit Namen ruft! Wie oft verkündigen wir unsere Kirche statt Jesus Christus, den lebendigen Herrn! Kein Wunder, dass niemand mehr mit dem Anruf Gottes rechnet! Wo aber einer wirklich im Gewissen getroffen wird, haben wir oft nichts Besseres zu tun, als ihn wieder schlafen zu schicken.

Natürlich können wir sagen: Samuel ist eine Gestalt aus dem Alten Bund, wo Gott sich in besonderer Weise Propheten berief. Das stimmt. Aber im Hebräerbrief wird uns bezeugt: „Gott hat in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch den Sohn.“ In Jesus

Christus hat Gott das Schweigen gebrochen. Er redet zu uns, und dieses Reden zielt auf unser Gewissen und fordert Gehorsam.

Es gibt bei uns viel kirchliches Engagement ohne persönliches Hören auf das Wort Gottes, ohne persönliches Leben mit der Bibel. Das ist unheimlich. Der tiefste Schade unserer Zeit liegt nicht in den bösen Entwicklungen und Strömungen in unserer Umwelt, sondern im Innern der Gemeinde Jesu, bei uns, die wir uns Christen nennen.

Gott hat in Barmherzigkeit sein Schweigen gebrochen, aber wir haben alles so großartig organisiert, dass jeder ruhig schlafen kann. Wir brauchen wache Ohren und ein waches Gewissen! Wir brauchen die Stille vor Gott: Herr, was hast du mir zu sagen?

Wir haben kein Recht, auf die verrotteten Verhältnisse in der Welt hinzuweisen, ehe nicht bei denen, die sich Christen nennen, ein neues Horchen auf Gottes Weisung einsetzt in der großen Sorge, wir könnten Gottesdienste halten und christlichen Betrieb veranstalten und singen und beten – aber Gott schweigt. Gott gebe es, dass uns diese Sorge in die Knochen fährt! Es ist die einzige Tatsache, vor der man Angst haben muss, dass wir machen, was wir machen, und Gott schweigt!

3. *Es dämmer.*

Dreimal ruft Gott den Samuel, dreimal geht er hin zu Eli, und dreimal bekommt er von dem alten Priester die Antwort: Geh wieder schlafen! Du hast dich verhört. Erst nach dem dritten Mal dämmer es dem Eli in seiner Blindheit, dass Gott ruft. Der Tag ist noch nicht angebrochen. Die Lampe im Heiligtum Gottes brennt noch. Es ist noch Nacht.

Der Tag beginnt in dem Augenblick, in dem Menschen die Stimme Gottes vernehmen und ihr gehorchen. Aber es dämmer bereits da, wo einer den anderen darauf hinweist: Wenn Gott dich anruft, dann antworte: Rede, Herr, dein Knecht hört!

Es fängt an zu dämmern, wo ein Mensch willig wird, zu hören wie ein Knecht. Das bedeutet Bereitschaft zum Gehorsam. Rede, Herr, dein Knecht hört! Das ist ein Gebet, das man zitternd stammeln kann in dem Bewusstsein: Es kann Folgen haben, die mich erschüttern bis in die Fundamente meiner Existenz. Es kann zerschlagen, was ich mir mühevoll aufgebaut habe. Es kann aufreißen, was ich mit großer Anstrengung unter glatter Fassade verborgen habe. Es fordert Wagemut, zu beten wie Samuel: Rede, Herr, dein Knecht hört!

Ich erbitte von dem lebendigen Herrn, dass diese meine Verkündigung ein Stück Dämmerung bewirken darf, dass wir einander aufwecken, statt einander schlafen zu schicken, dass wir einander in der Bereitschaft fördern, mit offenen Ohren zu hören und mit Gewissen, die bereit sind zum Gehorsam.

Wird Gott gnädig sein und noch einmal rufen? Würden wir es nach drei vergeblichen Versuchen noch einmal tun?

Es hat weder Eli noch ein anderer Mensch in der Hand, Gottes Anruf herbeizuzwingen. Aber wenn Gott unsere Nachtruhe noch einmal stört in seiner Barmherzigkeit, dann erwartet er nur die eine Antwort von uns: Rede, Herr, denn dein Knecht hört!

Amen

Ulrich Parzany

XIX.

Gottes Schlüsseldienst.

Offenbarung 3,7 – 9

Dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia schreibe: Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der auf tut, und niemand schließt zu, der zuschließt, und niemand tut auf: Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet. Siehe, ich werde geben aus des Satans Synagoge, die da sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern lügen; siehe, ich will sie dazu bringen, dass sie kommen sollen und niederfallen zu deinen Füßen und erkennen, dass ich dich geliebt habe.

Wenn ein Schmutzfink Reiner heißt oder ein Feigling Siegfried, dann ist das blanker Hohn. Wenn eine Stadt, in der Vorurteile, Hass und Feindschaft gegenüber Minderheiten herrschen, den Namen Philadelphia (das ist übersetzt Bruderliebe) trägt, dann ist das typisch für unsere Welt: Namen sind wie Lügen.

Die Situation in der Stadt Philadelphia, die im Gebiet der heutigen Türkei lag, war gekennzeichnet davon, dass die kleine Gemeinde der Christen, die es dort gab, ausgesperrt war, isoliert vom gesellschaftlichen Leben. Sie lebte gleichsam eingesperrt in ihr religiöses Ghetto. Ringsum drohten nur verschlossene Türen.

Es ist schön, sich hinter eine Tür zurückzuziehen, wenn man sie jederzeit wieder öffnen kann. Aber ohne Schlüssel in Nacht und Regen vor einer verschlossenen Haustür zu stehen, wenn keiner aufmacht, das ist schrecklich. Oder eingeriegelt zu sein in einer Gefängniszelle, das ist entsetzlich.

Am Himmelfahrtstag feiern wir den Gründungstag von Gottes Schlüsseldienst. Er ist ein wichtiges Datum für unser persönliches Leben. Seit der gekreuzigte und auferstandene Jesus zurückkehrte in die unsichtbare Wirklichkeit seines Vaters, hält er alle Schlüssel Himmels und der Erde in seiner Hand. Alle Mächte der sichtbaren und unsichtbaren Welt sind ihm untergeben. Jesus ist der Chef von Gottes Schlüsseldienst.

1. Erfolgreich bei der wichtigsten Haustür.

Um welche Türen handelt es sich bei unserem Text? Um ihn zu verstehen, muss man eine Geschichte aus dem Alten Testament kennen, an die Jesus hier anknüpft. Sie ist nachzulesen bei Jesaja in Kapitel 22.

In Jerusalem lebte ein Mann namens Schebna, der als Oberverwalter des gesamten Königspalastes die absolute Schlüsselgewalt besaß. Diesem Mann kündigte der Prophet Jesaja an, dass er seinen Posten verlieren sollte. Die Schlüssel zum Hause Davids sollten

Eljakim übertragen werden. Von diesem heißt es dann wörtlich: „. . . dass er auftue und niemand zuschließe, dass er zuschließe und niemand aufschließe.“

Davids Königspalast mit seinen Vorratskammern, Schatzkammern und seinen Wohnräumen für die königliche Familie ist ein Vorbild, ein Modell für Gottes Wirklichkeit. Es geht um die Schlüssel zu Gottes Reichtümern, zum Vorrat an Nahrung, den er bereit hält, zum Eintritt in seine heilige Nähe und Gegenwart. Wer besitzt die Schlüssel zu dieser wichtigsten Haustür der Welt? Wer darf über sie verfügen?

Die Christen in Philadelphia bekamen von ihrer Umgebung immer wieder deutlich gemacht: Euer Glaube an Jesus ist doch nichts wert! Gott ist doch nicht so beschränkt, dass er nur auf einem Weg zu finden ist. Das kann doch nicht stimmen.

Dieser Druck von außen musste die Vorstellung erzeugen: Alle Türen zu Gott und seinem Reichtum sind verschlossen. Dazu kam für die Gemeinde die Anfechtung von innen, die Zweifel, das eigene Versagen. Konnte man mit dem Leben, das man führte, wirklich Zugang finden zu Gott?

In diese verzweifelte Lage hinein lässt Jesus der Gemeinde durch Johannes diesen Brief übermitteln und spricht ihr zu: Ich alleine schließe auf und zu, und ich habe euch eine offene Tür gegeben. Gottes Königspalast steht euch offen. Zugang zu Gott ist möglich. Geht hinein! Sprecht mit ihm! Ihr dürft nehmen aus Gottes Vorratskammern. Bittet ums tägliche Brot! Empfangt Segen die Fülle! Geht in Gottes Büros! Er hat Pläne für euch und euer Leben. Er möchte euch zu seinen Mitarbeitern machen. Tretet ein! Alles steht zu eurer Verfügung!

Unsere größte Not heute sind die verarmten Christen, die gleichsam auf der Schwelle des Hauses Gottes sitzen, ohne hineinzugehen. Man kann heute von der Christenheit in Deutschland sagen, dass sie – im Weltmaßstab gesehen – im gleichen Maße geistlich verarmt ist, wie sie finanziell reich geworden ist. Man nutzt die von Jesus geöffnete Tür nicht. Man lebt nicht aus dem Gespräch mit Gott. Man sucht ihn nicht im Gebet und hört nicht auf sein Wort in der Bibel. Man erfährt nicht mehr die Gemeinschaft mit ihm und seiner Gemeinde im Gottesdienst, weil selbst der Gottesdienstbesuch nicht mehr selbstverständlich ist für Christen. Man gefällt sich in lauter Zweifeln und ist bettelarm, hat für sich selbst keine Lebensgrundlage und kann anderen nichts weitergeben. Dabei wartet die Fülle des Reichtums Gottes auf uns. Seit Jesus Gottes Schlüsseldienst übernommen hat, muss niemand mehr draußen stehen

Gott möchte, dass wir zu ihm hereinkommen und in Anspruch nehmen, was er uns geben will: Vergebung, geheilte Beziehungen, Wegweisung, Hoffnung, erfülltes Leben.

2. Er schafft auch die schrecklich schweren Stahltüren.

Es gibt Türen, die können nur starke Leute öffnen. Ich denke an ein riesiges Stahlportal in einer Kirche oder an schwere, dicke Tresortüren, die in der Regel auch noch durch Sicherheitsschlösser mit schwierigen Zahlenkombinationen verwahrt sind.

Im übertragenen Sinne trennen solche wuchtigen Türen auch Menschen voneinander. Die Gemeinde in Philadelphia bekam das zu spüren. Die schärfsten Gegner der Christen, die die Gemeinde hart bekämpften, werden hier „Synagoge des Satans“ genannt. Es waren mächtige, reiche, auch theologisch gebildete Leute, stark in leidenschaftlicher Ablehnung der Nachfolger Jesu.

In solcher Lage würden wir alle Sorge darauf richten, wie wir die kleine Schar verteidigen, damit sie überleben kann und nicht kaputtgemacht wird. Bei Jesus ist das anders. Er greift an und verspricht diesem verachteten Häuflein mit der kleinen Kraft: „Siehe, ich will sie dazu bringen (die Feinde aus dem radikalen Gegnerlager), dass sie kommen sollen und niederfallen zu deinen Füßen und erkennen, dass ich dich geliebt habe.“ Eine ungeheure Verheißung! Im Altertum fielen besiegte Könige zum Zeichen der Kapitulation vor dem Sieger nieder.

Das ist typisch für Jesus: Er wird die Starken zum Raube haben. Das verspricht er gerade der Gemeinde, die nur eine kleine Kraft hat, keine hervorragenden Leute mit großartigen Begabungen, keine einflussreichen Mitglieder im Rat der Stadt.

Jesus wählt nicht den Weg des geringsten Widerstandes. Er ist und bleibt der Sieger, und die einzige Voraussetzung, die er bei seinen Leuten sucht, um sie hineinzunehmen in seinen Sieg, heißt: „Du hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet.“ Die Christengemeinde steht und fällt damit, dass sie am Wort Gottes bleibt und die offene Tür zu Gott in Anspruch nimmt. Die äußeren Schwierigkeiten können sie nicht umwerfen.

In der Weltmission gibt es riesige Probleme, kulturelle, politische und sprachliche. Wir können sie nicht überwinden, und deshalb hört man überall, dass Missionsarbeit problematisch geworden sei.

Die Stahltore des Widerstandes öffnen wir nicht mit Tricks oder Liebenswürdigkeit oder sozialem Engagement. Alle Programme zerbrechen an diesen Kolossen. Da hilft keine Taktik und keine Strategie. Jesus allein hat die Schlüssel, und er sucht Jünger, keine Träumer und Idealisten.

3. Gottes Öffnungszeiten.

Ich weise noch daraufhin, dass Jesus nicht nur aufschließt, sondern auch zuschließt, so dass keiner mehr öffnen kann.

„Siehe,“ sagt er, „ich habe vor dir gegeben eine offene Tür.“ Augen auf! Jetzt ist die Tür offen! Wir sollen sie auch sehen und hindurchgehen.

An der Stelle, wo einmal Philadelphia lag, gibt es heute keine Christengemeinde mehr. Die Tür ist zugegangen.

Missionsarbeit in der Türkei ist heute unendlich schwer zu tun; aber Tausende von Türken befinden sich in der Bundesrepublik Deutschland. „Siehe, eine offene Tür . . .“ Viele Christen haben noch gar nicht begriffen, dass Gott diese Menschen hier hergebracht hat, nachdem wir nicht zu ihnen gegangen sind oder nicht mehr gehen konnten.

Manche sitzen träumend vor offenen Türen und warten darauf, dass Gott ihnen andere öffnet. Sie sehen nicht die Aufgabe direkt vor ihren Füßen. Gruppen und Gemeinden, die nicht bewirken, dass andere Menschen neu den Weg zu Jesus finden, verpassen Gottes Öffnungszeiten. Er öffne uns heute die Augen für seine Wegweisung!

Amen

Ulrich Parzany

XX.

Samuels Leben. (4)

Wenn Gott ruft.

1. Samuel 3,10

Da kam der Herr und trat herzu und rief wie vorher: Samuel, Samuel! Und Samuel sprach: Rede, denn dein Knecht hört.

Wie oft ruft Gott einen Menschen? Als ich ein Junge war, beeindruckte mich eine Stelle aus dem Buch Hiob sehr stark. Drei Freunde versuchen, dem leidenden Hiob Trost zuzusprechen, und ermahnen ihn, als er ihre gutgemeinten Worte nicht annehmen will. Schließlich fängt der vierte an zu reden. Er heißt Elihu. Sein Argument lautet: Gott ruft einen Menschen. Manchmal geschieht das durch schwere Ereignisse und bedrückende Erfahrungen, manchmal durch Güte und barmherzige Führung. Dann spitzt er den Gedanken zu: „Siehe, das alles tut Gott zwei- oder dreimal mit einem jeden, dass er sein Leben zurückhole von den Toten und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen“ (Hiob 33,29f).

Hat Elihu recht? Wie oft ruft Gott einen Menschen? Ich bin froh, dass ich in der Geschichte Samuels erkennen kann, dass er es nicht nur zwei- oder dreimal tut.

In den Versen vor unserem Text wird berichtet, wie der junge Samuel, der in der Stiftshütte schlief, eines Nachts dreimal erwachte, als er seinen Namen nennen hörte. Jedes mal lief er zum Priester Eli, weil er meinte, von diesem gerufen worden zu sein. Eli schickte den Jungen jedes mal wieder schlafen, bis ihm schließlich aufging: Es könnte Gott sein, der Samuel ruft. Erst auf den vierten Anruf antwortet Samuel: „Rede, denn dein Knecht hört.“

Wir wissen nicht, wie oft Gott einen Menschen anredet. Aber das bedeutet nicht, dass wir mit seiner Geduld spekulieren dürfen.

Es ist schlimm, wenn man den Ruf Gottes in seinem Leben auch nur einmal überhört. Niemand von uns kann sich darauf verlassen, dass Gott sich noch einmal zu Wort meldet.

Es ist gefährlich, so zu tun, als rede Gott gar nicht. Dabei versucht er immer wieder, sich bei uns Gehör zu verschaffen. Ganze Aufmerksamkeit ist gefordert, denn wenn Gott ruft.

1. . . . dann ruft er klar und deutlich.

„Samuel, Samuel!“ Der Junge wurde gleich zweimal bei seinem Namen genannt. Es heißt in unserem Text, dass der Herr kam und sich zu ihm stellte. In welcher Weise das für

Samuel deutlich wurde, wird uns nicht erzählt. Aber er spürte: Gott ist mir ganz nah. Trotzdem rief der Herr, als müsste er eine große Entfernung überbrücken. Er flüsterte nicht nur. Diese Formulierungen zeigen unmissverständlich: Gottes Ruf ist ganz klar. Samuel war sich sicher: Ich habe mich nicht getäuscht. Ich bin gemeint.

Gottes Stimme klang zwar zum Verwechseln menschlich. Sonst wäre Samuel nicht erst zu Eli gelaufen. Er wusste noch nicht, woher der Ruf kam. Trotzdem erkannte er unzweideutig: Hier werde ich gerufen.

Der moderne Mensch fragt: Wie ist das für uns heute zu verstehen? Wie redet Gott denn? Höre ich akustisch seine Stimme? Ist Vergleichbares heute überhaupt noch zu erwarten?

Wir meinen ja vielleicht, Gott habe sich in unsere frommen Gedanken aufgelöst und ein Handeln Gottes sei nicht vorstellbar.

Wenn Gott derselbe bleibt heute, gestern und in Ewigkeit, dann ist sein Reden heute in gleicher Weise deutlich vernehmbar wie bei Samuel. Das ist das typische Kennzeichen der Gewissenserfahrung. Gott spricht den Menschen an, und der Mensch weiß absolut sicher: Ich bin gemeint! Daran gibt es keinen Zweifel.

Der Mensch kann sich abwenden und den Anruf Gottes verächtlich abtun als bloße Einbildung. Trotzdem bleibt der Stachel schmerzhaft im Gewissen haften: Ich bin gemeint!

Gott legt seinen Finger auf eine bestimmte Stelle seines Lebens. Er kann dazu das geschriebene Wort Gottes gebrauchen oder das Reden eines menschlichen Boten. Er hat auch die Freiheit, durch unsere Gedanken zu sprechen. Er kann sich Gehör verschaffen durch Lebensführungen und Ereignisse. Er ist unbeschränkt in seinen Möglichkeiten, weil er der Schöpfer Himmels und der Erde ist. Aber in jedem Fall wird es für den Menschen ganz deutlich: Ich bin gemeint!

Gott stört uns auf und weckt uns aus unserer Ruhe. Ein Mensch beginnt zu fragen und zu suchen wie Samuel. Man nennt das die Erweckung eines Menschen. Das muss keine schöne Erfahrung sein. Sie kann als sehr belästigend empfunden werden. Sie bedeutet auch noch nicht, dass dieser Mensch schon zum Glauben an Jesus kommt. Aber sein Gewissen ist aus dem Schlaf gerüttelt worden.

Es ist gefährlich, wenn wir uns darauf eingestellt haben, dass Gott nicht reden kann. Dann missdeuten wir seinen Anruf. Dann laufen wir zu allen möglichen Adressen, nur nicht zu Gott, wenn sein Ruf uns getroffen hat. Das aber ist lebensgefährlich.

2. . . . dann müssen wir Anrede und Botschaft unterscheiden.

Der Anruf Gottes: „Samuel! Samuel!“ dient dem Aufwecken. Samuel soll aufwachen. Dreimal hört er den Ruf und rennt an die falsche Stelle. Er kommt nicht ins Gespräch mit Gott.

Gott kann einen Menschen aufrütteln, aber das hat keine weiterführenden Folgen, solange der Mensch nicht bereit ist zu hören. Die eigentliche Botschaft, die Gott Samuel vermitteln will, macht er ihm erst bekannt, nachdem Samuel geantwortet hat: „Rede, dein Knecht hört!“

Ich finde es rührend und erschütternd zugleich, wie viele Menschen immer wieder ähnliche Geschichten erzählen: „Ja, damals haben wir gebetet, und Gott hat auch

geholfen.“ „Gott hat mich im Krieg bewahrt. Ich bin aus der Gefangenschaft nach Hause gekommen.“

Und was geschah dann? Wie ist es nach diesem Anruf Gottes weitergegangen? Gott hatte doch deutlich hineingesprochen in ein Leben und eine Situation! Aber nichts geschah. Das Ereignis wurde registriert. Man dachte später gelegentlich noch einmal daran. Eine persönliche Hinwendung zu Gott aber erfolgte nicht.

Gottes Ruf wartet auf die Antwort, die ihm die Hörbereitschaft zeigt. Er will zu uns sprechen. Er hat uns doch etwas zu sagen. Wir aber benehmen und wie ein verrückter Mensch, der sich freut, dass das Telefon schellt und jemand an ihn denkt, der aber den Hörer nicht abnimmt, um nun wirklich zu lauschen und Kontakt zu bekommen zu seinem Gegenüber.

Wir sollten die guten und die bösen Erfahrungen, durch die wir gegangen sind, einmal daraufhin durchdenken: Haben wir Gott wirklich zu Wort kommen lassen, als er sich meldete? Weniger genügt nicht. Wer den Telefonhörer nie abnimmt, wenn es schellt, braucht sich nicht zu wundern, wenn eines Tages kein Klingeln mehr ertönt.

3. . . . dann müssen wir mit der Bereitschaft zum Gehorsam hören.

Samuel sagt: „Rede, denn dein Knecht hört.“ Auf diese Antwort wartet Gott, und jetzt spricht er weiter. Wir können ihm aber nicht zuhören wie einer Schallplatte, die man auflegt, wenn man Lust dazu hat. Viele lesen die Bibel nur dann, wenn sie in Stimmung dazu sind. Man freut sich daran und weiß, dass es einem „was bringt.“ Aber wenn man keine Lust und keine Zeit hat zum Lesen, lässt man es halt bleiben. Es ist wahrhaftig makaber, wie wir mit Gott umgehen.

Man kann ihm auch nicht zuhören wie dem netten Geplauder eines Bekannten, das interessant ist, aber unverbindlich.

Gott ist der Herr. Er wird in unserem Leben nur hineinreden, wenn wir bereit ein, wie ein Knecht zu hören. Was heißt das? Ein Knecht hört die Stimme seines Herrn mit der Bereitschaft, das Gehörte auch zu tun. Der Herr hat das Recht, so gehört zu werden. Wenn wir Gott zum geschwätzigen Kollegen machen wollen, dann schweigt er. Er lässt sich nicht verspotten.

Ein Knecht erwartet von seinem Herrn Anweisungen. Es geht nicht darum, ob die Rede des Herrn schön ist und dem Knecht innerlich etwas gibt. Der Knecht empfängt die Befehle, um sie auszuführen. Das allein zählt. Warum ist das so? Weil Gott Gott ist, bleibt er immer der Herr. Er ist keine Schallplatte, auch kein Pfarrer oder Unterhaltungskünstler. Sein Wort ist immer Machtwort, Schöpferwort. Es verändert immer. Man kann es nicht erst einmal unverbindlich hören, ohne es wirken zu lassen.

Wie oft hat Gott Sie schon aufgeweckt? Haben Sie je mit der Bereitschaft zum Gehorsam zugehört? Manche Leute klagen, dass ihnen die Bibel nichts sagt. Tun Sie, was Sie verstehen! Dazu hat Gott die Bibel gegeben. Seine Gebote sind klar. Diskutieren Sie nicht, sondern gehorchen Sie! Dann wird Gott zu Ihnen reden.

Eli spricht dem ahnungslosen Samuel die Antwort vor: Rede, denn dein Knecht hört!
Wir dürfen es nachsprechen.

Amen

Ulrich Parzany

XXI.

Innere Leere.

Apostelgeschichte 2,4a

Und sie wurden alle vom Heiligen Geist erfüllt.

An Pfingsten feiert die Christenheit die Ausgießung des Heiligen Geistes. Wenn man in der Bibel die Geschichte davon nachliest, hinterlässt sie bei einem den Eindruck von etwas Großartigem und von etwas ganz und gar Außerordentlichem. Es ist ein Ereignis, das – wie die Auferstehung Jesu Christi – alle Regeln normaler und greifbarer Erfahrungen sprengt. Das Pfingstereignis spottet deshalb nahezu jeder Beschreibung. Man merkt es dem Bericht an, dass der Evangelist Lukas fast die Worte nicht findet. Er ist sich bewusst, dass er sich hier auf den Boden des Unaussprechlichen, des Unbeschreiblichen begeben hat. Er sieht sich genötigt, zu allerhand Vergleichen Zuflucht zu nehmen: „Es geschah ein Brausen, wie das eines gewaltigen Windes . . . Es erschienen sich zerteilende Zungen, wie von Feuer . . .“ Wer versteht das? Pfingsten war etwas Einmaliges, Einzigartiges, Außerordentliches, das sich nicht einfach wiederholen lässt.

Aber ein Ausschnitt aus dem Pfingstgeschehen wiederholt sich immer wieder. Der Evangelist Lukas beschreibt das Ereignis so: „Und sie wurden alle vom heiligen Geist erfüllt. Diese Wendung erscheint in der Apostelgeschichte immer wieder: „Petrus aber predigte – voll des Heiligen Geistes.“ Oder: „Da sie gebetet hatten, wurden sie alle des Heiligen Geistes voll.“ Oder: „Seht euch um nach Männern, die voll Heiligen Geistes sind!“ – Das also ist das Bleibende am Pfingstereignis. Das wiederholt sich immer wieder, bis heute hin Und man kann nur wünschen, dass es sich auch unter uns ereignet, dass Menschen „voll des Heiligen Geistes“ werden.

1. Die Pfingst-Not.

Das Tätigkeitswort, das hier mit dem Heiligen Geist verbunden ist, heißt „füllen, anfüllen, vollmachen.“ In seiner eigentlichen Bedeutung wird es von Gefäßen gebraucht, in die eine Flüssigkeit geschüttet wird; oder von Körben, die mit Dingen vollgepackt werden; oder von Vorratskammern, die mit Lebensmitteln vollgestopft werden. Das Wort hat also von Natur aus einen räumlichen Sinn. Und diese äußerst plastische Darstellung von der Mitteilung des Heiligen Geistes ist hier sehr genau zu beachten:

Danach ist der Heilige Geist ein Fluidum, das bei uns einen Raum ausfüllen will. Gott will seine Gaben in das Gefäß unseres Herzens schütten. In diesem Bibelwort sind wir Menschen wie hingesezte Krüge, die nichts können als leer sein, bis dass von oben her die Fülle des Heiligen Geistes sich in sie ergießt.

Dass wir nun nicht leer sind, das ist unsere Pfingst-Not – oder richtiger gesagt: die Not des Heiligen Geistes mit uns. Er möchte kommen, aber er findet den Platz bereits besetzt, den er besetzen möchte. Wir sind voll von unserem Geist, von unserer Weisheit, von unserer Art von Güte, Treue, Stärke, von unserer eigenen Freude und von unserem eigenen Frieden. Der Heilige Geist wird uns aber nur in dem Maße erfüllen, als wir bereit werden, uns von unserem Eigenen zu entleeren.

Gott hat viel für uns bereit. Gott will uns seine Fülle mitteilen – und er kann es nicht, weil wir sie nicht gebrauchen können, weil wir keinen Raum dafür frei haben. So hindern wir Gott, uns die Fülle seiner Gaben zu schenken. Denn solange ein Mensch von sich selbst erfüllt ist, kann Gott ihn nicht erfüllen.

Seite um Seite erzählt die Bibel von Menschen, deren Tragik darin liegt, dass sie sich selbst für reich halten. Wir hören von den Pharisäern, die sich für klug, stolz, selbstgerecht und besonders fromm hielten und äußerst selbstzufrieden waren. Damit waren sie unfähig, auf Jesus zu hören und in der richtigen Weise sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Wir lesen die dramatische Geschichte eines Mannes, der voller Zufriedenheit jenes Selbstgespräch führte: „Liebe Seele! Nun hast du Vorrat für viele Jahre. Ruhe jetzt aus, iss und trink und sei guter Dinge!“ Wegen seiner Dummheit, die den falschen Dingen einen Wert beimaß, riet Gott ihm zu: „Du Narr!“ – Wir hören von einem jungen Mann, der zu Jesus kam, ganz von seinen guten Taten und von seinem Reichtum erfüllt. Er wollte Jesus nachfolgen. Doch dazu wäre erst ein „Totalausverkauf“ nötig gewesen. Erst nachdem er alle Güter verkauft habe, könne er mit ihm, mit Jesus, leben. Da ging er traurig fort, weil er sich nicht von sich selbst lösen konnte. Es war ihm unmöglich, arm zu werden. Er war zu sehr von sich selbst überzeugt.

Das ist die Pfingst-Not, dass wir so voll sind von uns selbst. Da ist kein Platz mehr für den Geist von Gott.

2. Die Pfingst-Vorbereitung.

Gott möchte in uns Raum haben für seinen Heiligen Geist – und findet ihn besetzt und ausgefüllt. Aber wir sollen wissen: sobald wir bei uns anfangen auszuräumen, fängt unser Gott an, auszufüllen. Deshalb müssen wir in unseren Herzen das ausräumen, was Gott nicht gefällt. Weil die Jünger zu Pfingsten leer waren, darum wurden sie „voll des Heiligen Geistes.“ Das Leersein was ihre Vorbereitung und ihr Beitrag zu Pfingsten.

In Gottes Haushalt geht dem Füllen immer ein Entleeren voraus, das Eingestehen unserer Armut und unserer Sünde. Dadurch wird das Herz für Gott geöffnet. Zeiten der Leere pflegen immer dem Moment voranzugehen, wo es dann heißt: „Sie wurden alle voll des Heiligen Geistes.“ Deshalb kann hier von einer „Gnade des Nullpunktes“ gesprochen werden: Der Nullpunkt kann für uns zu einer Gnade werden!

Die Evangelistin Corrie ten Boom zeigte öfter in ihren Vorträgen den Hörern eine Taschenlampe. Doch diese gab beim besten Willen kein Licht. Corrie öffnete die Lampe: Statt mit Batterien war sie mit Lumpen gefüllt. Corrie ten Boom nannte sie mit Namen: Hochmut, Sünde, Hass, Rechthaberei. Als sie entfernt waren, passten die Batterien hinein. Aber noch immer funktionierte die Taschenlampe nicht. Denn noch etwas befand sich darin: Ein Geldschein verhinderte den Kontakt! Erst als alles heraus war, konnten die Batterien ihren Zweck erfüllen: Sie gaben Licht. Erst wenn wir innen ganz leer sind, kann der Heilige Geist in uns so wirken, dass er uns erleuchtet und erhellt.

Manchmal empfinden wir in nachdenklichen Augenblicken unsere Hohlheit und Leere. Dann fragen wir: „Warum bin ich so leer? Muss das sein?“ Es muss nicht so sein. Gott wollte niemals, dass wir so leben. Die Pfingstbotschaft lautet: Wo jemand seine Hohlheit und Leere spürt, da kann sie von der Fülle Gottes ersetzt werden. Die Jünger wollten an Pfingsten den Heiligen Geist und erbaten ihn für ihre Leere. Damit bereiteten sie sich vor auf

3. die Pfingst-Gabe.

Das ereignete sich an Pfingsten und dann immer wieder in der Geschichte der Gemeinde Jesu Christi, dass Gott die innere Leere der Menschen mit seinem Heiligen Geist ausfüllte.

Der Heilige Geist überflutet unser Leben mit einer göttlichen Freude, der keine Freude in der Welt gleicht. Er wird unser „Lebensinhalt.“ Er nimmt unser Leben in die Hand, bewirkt bei uns Lebensfrüchte, die wir früher für unmöglich hielten: Liebe, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung. Der Auca-Missionar Jim Elliot schrieb während seines Studiums in sein Tagebuch: „Wie wunderbar zu wissen, dass Christentum mehr ist als ein Stammplatz in der Kirche mit Kissen oder ein dämmeriges Kirchenschiff, dass es eine wirkliche, lebendige, täglich sich erneuernde Erfahrung ist, die sich fortsetzt von Gnade zu Gnade . . .“

„Sie wurden vom Heiligen Geist erfüllt“ heißt auch: Er wurde ihnen in verschwenderischer Fülle gegeben. Sie erfahren die Wirklichkeit des Wortes: „Wenn es vom Himmel regnet, dann fließen die Tonnen über.“

Man kann ein Gefäß mit einer Flüssigkeit teilweise füllen. Aber dann ist es nicht „voll.“ Doch der Heilige Geist wird uns gegeben, damit wir randvoll damit ausgefüllt werden. Es geht da wie mit einem Krug, den man unter das fließende Wasser eines Brunnens stellt. Nicht nur der Krug wird dann bis zum Rand gefüllt, sondern bald läuft der ganze Inhalt über! In der Schweiz standen wir oft an Brunnen. Der steinerne oder hölzerne Trog war nicht nur bis zum Rand gefüllt, so dass er Menschen und Tieren das erfrischende Wasser anbot, sondern es floss über, hinein in die Wiesen und Bächlein zu immer weiterer Mitteilung seines befruchtenden Wassers.

So ist das mit einem Menschen, der die Fülle des Geistes von Gott empfängt: Da ist nicht nur genug für den eigenen Bedarf, sondern auch die Möglichkeit, allen denen zu dienen und abzugeben, die darauf warten, mit ihrer Leere ebenfalls den Geist Gottes zu erhalten. Geistesfülle ist ein Leben mit Fruchtbarkeit auch für die Umgebung.

Der Apostel Paulus spricht in seinem Brief nach Ephesus einmal die Mahnung aus: „Werdet voll Heiligen Geistes!“ Nicht Gott zögert, uns diesen Geist zu geben. Es liegt an uns: an unserem Wollen, unserem Leerwerden, an unserem Beten: „Komm, Gottes Friede, Gottes Mut! / Komm, stille Kraft, die nimmer ruht! / Komm, gieße deinen Gnadenschein / in Seele, Sinn und Herz mir ein!“

Amen

Wolfgang Bauder

Der Verfasser ist Pfarrer der Gemeinde Köln-Stammheim

XXII.

Hom Glück eindeutigen Lebens.

Psalm 1,1

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen nach tritt auf den Weg der Sünder noch sitzt, da die Spötter sitzen!

Wor Jahren war Andrei Vischinsky der sowjetische Vertreter bei den Vereinten Nationen. Er war bekannt dafür, dass er ständig nein sagte. Man erzählte von ihm, dass er am Morgen beim Aufstehen, noch ehe er hustete oder gurgelte, „Njet! Njet! Njet!“ hervorsprudelte für den Fall, dass jemand einen Vorschlag gemacht hätte, während er noch schlief. Er war im UN-Sicherheitsrat das verkörperte Nein.

Das genaue Gegenteil meldet der Apostel Paulus von „Jesus Christus, den ich euch gezeigt und bekanntgemacht habe: Er ist das verkörperte Ja“ (2. Kor. 1). Jesus ist das göttliche Ja zu dir und zu mir. Mögen andere uns verachten, übersehen, für unmöglich halten – im Wirkungsbereich Jesu Christi leben wir unter dem einmalig großen und unumstößlichen Ja Gottes zu uns.

Dann schreibt der Apostel Paulus weiter: „Er ist nicht Ja und Nein zugleich.“ Es ist also eindeutig, wie wir mit Jesus Christus dran sind: Da gibt es kein Ja mit einem Nein im Hintergrund, kein schillerndes Ja und Nein, keinen, der ja sagt und nein meint. Daraus folgert der Apostel schließlich: „Darum geben auch wir ihm unser Ja – zur Ehre Gottes.“ Er gab uns sein Ja. Wie aber reagieren wir darauf? Mit Ja? Mit Nein? Oder mit dem inzwischen geläufig gewordenen „Ja-ein?“

Das ist eine ziemliche Not unserer Zeit, dass wir so schwer zu einem eindeutigen Ja oder Nein finden. Wir weichen immer wieder der Eindeutigkeit aus. Deshalb sind wir auch nicht so beneidenswert glücklich, wie dieser Psalm einen Menschen zeichnet.

Der erste Satz der Psalmen ruft uns zu einem Leben in der Eindeutigkeit. Dazu brauchen wir allerdings auch eindeutige Maßstäbe. Sie finden wir in der Bibel – dem Wort Gottes an uns. Hier hören wir von dem Ja Gottes zu uns, der nun wieder auf unser Ja zu ihm wartet. Dieses Ja aber hat zum Inhalt, dass wir an bestimmten Stellen und in bestimmten Situationen unseres Lebens auch zu einem ebenso eindeutigen Nein finden. Dieses Nein hören wir aus den bekannten Zehn Geboten Gottes, im Widerstand der Propheten gegen alle menschliche Sünde und gleich dreifach am Anfang des Gebetsbuches der Bibel: „Glücklich der Mensch, der nicht . . . der nicht . . . der nicht . . .“

1. Situationen, die von uns ein Nein erwarten.

Holland baute seine Deiche als ein Nein und als Widerstand gegen die Meeresfluten. Wehe, wenn die Dämme brechen und die salzigen Wassermassen von draußen einen Weg

in das fruchtbare Süßwasserland finden, das zu 60 % unter dem Meeresspiegel liegt! – So baute unser Gott mit seinem mehrfachen Nein in seinen Geboten Deiche und Abwehren gegen den Geist der Todeskräfte in die Menschenwelt hinein. Er setzt sein Nein dorthin, wo unser Verhältnis zu ihm, zu unseren Mitmenschen und zu uns selbst gefährdet ist. Seine Gebote sind wie ein Geländer, das uns vor einem Sturz in den Abgrund hindern will. Die Bibel ist voll von Beispielen dafür:

Sie erzählt von schweren Auseinandersetzungen zwischen den Hirten Abrahams und denen seines Neffen Lot. Ein handfester Konflikt lag in der Luft. Da lässt der alte Abraham den jungen Lot wissen: „Streit? Da mache ich nicht mit!“ Er sagt es so: „Lass doch nicht Zank sein zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind doch Brüder!“ Dann macht Abraham einen Vorschlag, wie man die Sache friedlich regeln könne (1. Mose 13).

Da lesen wir von dem schönen jungen Mann Josef (1. Mose 39). Er war ins Ausland verschlagen worden in das Haus eines reichen Mannes. Dessen Frau hatte viel Zeit und versuchte eine Liaison mit Josef. Aber in der kritischen Situation rief er: „Ehebruch? Nein!“ Er sagt es so: „Wie könnte ich ein so großes Unrecht tun und gegen Gott sündigen?“

Wir nehmen Gott nicht mehr ernst. Deshalb versuchen wir ständig, uns dem Lebensstil einer gottlos gewordenen Welt anzupassen. Lasst uns doch wieder die Grenzsteine suchen, mit denen Gottes Nein uns schützen will! „Glücklich der Mensch, der nicht auf die Ratschläge anderer hört, die Gottes Wort missachten! Der die Wege nicht betritt, die ihn in Schuld führen!“ (Übertragung von Jörg Zink)

Wenn uns irgendwer oder irgend etwas über die uns gesetzte Grenzlinie zu locken versucht, sollten wir wissen: Hier gibt es kein Nein zu viel.

2. *Bedenkenswertes im Zusammenhang mit dem Neinsagen.*

Der Psalmtext weiß, dass es schwierig ist, in der Welt bei der Sünde und dem, „was alle tun,“ nicht mitzumachen. Eine Hauptschwierigkeit sieht er darin, dass man dann ganz allein dasteht: „Glücklich ist der eine Mann . . .“ – dem eine ganze Menge von Spöttern, Sündern, Menschen ohne Gott gegenübersteht. Die ganze Welt scheint gegen ihn zu stehen, zu gehen, zu sitzen. Die andern sind in der Mehrzahl, der beglückwünschte Mann dagegen findet sich nur in der Einzahl!

Wie bequem ist es, mit dem Strom zu schwimmen, sich einfach vom Wasser mitreiben zu lassen! Welche Mühe kostet es aber, gegen den Strom zu gehen! Der Psalm meint: Die wahrhaft glücklichen Leute standen immer gegen den Strom: gegen den Strom der Zeit, oft sogar gegen die Strömung des eigenen Herzens. Doch gerade das machte sie froh. Sie leben wie eine Forelle, die im Bach immer gegen die Strömung geht. Nur eine kranke Forelle lässt sich bachabwärts treiben.

Dann statuiert der Psalmtext: Es gibt in dieser Welt falsche Wege, und es gibt den einen rechten Weg. Jene führen vom Glück weg, dieser zu ihm hin. Dabei wird deutlich dargestellt, dass – wenn wir nicht beim Nein bleiben – wir uns auf einem Weg befinden, der abwärts führt. Das Falsche ist genau markiert, zunächst nach Bewegungsabläufen: Zuerst „folgt“ man einem Rat, dann „betritt“ man die abschüssige Bahn schließlich „sitzt“ man fest dazwischen! – Dann nach Orten: Zuerst ist es der „Rat“, dann der „Weg“, schließlich die „Runde“, in der man sich fest etabliert wiederfindet! – Dann nach Typen: Zuerst handelt es sich einfach um Menschen, die nicht mit Gott rechnen, um „Gottlose“,

dann dann um den, der seine Gottesferne auslebt, den „Sünder“, schließlich ist da jener, der gar nichts mehr ernst nehmen kann, der „Spötter.“

Es ist uns wichtig, dass ein Mensch im Leben die richtigen Trennungsstriche machen kann, dass er ein Unterscheidungsvermögen bekommt für die Stimmen, die auf ihn einreden. Wir müssen wissen, wie verführbar wir alle sind. Wir müssen ja andere um „Rat“ fragen. Wie vielen ratgebenden Einflüssen sind wir tagtäglich ausgesetzt! Das ist nun die Frage: Wo holen wir uns den entscheidenden Rat? – Unser Leben ist ein langer „Weg.“ Wir kommen an Wegkreuzungen. Welchen Wegzeichen folgen wir? Welcher Weg führt vom Glück fort? – Man kann nicht immer fragen, nicht immer gehen, man muss zwischendurch „sitzen.“ Wo aber sind die rettenden Freunde? Wer gibt uns unseren Lebensstil an? – Alle diese Fragen möchte dieser Psalmtext in uns wachrufen: Wie schützen wir unser Glück, das uns Gott gewährt?

3. Das Urbild der Neinsager.

Wie ist oder Verfasser dieses Psalms zu einem so eindeutigen Leben gekommen? Woher weiß er, wann er nein zu sagen hat? Woher bekommt er die Kraft, zu sagen: „Da mache ich nicht mit!“

Er kennt den lebendigen Gott. Gott umsteckt mit seinen Geboten und Verboten unseren Lebensraum, innerhalb dessen wir unsere Freiheit behalten und nicht abhängig werden von fremden Mächten von Menschenmeinungen und von einem schlechten Gewissen. Wo Gott nein sagt, da sollten wir – zu unserem Heil – ebenfalls nein sagen.

Auch Jesus Christus ging diesen Weg. Er begann seine Erlöserlaufbahn mit einem dreifachen Nein zum Versucher in der Wüste. Alle Welt beugt vor dem Teufel die Knie, nur Jesus nicht. Er sagte nein. Das war sein Sieg.

Der Apostel Paulus schrieb in einem seiner Briefe: „Seither habt ihr in Sünden gelebt. Ihr dürft so nicht weiterleben!“ (Eph. 2) – Da erwartet ein Mann Gottes von seinen Lesern, auf die Gefahr hin, sich unbeliebt zu machen, durch ein grundsätzliches Nein zum bisherigen Leben Eindeutigkeit. Diese Erwartung gehört grundsätzlich zur christlichen Botschaft.

Mancher mag sich fragen: „Ist es nicht ziemlich unglücklich, dass dieser Psalm so negativ formuliert, wo es um unser Glück geht?“ – Aber dann sollte doch auch dieses bedacht werden, dass das Kreuz Jesu Christi das deutlichste Zeichen dafür ist, dass ein Nein letztlich voller Ja sein kann.

Wir können ja versuchen, diese so negativen Aussagen in positive zu verwandeln, vielleicht so: „Einen ganz sicheren Weg zum Glück findet der Mensch, der dem Rat der Frommen folgt, auf den Weg der Gerechten tritt, der in der Runde der Weisen sitzt – in der Runde derer, die unentwegt Gott loben!“ – So formuliert dieser Psalm allerdings in seiner Fortsetzung nicht. Dieser Vordersatz hat einen ganz anderen Nachsatz. Um sein Leben ins Glück zu lenken, von dem hier unentwegt die Rede ist, muss man schon selber den Psalm in der Bibel nachlesen.

Amen

Wolfgang Bauder

XXIII.

Vom Glück eines Außenseiters.

Psalm 1,2

Wohl dem, der Lust hat am Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht!

J immer wieder stößt man bei uns auf eine Reklame für ein Erfrischungsgetränk, das „eisgekühlt“ am besten schmecken soll. Auch in der Christenheit hat man zur Zeit den Eindruck, es würde Reklame gemacht für ein eisgekühltes Christentum: ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung, ohne Hingabe, ohne Ernst! Die Bibel kennt ein solches Christentum nicht. Als die beiden Jünger in Emmaus den auferstandenen Herrn Jesus erkannten, war ihr erstes Wort: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“ (Luk. 24) – Da sehen wir Menschen, in denen Jesus ein Feuer angezündet hat!

Auch in diesem Psalmwort ist ein Mensch gepackt von der aufregenden und atemberaubenden Botschaft der Bibel, dass er sich „Tag und Nacht“ damit befassen muss. Eine „Lust“ zum Wort Gottes hat ihn erfasst. Wie armselig ist dagegen doch unser unterkühltes Christentum! Wer von uns bringt seine „Lust“ mit dem Lesen der Bibel zusammen?!

Möchten Sie auch gern einen so lebendigen Glauben haben wie die Menschen der Bibel? Dann sollten Sie den Mann, der den 1. Psalm gedichtet hat, einmal befragen, wie er es zu einem so fröhlichen, beneidenswerten Glaubensstand gebracht hat:

1. Er sagt: Früher war es bei mir nicht so!

Das wird offensichtlich an dem Wort „Lust.“ Der Psalm bindet hier Wörter zusammen, die heute als reine Gegensätze gelten: Weisung und Lust, Gesetz und Glück. – Bei dem Wort „Lust“ denkt jeder an andere als an göttliche und fromme Dinge. Jesus beschreibt in einer Erklärung zu einem Gleichnis einen allen bekannten Tatbestand: „Bei vielen Menschen, die das Wort von Gott hören, geht es zu wie bei jenem Samen, der in das Dornengestrüpp fällt. Sie hören es, aber dann gehen sie weg und ersticken das Aufgehen der Saat in ihren Alltagssorgen und mancherlei Lüsten“ (Luk. 8). Der Apostel Paulus zeichnet den Menschen ohne Gott als „mit Sünden beladen und von mancherlei Lüsten umgetrieben“ (2. Tim. 3). Sünde und Lust werden da in einem Atemzug genannt. Aber auch abseits der Bibel gilt das „Lustprinzip“ als das zersetzende Prinzip einer Gesellschaft.

Ich fragte den Psalm immer wieder: „Wie kann einer von Lust am Gesetz des Gottes schreiben, wo das Wort ‚Lust‘ doch einen so schlimmen Beigeschmack hat?“ Ich kann mir nur eine Antwort denken: „Es gab in meinem Leben eine Zeit, wo andere Lüste mich umtrieben. Ich kenne dieses Gefühl aus anderen Lebenszusammenhängen. Von dorthier

übernahm ich diesen Ausdruck. Mein Lustempfinden hat sich geändert. Heute ist es Gottes Gesetz, das mir diese Lust vermittelt.“

Es erging dem Psalmschreiber so, wie Martin Luther in einer Auslegung seiner Worte anmerkte: „Lust am Gesetz des Herrn ist der menschlichen Natur nicht eingepflanzt nach angeboren, sondern es muss vom Himmel heruntersommen. Normalerweise ist Gottes Wort den Menschen nicht eine Lust, sondern eine Last, wird das Gesetz Gottes als eine drückende Einengung menschlicher Freiheit empfunden. Der Mensch wird von anderen Dingen umgetrieben als von der Lust, auf Gottes Stimme zu hören. Dafür sieht die Bibel den Menschen viel zu realistisch. Die Leute, die die Bibel schrieben, lebten niemals am Leben vorbei. Sie kannten sich selber viel zu gut, um nicht zu erkennen, worin das Übel des Menschseins besteht: Wir sind unseren Lüsten verfallen. Und wenn es um das Wort Gottes geht, heißt es: „Ich habe keine Lust!“

2. Der Psalmist sagt, wie es anders wurde.

Wie es anders wurde, deutet der Psalm mit dem Wort „Thora“ an, von Martin Luther mit „Gesetz des Herrn“ wiedergegeben. Das hebräische Wort hierfür meint aber ursprünglich den „Fingerzeig“ und dann die „Weisung.“ Hier ist Wegweisung, Lebenshilfe, Lebensweisung, die in die Freude führt – „Evangelium.“

Der Dichter des Psalms war nicht anders, als wir es sind: Er regierte sich selbst und ließ sich oft von seinen Wünschen, Launen und Begierden treiben. In seine Lebensführung ließ er sich – wie wir auch – von keinem dreinreden. Doch eines Tages muss er entdeckt haben, dass das alles ohne Sinn und Ziel ist. Deswegen konnte er doch nicht auf der Erde sein! Wozu lebte er eigentlich? – Vielleicht aber war es auch so, dass er in seinem Leben in eine Zeit des turbulenten Drunter und Drüber geriet, wo er nicht mehr aus noch ein wusste.

Da begegnete er einem Wegweiser. Das Buch von Gott geriet in seine Hände. Er schildert nicht wie es dazu kam. Aber eines Tages erkannte er: „Hier ist das Buch, das mir deutlich den Weg zeigt, den ich zu gehen habe, wenn mein Leben nicht verfehlt sein soll! Hier ist der Reiseführer, der Sinn und Ziel in meine Lebensreise bringt! Hier ist das „Gesetz des Herrn“ – das, was Gott zu unserem Heil und Wohl gesetzt hat. Hier ist eine undiskutierbare Autorität, die es gut mit mir meint. Hier ist eine Norm, nach der man sinnvoll handeln kann, die in mein Leben eine Richtung bringt.“

Nun wurde in seinem Leben alles anders – wie zum Beispiel bei Martin Luther, der über dem Studium des Römerbriefs der Bibel in der Turmstube seines Wittenberger Klosters entdeckte, dass Gott uns durch das Wort der Bibel anruft und sehr persönlich in unser Leben eingreift. Luther sagte selbst von jener Stunde: „Da wurde mir die Pforte zum Paradies aufgetan.“

Als ich selbst mit 18 Jahren zum ersten mal in der Bibel las, erkannte ich schnell: Hier ist die Wegweisung, die bisher meinem Leben fehlte! Von da an las ich die Heilige Schrift mit einem Eifer, wie ich früher Karl May gelesen hatte. Ja, ich studierte Theologie – zunächst gar nicht, um Pfarrer zu werden, sondern um noch mehr Einblick in Gottes Reden mit uns Menschen zu bekommen . . .

3. Der Psalmist sagt uns, wie es jetzt ist.

Jetzt ist ihm die Bibel nicht mehr eine langweilige Lektüre, sondern das Lesen der Heiligen Schrift ist ihm zum Herzensanliegen geworden. Diese Lust an der Weisung Gottes ist jetzt größer als seine frühere Lust an der Sünde. Martin Luther meinte dazu: „Wenn ich einen köstlichen, guten Wein habe, dann lass ich Wasser oder Dünnbier fahren.“ Ja, Gottes Wort ist wie köstlicher, guter Wein. Da lässt man gern den Appetit an anderem fahren.

Und nun schildert der Psalmist, wie ihn die leidenschaftliche Sehnsucht gepackt hat, immer mehr in Gottes Rufnähe zu kommen. Er setzt alles daran, Gottes Wort in sein Herz zu bekommen, damit es dort Wurzel schlägt. „Er sinnt über Gottes Weisung nach“ ist die übliche Wiedergabe dieser Worte. Der hebräische Ausdruck heißt eigentlich „murmeln.“ Der Prophet Jesaja braucht ihn vom Knurren des Löwen über seiner Beute: Er freut sich über den Fang und lässt die Beute nicht mehr los – so genießerisch hockt er über dem Bissen – oder er wittert die Gefahr, dass ihm seine Beute entrissen werden könnte. So verteidigt der Psalmdichter die Bibel gegen alle, die sie ihm nehmen oder madig machen wollen. – Bei Menschen zeichnet das hebräische Wort das Bild eines Mannes, dessen Lippen sich beim Nachsinnen bewegen. Das war früher ein Zeichen dafür, wie uneingeschränkt man beim Lesen dabei war. Martin Luther umschreibt den Ausdruck in seiner Psalmen-Auslegung so: „. . . heißt tief und sorgfältig nachdenken, eigentlich im Herzen wiederkauen, im Innersten bewegt werden.“

Dieser Psalm zeigt uns, dass man die Bibel nicht lesen kann, wie der moderne Mensch das Lesen gewohnt ist, wenn er mit flüchtigem Blick in der Zeitung die neuesten Sensationsmeldungen überfliegt. Gottes Wort erschließt sich uns nur, wenn wir es intensiv und nachdenklich lesen, ohne dass uns dabei jemand ablenkt.

Mit diesem Sich-selbst-Vorlesen der Heiligen Schrift tut der Psalmdichter noch ein weiteres: Er liest dieses Wort nicht nur, sondern er prägt es sich ein, so dass es in sein Leben übergeht und seinen Charakter formt. Ein Seelsorgebuch schreibt darüber so: „Wir lesen die Bibel nicht nur einmal, um zu wissen, was in ihr steht. Wir lesen sie täglich, um aus ihr die Gestaltung unseres inneren Lebens zu erhalten.“

„Tag und Nacht“ stehen Gottes Worte vor ihm, leben in ihm, bestimmen sein Denken, Reden, Handeln. Jede Stunde des Tages steht unter der Weisung seines Gottes. Er hat sich nicht einen kleinen Bezirk seines Lebens für Gott und die Frömmigkeit ausgespart und dann den Rest des Tages in eigene Regie genommen. Er lebt mit Gottes Wort. Vor allem nachts, wenn er nicht schlafen kann und Phantasie und Träume ihn überfallen wollen, liegt er da und sinnt und sinnt über dem, was er von Gott her vernommen hat.

Die Menschen, die sich im 19. Jahrhundert der schwedischen Erweckungsbewegung angeschlossen haben, wurden „Leser“ genannt, „Leser der Heiligen Schrift.“ Aus der Be-Sinnung über Gottes Wort kommt es zur Ge-Sinnung. – Immer wieder begegneten mir im Leben Menschen, von denen ich dachte: „Wie anders könnten sie sein, wenn auch sie auf Gottes Stimme hören würden!“ – Der Vorarbeiter, der mit einer unsinnigen Herumbrüllerei anderen das Leben zur Qual und das Arbeiten sauer machte: Wie angenehm könnte er werden, wenn er morgens nur fünf Minuten lang Gott durch sein Wort Einfluss auf sein Leben nehmen lassen würde! – Und die Eltern, die . . . – Und jener Junge, der . . . – Wer an der Bibel seine Lust hat, ist „Hans im Glück“ – vor Gott und den Menschen. Amen

Wolfgang Bauder

XXIV.

Baumsterben – einmal sehr persönlich.

Psalm 1,3

. . . der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das gerät wohl.

Vielleicht haben Sie auch schon einmal den Bericht des nordischen Forschers Sven Hedin gelesen: Er ist auf einer Expedition durch die Wüste Gobi im nördlichen Tibet. Da schildert er, wie die Wasservorräte immer weniger werden. Schließlich ist der letzte Tropfen Wasser getrunken. Einer nach dem andern verschmachtet und bleibt verdurstet liegen. Da – an einem Morgen erblickt er in der Ferne Bäume. Dort muss Wasser sein! Zuerst hält er es noch für eine Fata Morgana. Doch dann geht er darauf zu. Es wurde seine Rettung: Eine Oase in der Wüste!

So ist es auch mit dem Baum in Palästina: Er wurzelt im Kostbarsten – im Wasser. Er gibt Orientierung, wo das Auge an Sand und Steinen ermüdet. Er spendet Schatten in der Glut des Mittags. Von seiner Frucht lebt der Mensch . . . Und wir wissen heute auch in unseren Breiten wieder, dass wir Menschen auf dieser Erde davon leben, dass es Bäume gibt. Jede Stadt bemüht sich um einen grünen Baumgürtel, durch den sich die Luft ständig erneuern kann. Jede Stadt braucht ihre „grüne Lunge.“ – So kann man schon verstehen, dass die Bibel gerade die Menschen, die an den lebendigen Gott glauben, mit dem Bild eines Baumes zeichnet. Sie sind wie eine Oase in der wüsten Trostlosigkeit dieser Welt, erst recht, wo nach Friedrich Nietzsche's Aussage „die Wüste wächst.“ Wo sie stehen, da wird auf belebendes Wasser geschlossen. Da muss für einen Verdurstenden Rettung sein. Sie sind für ihre Umwelt wie eine „grüne Lunge“ – sie produzieren den zum Leben für alle so notwendigen Sauerstoff.

Der ganze erste Psalm versucht das Leben von uns Menschen unter dem Bild eines Weges darzustellen: Vers 1 warnt davor, sich vom rechten Weg abbringen zu lassen. Vers 2 empfiehlt uns den richtigen Reiseführer und wie man mit ihm umgehen muss. In diesem Vers werden wir auf eine Raststätte aufmerksam gemacht, eine Oase mit grünen Bäumen: die christliche Gemeinde. Und dann wird einer dieser Bäume beschrieben: So sind die Frommen! Vielleicht aber auch so: So sollten sie sein! – Also: Der Christ – ein immergrüner Baum?!

1. Was er hervorbringt.

„Früchte zur richtigen Zeit“ und „Blätter, die nie verwelken,“ nennt der Psalm. Was damit gemeint ist, beschreibt die Bibel an anderer Stelle so: „Die Frucht aber des Heiligen Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Treue, Selbstbeherrschung.“

Es hat keinen Sinn, viel Worte über jene Christen zu verlieren, die ein Leben ohne solche Früchte führen. Die Welt ist voll von Christen, die keinen Glauben haben, keinen Frieden, keine Liebe, keine Selbstbeherrschung kennen. Aber es sind eben nicht alle so. Zum Beispiel einer der Väter des CVJM, George Williams. Er kam als überzeugter Christ in die Weltstadt London. Eine Firma stellte ihn als Kaufmann ein. Ein Angestellter warnte ihn: „Überlegen Sie es sich gut, ob Sie gerade hier anfangen wollen! Als Christ halten Sie es hier keine drei Tage aus, so geflucht wird bei uns.“ Aber nach drei Jahren hatte dieser selbe George Williams einen solchen Einfluss auf das Betriebsklima ausgeübt, dass es dort keiner mehr aushielt, der fluchen wollte.

Der Missionswissenschaftler Walter Freytag machte immer wieder darauf aufmerksam, dass – wenn er asiatische Menschen fragte, was ihnen den Anstoß gab, Christen zu werden – er zur Antwort bekam: „Christsein heißt, ein anderes Leben haben.“ Sie sind Christen begegnet, bei denen sie das gesehen haben. Für nicht wenige war es das Familienleben, das Christen führten: das Verhältnis von Mann und Frau, von Eltern und Kindern. Andere spürten in der Unbestechlichkeit eines Christen, dass da jemand aus einer anderen Kraft lebt! Und als man dieselben Leute fragte, ob sie denn nicht auch das gesehen hätten, dass es auch in christlichen Ehen Unordnung gibt; dass es da auch Menschen gibt, die sich dem Mitmenschen versagen und die vor der Welt kapitulieren, gaben sie immer dieselbe Auskunft: „Selbstverständlich haben wir das gesehen. Aber das kann uns nicht irremachen: Christen haben doch ein anderes Leben!“

Die letzte Zeile des Psalmverses verlässt das Bild vom Baum und gibt einen Modellfall an als Erklärung des zuvor ausgeführten Gleichnisses: „Was alles er tut – es gelingt!“ Wir kennen die Klage vieler: „Mir will auch nichts gelingen!“ Wenn Sie fragen: „Warum ist das so?“ – dann kann Ihnen dieser Psalm eine große Hilfe sein – vor allem, wenn wir nun die Antwort suchen auf die Frage:

2. Wovon lebt er?

Das Bildwort will vom palästinischen Klima her verstanden werden, wo nach dem letzten Spätregen ein geradezu brutales Sterben über die Vegetation kommt. Um so mehr fällt im Land draußen ein grüner Baum auf. Inmitten des schrecklichen Verdorrens finden sich grüne Blätter und Früchte! Da muss Wasser sein, sonst gäbe es das nicht! Deshalb wird hier ausdrücklich betont: Er ist gepflanzt „an Wasserbächen.“ Hier liegt das Geheimnis seiner Fruchtbarkeit. So ist das Gedeihen des Baumes auch in der Trockenperiode gesichert. Die Verbindung mit dem Lebenselement gewährleistet in jeder Hinsicht eine „fruchtbringende Existenz.“

Gemeint sind an dieser Stelle aber nicht natürliche Wasserläufe, sondern künstliche Wassergräben, Berieselungskanäle. Bei dieser Sorte Baum ist dafür gesorgt, dass die Bewässerung nicht vom natürlichen Klima abhängt. – Auch das ist festzuhalten, dass die Wasserläufe in der Mehrzahl stehen, so dass, wenn einer der Kanäle versiegen sollte, ein anderer den Baum noch trinkt.

Die Früchte und Blätter eines Baumes sehen alle. Aber welche inneren Vorgänge im Baum das voraussetzt und was die Bedingungen dafür sind, bis die Blätter sich entfalten und so eine Frucht gereift ist, das wird selten genug bedacht. Aber es ist ein Tatbestand, dass die Bäume im Park absterben, wenn das Grundwasser fällt.

Genau das ist auch im Leben eines Christen zu bedenken. Wo sind die Lebensadern für einen Menschen, der in seinem Leben Frucht bringen soll? Ein Ausleger sagt: „Bibellesen, Gebet und Gottesdienst sind das Grundwasser, das im Christenleben nicht fehlen darf.“ Ein Christenleben ohne Früchte lässt mit Sicherheit darauf schließen, dass auch kein verborgenes Leben mit Gott da ist.

Der vorhergehende Vers dieses Psalms hebt eine dieser Quellen besonders hervor: „Er hat Lust zur Weisung des Herrn und denkt darüber nach Tag und Nacht.“ Er ist ein im Willen Gottes wurzelnder Mensch. In unserem Alltag wird es konkret, wenn wir die Wurzeln unseres Willens und Verstandes tief einsenken in die Gedanken Gottes. Nur Narren glauben, dass dieser Mensch, der zuerst mit dem Himmel verkehrt, auf der Erde keine Spuren hinterlasse. Der Mann, den doch alle Welt für einen vertrockneten und eingestaubten Büchermenschen halten würde, wird hier mit einem fruchtbaren Baum verglichen! Es eröffnet sich wirklich eine paradiesische Perspektive dem, der sich Gottes Wort aneignet.

3. *Wie ist er dorthin gekommen?*

Er wurde dorthin „verpflanzt“ von der sachkundigen Hand eines Gärtners. Den eigentlichen Anfang machte nicht der Baum selbst. Ausschlaggebend ist nicht, was der Baum tut, eher das, was an ihm getan wird. Und man hat etwas für den Baum getan. Man hat ihn an diese bevorzugte, günstige Stelle gepflanzt, dorthin, wo man die zuvor genannten Wasserläufe anlegte. Die Grundvoraussetzung ist nicht seine Leistung. Er kann nur für die Wirkung sorgen, nachdem ihm alle Voraussetzungen für ein solches Wachstum gegeben wurden. Es ist Gott, der ihn an die Quellen der Freude gesetzt hat. „Gepflanzt“ – nur verhüllt im Passiv spricht der Psalm davon. – Woran also liegt es letztlich, dass einer keine Frucht bringt, wie Gott sie bei ihm sucht? Er ist noch nicht verpflanzt in die Welt Gottes.

Der Apostel Paulus schrieb einmal: „Gott hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes!“ Ein christlicher Offizier gab dazu eine wunderbare Auslegung: „Ich bin in meinem Leben als Offizier oft versetzt worden. Aber meine wichtigste Versetzung war die aus dem Reich der Finsternis in das Reich des Lichts. Man weiß genau, wenn man in das Reich Christi gekommen ist; denn da sieht es ganz anders aus als in der Welt. In München sah es ganz anders aus als in Mainz oder Brüssel.“ So fängt also auch nach dem Neuen Testament ein Christenleben an: Wir werden versetzt in einen anderen Herrschaftsbereich – in Gottes Welt, wo sein Wort gilt und sein Gesetz.

So bleibt die Frage, ob wir uns schon so haben von Gott verpflanzen lassen – die Grundvoraussetzung für einen fruchttragenden Christenstand. Deshalb gilt es immer wieder zu beten und zu rufen: „Hilf mir und segne meinen Geist / mit Segen, der vom Himmel fließt, / dass ich Dir stetig blühe! / Gib, dass der Sommer Deiner Gnad' / in meiner Seele früh und spät / viel Glaubensfrücht' erziehe!“ Dann wird schließlich auch von uns gesungen werden können, wie es in einem modernen, von Johannes Hansen verfassten Text heißt: „Er ist / wie ein Baum am Bachufer, / wird unter grünen Blättern Frucht bringen, / und seine Spuren wird der Wind nicht verwehen. – Er ist / ein Mensch in Gottes Hand / und wird / ein Beispiel der Hoffnung sein für viele, / die für sich und diese Erde nichts mehr erwarten.“

Amen

Wolfgang Bauder

XXV.

Der schmale Weg mit Jesus.

Matthäus 7,13.14

Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden.

Der dänische Philosoph und Christ Sören Kierkegaard hat einmal in einer kleinen Geschichte zu zeigen versucht, wie wir Menschen mit dem mahnenden und warnenden Wort Gottes umgehen:

Er erzählt von einem Reisezirkus, der irgendwo in Dänemark in Brand geraten war. Der Direktor schickte den Clown in das benachbarte Dorf, um Hilfe zu holen. Es bestand große Gefahr, dass das Feuer über die ausgetrockneten Felder auch das Dorf erreichen würde.

Der Clown eilte in den Ort, alarmierte die Bewohner und bat sie dringend, zum brennenden Zirkus zu kommen und löschen zu helfen.

Aber die Dorfbewohner hielten das Geschrei des Clowns lediglich für einen Werbetrick. Sie sagten: „Er will uns möglichst zahlreich zur Vorstellung locken!“ Sie spendeten Beifall und lachten, bis ihnen die Tränen kamen. Vergebens versuchte der Clown, die Menschen vom Ernst der Lage zu überzeugen. Schließlich erreichte das Feuer das Dorf, und jede Hilfe kam zu spät.

Das Wort Jesu von der „engen Pforte“ und vom „schmalen Weg“ mahnt und warnt. Es ist auch unbequem. Wir haben den Ausdruck „eng“ nicht. Er weckt unguete Gefühle.

Wir laufen Gefahr, dieses Wort Jesu auf falsche Weise zu hören. Will Gott uns auf diese Weise möglichst zahlreich zu seiner „Vorstellung“ locken? Hat die Kirche nicht immer versucht, die Leute mit dem Höllenhund in den Himmel zu treiben?

Das Wort Jesu vom „schmalen Weg“ und der „engen Pforte“ ist sperrig und unbequem – aber es trifft die Wirklichkeit unseres Lebens! Dieses Wort stellt den Hörer „vor eine für sein Leben höchst wichtige Entscheidung,“ darin sind sich die Ausleger einig. Es geht um unsere Entscheidung für den schmalen Weg.

1. Es ist ein Weg, der gesucht werden muss.

Auf dem schmalen Weg mit Jesus befinden wir uns nicht mit Selbstverständlichkeit schon immer. Man muss ihn persönlich suchen!

Der anfangs erwähnte Sören Kierkegaard hat sich ein Leben lang daran gerieben, dass es in dieser Welt so viel nichtssagende traditionelle Christlichkeit, aber so wenig lebendige Nachfolge Jesu gibt.

Kierkegaard sagte: Wenn in unseren Breiten ein Mensch geboren wird, hat er kaum eine Chance, dem zu entgehen, dass man ihn rein äußerlich und dem Namen nach zum Christen erklärt: „Du wirst als Kind getauft, in der christlichen Religion unterrichtet, konfirmiert – jedermann sieht dich als einen Christen an . . . Jedoch die Frage, ob du gläubig geworden bist, ist nicht an dich gekommen; soweit dein Gedächtnis zurückreicht, ist es vorausgesetzt worden, dass du ein Gläubiger seist . . .“

Mit anderen Worten: Wer in einem sogenannten „christlichen“ Volk geboren wird und aufwächst, hat es sehr schwer, zu einem echten, persönlichen Christsein zu kommen, weil sein Christsein immer schon vorausgesetzt wird! Kierkegaard stellt fest: Man kann durch Tradition und Unterweisung „das ganze Christentum wissen – aber es bewegt einen nicht . . .“

Der schmale Weg mit Jesus ist etwas anderes und ist mehr als eine allgemeine Christlichkeit. Der schmale Weg ist sogar mehr als Ehrlichkeit und Anstand: dass man die Ehe nicht bricht und sich nicht an fremdem Geld bereichert. Er ist auch nicht zu verwechseln mit christlichen Standpunkten und Idealen oder mit dem Respekt vor dem Recht und der Würde des Menschen. Jesus sagt: „Wer den schmalen Weg gehen will, der zum Leben führt, der trete ein durch die enge Pforte!“

Die enge Pforte ist er selbst! sagt im Johannesevangelium Kap. 10,9: „Ich bin die Tür; wer durch mich eintritt, der wird gerettet werden . . .“ Durch diese Pforte gelangt nur der, der bereit ist, Jesus als seinen Herrn anzuerkennen und mit ihm den Lebensweg zu gehen. Dieser Weg ist ein Leben im Vertrauen auf Jesu Gegenwart, im Empfangen seiner Vergebung und Hilfe, im Hören und Ernstnehmen seiner Worte und im Vorwärtsschauen auf sein kommendes Reich. Jesus selbst ist der schmale Weg und die enge Pforte: der Geschlagene und Dornengekrönte, der Mann mit den Schmerzen und den Todesqualen, der sich für meine Schuld ans Kreuz nageln ließ, der am dritten Tag auferstand und der kommen wird als Richter der Lebenden und der Toten.

Ihn gilt es zu suchen! Christliche Traditionen und äußere Frömmigkeit reichen nicht aus. „In Zukunft wird jeder Christ ein Bekehrter sein müssen und nicht bloß ein Erbe und Bewahrer einer Religion . . ., die er von seiner Familie übernommen hat,“ schreibt der Franzose Marcel Legaut.

Haben Sie sich auch schon aufgemacht, den schmalen Weg und die enge Pforte zu suchen? Befinden Sie sich schon auf dem Weg, der Jesus Christus heißt?

2. *Es ist nicht der bequeme Weg.*

Das wird im Neuen Testament nicht verschwiegen: Der bequeme Weg ist der andere, auf dem viele unterwegs sind. Wer den schmalen Weg mit Jesus gehen will, muss den Mut zur Minderheit haben! Ein Mensch auf dem Weg mit Jesus hat in seiner Lebensführung nicht zuerst auf die Übereinstimmung mit der Mehrheit zu achten, sondern zu fragen, ob das, was er tut, mit dem Willen Gottes in Einklang steht. Er wird sich frei machen müssen von dem, was „man“ sagt, tut und denkt, und das Risiko auf sich nehmen, dass man ihn missversteht.

Zu den Göttern, die wir Menschen anbeten, gehört seit jeher die Statistik. Wenn die Mehrheit eine bestimmte Meinung vertritt, dann kann sie wohl nicht falsch sein. Aber die Mehrheit ist kein Kennzeichen der Wahrheit. Sicher ist es bequemer, im breiten Strom mitzuschwimmen oder sich treiben zu lassen. Umgekehrt kann es schwer werden, um Jesu willen „nein“ zu sagen, wo andere keine Probleme sehen. Der Basler Theologe Erich Schick spricht von dem „heiligen Nein,“ zu dem ein Christ bereit sein muss. In dem allgemeinen Sichanpassen und Mitlaufen gibt es kein geistliches Leben und kein Wachstum ohne dieses „Nein.“ Der schmale Weg mit Jesus verlangt Opfer! Walter Lüthi schreibt in seiner Auslegung unseres Textes: „Es liegt nun einmal im Glaubensweg ein gewisses Widerstehen gegen das, was Brauch und große Mode ist . . .“

In manchen Punkten ist es heute einfach, den Zeitgeist zu durchschauen. Die Normen, die er diktiert, liegen klar auf der Hand: Tu, was dir Spaß macht! Du bist dein eigener Herr! Zahllose Menschen beziehen ihre Orientierung vom Lustprinzip. Glücksempfinden ist der höchste Wert.

Auch Christen schwimmen im Trend der Zeit, wenn ihr Gewissen nicht mehr an die Normen Gottes gebunden ist. Auf dem schmalen Weg mit Jesus müssen sie es lernen, sich vom Mitläufertum zu emanzipieren und eine Selbständigkeit zu erringen, die gegen den Strom der Zeit schwimmen kann.

3. Es ist der Weg, der zum Leben führt.

Es ist deutlich geworden, dass die Entscheidung für den schmalen Weg mit Jesus immer zugleich eine Entscheidung gegen das bis dahin geführte Leben mit seinen Gewohnheiten, seinen Denk- und Verhaltensweisen ist. Nun darf man keinen Augenblick vergessen, dass es um ein hohes, herrliches und über alle Maßen wichtiges Ziel geht.

Der Weg ist nicht Selbstzweck. Jesus sagt, dass er zum Leben führt. Unter dem Begriff „Leben“ versteht die Bibel die vollkommene und dauernde Gemeinschaft mit Gott. In dieser Gemeinschaft empfängt der Mensch alles, was er an echtem Leben braucht. Dazu ist jeder eingeladen und gerufen!

Allerdings gewinnt dieses Wort Jesu damit einen ungeheuren Ernst. Denn auch der andere Weg, der breite und bequeme, hat ein Ziel: Es ist der Weg, der ins Verderben führt. „Verlorengehen, umkommen, verderben“ bezeichnet wie das Gegenteil „leben“ etwas Endgültiges.

Wer weiß, dass es hier um Tod und Leben geht, um Heil und Verderben, der wird sich in einer ganz neuen Sorge um die Mühen, die den schmalen Weg noch nicht gefunden haben.

Diejenigen, die den Weg zum Leben angetreten haben, können sich nicht damit begnügen, dass sie gerettet sind. Das Wort Jesu von den beiden Wegen ist ein Bußruf. Der, der diesen harten Ruf zur Entscheidung an uns ergehen lässt, ist in Jesus Christus in diese Welt gekommen, zu suchen, was verloren ist. Gott ruft uns in die Gemeinschaft derer, die durch Jesus den Weg des Lebens gehen.

Amen

Reinhard Albrecht

Der Verfasser ist Pastor der Kirchengemeinde Köln-Flittard

XXVI.

Menschen, die für Jesus unterwegs sind.

Lukas 9,62

Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

Der Weltreisende Gustav Adolf Gedat berichtet in dem Buch „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt,“ wie er an einem strahlend schönen Morgen von Bagdad aus aufgebrochen ist in die syrisch-arabische Wüste. Das Abenteuerliche solcher Fahrten ist, dass es nicht über bequem ausgeschilderte Straßen geht, sondern jeder auf unbefestigten Wegen der Spur folgen muss, die andere vor ihm hinterlassen haben. Wer den Weg nicht verfehlen will, muss sich unbedingt an diese Spur halten.

Durch die Geschichte der Menschheit geht eine unsichtbare Spur, die zur Ewigkeit Gottes und zum ewigen Leben führt. Diese Spur hat Jesus Christus hinterlassen. Er ruft uns von dort auf einen neuen Weg. Es ist der Weg, der aus der Selbstbestimmung und dem Eigenleben unter die Königsherrschaft Gottes führt.

Schon mancher hat sich rufen lassen und ist aufgebrochen – aber nicht jeder erreicht das Ziel. Denn für den Weg in der Spur Jesu braucht man ein ungeteiltes Herz!

Unser Bibelwort will uns helfen, den Weg zu finden, die Spur zu halten und das Ziel zu erreichen, zu dem wir durch Jesus Christus gerufen sind. Es ist eine Hilfe zum Leben. Es möchte uns zu Menschen machen, die für Jesus unterwegs sind.

1. Der richtige Anfang.

Der dänische Philosoph und Christ Sören Kierkegaard, der ein leidenschaftlicher Kritiker aller unverbindlichen Christlichkeit war, hat in seinen Werken zwei Arten von Christen unterschieden: Er kennt den Nachfolger Jesu, dessen Leben in Treue und Gehorsam an Jesus Christus und sein Wort gebunden ist, und „die billigere Ausgabe davon, den Bewunderer,“ der über sein Leben selbst verfügt und sich in seinem Weg und seinen Entscheidungen nicht von Gott und seinem Wort beeinflussen lässt, der Gott als Trost und Hilfe benutzt und ihn an die Seite stellt, wenn er ihn als störend empfindet.

In unserem Bibelwort spricht Jesus nicht den Bewunderer, sondern den Nachfolger an. Es geht um Menschen, in deren Leben es einen Aufbruch, eine Umkehr und eine Lebensübergabe an Jesus Christus gegeben hat, die ihre Hand „an den Pflug gelegt“ haben und mit ihrem ganzen Dasein Gott dienen möchten; die nicht nur religiös betreut werden möchten, sondern verstanden haben, dass Christsein Arbeit auf dem Acker dieser Welt ist; die bereit geworden sind, die Lasten anderer Menschen mitzutragen, sich die

Hände schmutzig zu machen und sich Schwielen an den Fingern zu holen, weil ihnen der Dienst und die Sache Gottes über alles geht.

Der Theologe Helmut Gollwitzer sagt in der Auslegung dieses Bibelwortes: „Oft genug hat man den Eindruck, als rechne man weithin in der Kirche nicht (mehr) damit, dass . . . diese Bereitschaft zu allen Konsequenzen . . . entstehen könnte.“ Und doch schenkt es Gott, dass es immer wieder zu solchen Aufbrüchen kommt; dass Jungen und Mädchen, Männer und Frauen – angerührt durch sein Wort – im Glauben einen Anfang mit Jesus wagen. Weil sie erfahren haben, dass Gott ihnen alles gibt (seine ganze Liebe, seine Fürsorge, die Leib und Seele umfasst, seine Vergebung, die alle Schuld bedeckt, seine ganze Hilfe, die zum ewigen Leben langt), sind sie bereit, Gott alles zu geben: einen entschlossenen Willen, einen Gehorsam ohne Vorbehalt, eine ganze Liebe, die alle Kraft und alles Vermögen Gott dienstbar macht.

Kennen Sie solch einen Aufbruch und solche Umkehr in Ihrem Leben? Haben Sie einen bewussten Anfang im Glauben an Jesus Christus gemacht? Haben Sie Ihre Hand „an den Pflug gelegt,“ oder befinden Sie sich Gott gegenüber noch in der Haltung unverbindlicher Verehrung? Echtes, lebendiges Christsein ist abhängig von einem richtigen Anfang!

2. Der gefährliche Rückblick.

Alle Autofahrer unter uns wissen, wie lebenswichtig ein Blick in den Rückspiegel sein kann. Vor allem, wenn man über die Autobahn fährt, kommt man ohne den raschen, prüfenden Blick nach rückwärts kaum zurecht.

Aber es gibt auch einen Blick zurück, der lebensbedrohlich wird. Stellen Sie sich einen Autofahrer vor, der z. B. von einem prachtvollen Sonnenuntergang fasziniert ist! Statt nach vorn auf die Fahrbahn, schaut er wie gebannt nach rückwärts, wo die Sonne soeben wie ein Feuerball am Horizont versinkt . . . Um diese Faszination durch den Blick nach hinten geht es!

Wer auf den Ruf Jesu hin einmal aufgebrochen ist und dann fasziniert oder bedauernd zurückschaut, fällt in das alte, ungöttliche Leben zurück. Rückschau dieser Art ist fast immer mit dem Abfall von den neugewonnenen Wegen verbunden! Sehr oft hieß das Vorzeichen: „Herr lass mich zuvor . . .“

Jesus durchschaut das „Aber,“ das in aller menschlichen Bereitschaft verborgen ist, den heimlichen Vorbehalt des Herzens, alles, was wir zurückbehalten wollen, um zugleich Gottes Leben zu gewinnen. Das sind nicht nur die negativen Dinge. Auch die an sich guten und großen Gaben Gottes können zum Bremsklotz werden, wenn sie unser Herz binden und den Blick nach rückwärts ziehen; weg vom Auftrag Gottes. Wer lange Abschied nehmen will, wird aufgehalten durch Stimmen, die ihn festhalten und binden.

Das Wort Jesu: „Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück . . .“ verlangt von uns eine Standortbestimmung: Wo stehen wir heute? Stehen wir an dem Platz, an dem Gott uns haben will? Oder gibt es in unserem Leben eine veruntreute Berufung, einen Aufbruch, der durch unseren Vorbehalt zum Stillstand gekommen ist?

Jesus sagt das ernste Wort von der Untauglichkeit zum Reich Gottes nicht, um irgendeinen zu verdammen. Er sagt es vor der Aussendung der 70 Jünger, die er brauchbar machen möchte für den Dienst Gottes in dieser Welt.

Noch ist es Zeit zur Kurskorrektur! Noch ist es Zeit, den Blick nach vorne zu richten, dahin, wo der Wille Gottes für unser Leben ist.

Adolf Köberle sagt in seiner Auslegung dieser Stelle: „Großes im Reich Gottes ist immer nur da geschehen, wo sich Menschen gefunden haben, die zu einer völligen Hingabe an die Sache Gottes bereit waren. Die geteilten und halben Herzen vermögen die Welt nicht zu bewegen . . .“

3. Das unvergleichliche Ziel.

Wer wehmütig zurückschaut, wenn ihn Jesus in die Nachfolge ruft, der hat noch gar nicht begriffen, wer Jesus ist! Wer Abschied nehmen muss von einem flotten, gottlosen Leben, von den Freuden dieser Welt, um dann – sozusagen aus höherer Einsicht – sich dem Glauben zuzuwenden, der hat noch gar nicht begriffen, worum es bei Jesus geht, der befindet sich, was das Christsein betrifft, noch immer in einem schlimmen Missverständnis.

Dieses Missverständnis ist uralte und unausrottbar. Es lautet: Nachfolge Jesu ist Abkehr vom vollen, brausenden Leben hin zu einem stark reduzierten, lauen Menschsein. Wer Jesus folgt, geht am Leben vorbei.

Wer so denkt, hat nicht verstanden, was Jesus uns gibt, dass Jesus uns die Tür zum Leben auftut! Nicht der geht am Leben vorbei, der zu Jesus Christus „ja“ sagt, sondern der, der von seiner Herrschaft ausgeschlossen ist.

Menschen, die für Jesus unterwegs sind, leben für ein unvergleichlich großes Ziel. Es ist in unserem Text in zwei Worte gefasst: Reich Gottes! *Basileia thou theou* heißt es im Griechischen: Da, wo die Königsherrschaft Gottes aufgerichtet ist.

Die Königsherrschaft Gottes, die jede andere Herrschaft dieser Welt beendet und in den Schatten stellt – das Reich Gottes, vor dem alle anderen Reiche verblassen und vergehen – das Reich Gottes ist der entscheidende Einbruch in die dunklen Bereiche dieser Welt.

Ein Bürger und Teilhaber dieses Reiches wird der Mensch, der heute unter den guten, heilenden und neuschaffenden Einfluss des Sohnes Gottes kommt.

Das Reich Gottes ist die Schaffung neuer Herzen und neuer Verhältnisse durch die Kraft Gottes, die jetzt schon wirksam ist und die in der Zukunft den neuen Himmel und die neue Erde schafft.

Christen sind unterwegs zu einem großen Ziel. Sie dürfen nach vorne schauen auf das kommende Reich. Auf dem Weg dorthin haben sie nicht den Auftrag zu träumen, sondern gerade Furchen zu ziehen“ in Richtung auf ihren Herrn.

Ist unser Blick auf das Kommen dieses Reiches gerichtet? Haben wir die Hand am Pflug? Sind wir unterwegs zu der künftigen Herrschaft Gottes? Es hängt alles daran, dass wir dieses Ziel gewinnen.

Amen

Reinhard Albrecht

XXVII.

Gott sucht die Frucht.

Lukas 13,6 – 9

Jesus erzählte ihnen dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg, und er kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht. Haue ihn ab! Was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, lass ihn noch dies Jahr, dass ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er doch noch wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn ab.

Kurz vor Ausbruch der Hitlerdiktatur schrieb Carl Zuckmayer das bekannte Bühnenstück „Der Hauptmann von Köpenick.“ Im Mittelpunkt steht das Geschick des obdachlosen Schusters Wilhelm Voigt, den eines Tages die Frage nach dem Sinn und Ertrag seines Lebens überfällt. Es kommt zu einer dramatischen Aussprache, bei der Wilhelm Voigt seinem Schwager entgegenwirft:

„Und denn, denn stehste vor Gott . . . und der fragt dir ins Jesicht: Willem Voigt, wat haste jemacht mit dein Leben? Und da muss ick sagen – Fußmatte, muss ick sagen, die hab ick jeflochten im Gefängnis. Und dann sind se alle druff rumjetrampelt . . . Und zum Schluss haste jeröchelt um det bicken Luft, und dann wars aus. Det sagste vor Gott, Mensch. Aber der sagt zu dir: Je Weck, sagt er. Ausweisung! Dafür hab ick dir det Leben nicht jeschenkt. Det biste mir schuldig! Wo is et? Wat haste mit jemacht?“

Was wird der Ertrag, und das Ergebnis deines Lebens sein? Das ist die beunruhigende Frage, die irgendwann auf jeden Menschen zukommt.

In unserem Bibelwort ist es nicht irgendein Mensch, es ist Gott selbst, der so fragt.

Gott fragt nach der Frucht. Es ist eine harte, aber auch eine heilsame Frage. Sie will uns nicht in die Verzweiflung treiben, sondern zur Umkehr, zu einem fruchtbaren Leben in der Bindung an Gott. Dreierlei ist an diesem Gleichnis Jesu zu sehen:

1. Eine unbegreifliche Ertraglosigkeit.

Jesus erzählt eine für die damalige Zeit alltägliche Geschichte. Neben Weinstock und Ölbaum war der Feigenbaum die beliebteste und wichtigste Pflanze Palästinas, und man besetzte damit freie Flecken im Weinberg, um jeden Quadratmeter Kulturland optimal zu nutzen.

Der Feigenbaum trägt mehrmals im Jahr Früchte. Sein dichtes Laubwerk kann in der heißen Jahreszeit Schutz gegen die Sonne geben, und seine Früchte werden getrocknet

als Heilmittel verwandt. Kein Wunder, dass man ihn schätzt! So weit war die Geschichte, die Jesus erzählte, normal.

Nur: was dann passierte, war gar nicht alltäglich! Der Besitzer des Weinbergs kam zur Zeit der Ernte und fand keine einzige Frucht! Drei Jahre lang bleibt dieer Baum unbegreiflich ertraglos! Er muss hoffnungslos unfruchtbar sein . . .

Sollte das als Urteil Gottes auch über unserem Leben stehen? Was hat Gott mit all seiner Mühe bisher bei uns erreicht? Nur dies, dass wir ehrbar anständig leben? Das wäre zu wenig! Nicht mehr, als dass wir uns den Trost des Evangeliums gerne gefallen lassen? Das wäre nicht genug!

Da man dem Feigenbaum in Palästina zunächst drei Jahre reines Wachstum gönnte, müssen wir annehmen, dass dieser Baum schon sechs Jahre im Weinberg stand, gepflegt wie alle Gewächse, und sich aus der Kraft des Bodens nährte. Trotzdem lebte er nur für sich, ohne Frucht zu bringen.

Viel schlimmer als ein unfruchtbarer Baum ist ein Mensch, um den sich Gott ergebnislos müht! Auf wie vielen Wegen unseres Lebens ist Gott uns schon begegnet und hat alles versucht, uns zu sich zu ziehen!

Unbegreiflich ertraglos, hoffnungslos unfruchtbar bleibt unser Leben, solange es um die Frage kreist: Was bringt mir das? Gottes Frage lautet anders: Was bringst du für Frucht?

Ein Mann sah sich im Traum vor Gottes Gericht gestellt. Er hatte stets die Vergebung Gottes für sich in Anspruch genommen und rief: „Herr, sieh selbst: Meine Hände sind rein.“ Gott gab ihm zur Antwort: „Ja, es stimmt. Deine Hände sind rein. Aber sie sind leer.“ Gott sucht an seinem Feigenbaum die Frucht.

2. *Gefährlich hinderlich.*

Wer trägt eigentlich die Schuld an der Unfruchtbarkeit dieses Baumes? Es lag weder an der Sonne noch am Regen oder am Erdreich, wenn er keine Frucht brachte. Der Fehler lag auch nicht beim Gärtner oder beim Besitzer des Weinbergs. Die Ursache war in dem Baum selbst zu suchen! Er war dazu bestimmt, Frucht zu tragen, aber er tat es nicht. Der Besitzer des Weinbergs sagt: Haue ihn ab! Was hindert er das Land! Wörtlich: Er saugt doch nur das Land aus! Im griechischen Text wird ein Wort gebraucht, das man mit „unwirksam machen, brachlegen, aussaugen“ übersetzen muss.

Der unfruchtbare Feigenbaum hat eine gefährliche Wirkung auf den übrigen Weinberg. Feigenbäume entziehen dem Boden besonders viele Nährstoffe. Wenn er dann noch nicht einmal Frucht bringt, schädigt er die umstehenden Pflanzen.

Ein Ausleger des Gleichnisses sagt: „Wenn wir Gottes Gaben nur für uns selbst gebrauchen, dann töten wir andere . . .“ Die Frucht in Leben des Christen ist nötig, damit andere sich davon ernähren können. Wenn das nicht geschieht, wird unser Dasein für die andern zur Gefahr!

Was aber ist die Frucht, die Gott sucht? In den Versen vor unserem Text spricht Jesus mit seinen Hörern über zwei schreckliche Tagesereignisse: Pilatus hatte im Tempel ein Blutbad angerichtet, und ein einstürzender Turm hatte 18 Menschen erschlagen. Waren diese Menschen schuldiger als andere? Jesus sagt: Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr auch so umkommen. Im Anschluss daran erzählt er das Gleichnis vom Feigenbaum.

Frucht heißt also: umkehren, auf Gott hören, sich von ihm in Dienst stellen lassen, damit aus unserem Leben etwas herauskommt, was Gott ehrt und anderen hilft! Frucht heißt weiter, dass Gott mein Leben ändern und nach seinem Sinn gestalten kann. Paulus schreibt im Galaterbrief (Kapitel 5,22) von den guten Früchten, die der Geist Gottes in uns wachsen lässt: Liebe, Freude, Friede, Geduld . . .

Gott sucht nicht das Unmögliche oder Sensationelle oder Außerordentliche. Er gibt Frucht, die in der Veränderung des Wesens beginnt und Auswirkungen auf das ganze Leben hat. Im Gleichnis steht der unfruchtbare Baum hindernd im Weg. Weil er sich selbst nicht verändern lassen möchte, hindert er die Veränderung bei anderen auch. Weil er selbst nicht zur Umkehr bereit ist, hält er die anderen bei ihrer Umkehr auf. Er macht das unwirksam, was bei anderen an Frucht zu wachsen anfängt.

Das Gleichnis Jesu stellt uns vor die unbequeme Frage: Gleichen wir dem unfruchtbaren Feigenbaum, der die Frucht verweigert und dem Boden Nährstoff entzieht, oder wächst in unserem Leben durch Gottes Güte Frucht, die auch anderen weiterhilft?

3. Über alle Maßen umsorgt.

Hier dürfen wir die wichtigste Pointe dieses Textes nicht verfehlen, nämlich die erstaunliche Entdeckung, die über menschliches Begreifen geht: Dem unfruchtbaren Feigenbaum gilt die besondere Sorge Gottes!

Eigentlich dürfte es nur noch eine Handlung geben: Der Weinbergsgärtner kommt mit der Axt und entfernt den Baum aus dem Weinberg. Haue ihn ab! Was hindert er das Land! Aber das Unglaubliche geschieht: Der Weingärtner, der sich all die Jahre vergeblich gemüht hat, bittet den Herrn des Weinbergs um ein weiteres Jahr Geduld, damit er noch einmal um den Feigenbaum graben und düngen kann.

Das war in Palästina nicht üblich, dass ein Feigenbaum besonders gedüngt wurde. Das hatte er normalerweise gar nicht nötig. Er brachte auch so seine Frucht

Auf diesem Hintergrund wird deutlich, welche verzweifelte Anstrengung der Gärtner unternimmt. Er ist hier ein Abbild Jesu, der um jeden von uns ringt. Von seinem Gebet und seiner Geduld leben wir. Die Bemühung Jesu will bewirken, dass unser Leben doch noch die erforderlichen Früchte bringt.

Gott wartet ab: Er wartet auf jeden einzelnen, auf die ganze Christenheit, auf unser Volk. Da ist so viel Gleichgültigkeit oder so viel Aktivität, die doch immer wieder ausweicht davor, dass ein Mensch sein Leben wirklich Gott übergibt und es ihm zur Verfügung stellt.

Vielleicht waren die letzten Jahrzehnte für uns das Gnadenjahr Gottes, eine zusätzliche, anstrengende Bemühung Jesu um uns? Haben wir die Chance erkannt?

Wir sind gefragt, ob wir Gottes Bemühungen um uns wirkungslos verpuffen lassen wollen. Er hat an Einsatz nicht gespart und seinen eigenen Sohn gegeben. Die Frage ist, ob wir umkehren wollen.

Amen

Reinhard Albrecht

XXVIII.

Richtet nicht!

Matthäus 7,1 – 5

Jesus sagt: Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, – und siehe, ein Balken ist in deinem Auge? Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

Im Jahr 1957 erschien erstmals in deutscher Sprache die Erzählung „Der Fall“ des französischen Arztes Albert Camus. Sie enthält die Beichte eines erfolgreichen Pariser Strafverteidigers. Bisher bewegte sich sein Leben an der Oberfläche. Eines Nachts wird seine Selbstgefälligkeit jäh zerstört. Er hört die Hilferufe einer Ertrinkenden, unternimmt aber nichts zu ihrer Rettung und wird so schuldig an ihrem Tod. Plötzlich gehen ihm die Augen auf dafür, wie hart und ungerecht er über andere urteilte und dachte und dass auch die Christen Barmherzigkeit nur auf den Lippen, aber nicht in ihrem Herzen haben. Im Gespräch mit einem Fremden, dem er seine Gedanken offenbart, sagt er:

„Sie haben Christus in der geheimsten Kammer ihres Herzens auf einen Richterstuhl gesetzt. Und dann schlagen sie drein; vor allem richten sie, sie richten in seinem Namen. Jesus sagte voll Milde zur Ehebrecherin: So verdamme ich dich auch nicht! Das stört sie aber nicht: Sie verdammen und sprechen niemanden los. Sie erfinden schreckliche Regeln und errichten Scheiterhaufen. Sie glauben immer nur an die Sünde, nie an die Gnade . . .“

Albert Camus hat die richtende, verurteilende Einstellung sehr scharf gesehen. Aber Sie findet sich nicht nur bei Christen. Sie wurzelt tief im Herzen aller Menschen.

Jesus möchte uns vor solcher Überheblichkeit und vor solchem Richten bewahren. Seine Warnung steht vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Gott allein der Richter aller Menschen ist. Lassen Sie uns sein unbequemes Wort hören!

1. Richten ist Verrat an der Hoffnung.

Der Vorgang, den Jesus hier vor Augen hat, besitzt in Gottes Bewertung ein enormes Gewicht, denn er wird in einem Atemzug genannt mit dem Töten, dem Ehebrechen und der Habgier. Das griechische Wort, das hier gebraucht wird, bezeichnet im engeren Sinn die Tätigkeit eines Richters, der den Richterstuhl besteigt, um ein abschließendes Urteil zu fällen. Damit wird bereits deutlich: Wer sich selbst in diese Rolle erhebt seinem Bruder und

seinem Nächsten gegenüber, der maßt sich auf jeden Fall etwas an, was ihm gar nicht zusteht!

Wer sich so dem anderen gegenüber verhält, ist nur noch am Splitter im Auge des anderen interessiert, nicht mehr an der Rettung des Auges! Wer das Gefühl für die Sünde seines eigenen Lebens verloren hat, der hat am wenigsten Probleme mit der Richterrolle über den anderen. Er fällt Urteile, gegen die es keine Berufung mehr gibt. Solches Urteilen ist hoffnungslos und gnadenlos, weil es dem Verurteilten keine Möglichkeit lässt, sich zu ändern.

Das Gegenteil solchen Richtens ist die Hoffnung. Die Liebe hofft für den anderen. Sie rechnet damit, dass die Barmherzigkeit Gottes noch sehr viel aus dem anderen machen kann.

Wer für den anderen hofft, weiß, dass Gott noch ganz andere Mittel der Hilfe für den anderen bereithält, als er es sich vorstellen kann. Wer für den anderen hofft, sucht einen Weg, ihn zu gewinnen, weil er davon ausgeht, dass Jesus auch für den anderen sein Leben am Kreuz hingegeben hat und dass dem anderen deshalb die ganze Liebe Gottes gilt. Er hat kein Interesse mehr daran, dass der andere gerichtet wird, sondern nur noch ein Interesse daran, dass der andere gerettet wird. Jeder darf sich daraufhin prüfen, ob er noch Hoffnung für den anderen hat!

2. *Richten ist der gefährlichste Bumerang gegen das eigene Leben!*

Jesus sagt in Vers 2 erstaunliche Worte, die aufhorchen lassen. Es heißt dort: „Mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr messt, werdet ihr gemessen werden.“

Hier taucht nun unabweisbar die Frage auf: Heißt das, wir dürfen uns als Christen überhaupt kein Urteil mehr bilden? Müssen wir aus „christlicher Liebe“ zu allem schweigen, was in der Gemeinde und in der Welt bedenklich und schief ist? Werden wir verpflichtet, unterschiedslos alles gutzuheißen, auch wenn wir es überhaupt nicht gut finden? Sollen wir die Fehler anderer verdecken aus der Sorge heraus, dass unser Leben mit gleicher Schärfe beurteilt wird? Das kann wohl so nicht gemeint sein!

Wer nicht mehr fähig ist, sich ein richtiges und klares Urteil über Menschen und Verhältnisse zu bilden, und wer zu feige ist, die erkannte Wahrheit auch zu sagen, der ist nicht nur unaufrichtig, der verzichtet auch auf jeden Einfluss, diese Welt zu gestalten. Keine Gesellschaft kann ohne Recht existieren, ohne einen Maßstab, nach dem man sich richtet. Wo die Worte Jesu aus unserem Text sentimental missverstanden werden, da verwischt sich das Verständnis für Recht und Unrecht, für gut und böse. Als Christen sagen wir nicht zu allem ja und amen. Wir sind dem anderen das Wort der Wahrheit schuldig. Dietrich Bonhoeffer schreibt in seinem Buch „Gemeinsames Leben“: „Nichts kann grausamer sein als jene Milde, die den anderen seiner Sünde überlässt. Nichts kann barmherziger sein als die harte Zurechtweisung, die den Bruder vom Weg der Sünde zurückruft.“

Eigentlich ist das ein großartiger Dienst, den ein Christ dem anderen leistet. Christen dürfen einander helfen, die Fremdkörper aus ihrem Leben zu entfernen. Das geschieht in der Seelsorge und in der Beichte. Aber es zeigt sich, dass solcher Dienst nicht ohne Gefahren ist. Es kann sein, dass einer einem anderen den Splitter entfernen möchte und dabei den Balken im eigenen Auge nicht erkennt! Es kann sein, dass einer sich aufmacht,

einem anderen zu dienen, und er merkt nicht, wie er sich zum Richter über den anderen aufspielt. Aber der andere merkt es, wie ich mich über ihn erhebe und mir eine Rolle anmaße, die mir nicht zusteht: ein Richten vom Weltenthron Gottes her!

Hier erweist sich mein Richten als gefährlicher Bumerang, der auf mich selbst zurückkommt. Mein Verhalten zum Bruder, zum Nächsten, zum Mitmenschen – es wirkt zurück auf das Verhalten Gottes zu mir! Die Art, wie ich mich dem Splitter im Auge des anderen nähere, wirkt zurück auf mein eigenes Leben!

Professor Thielicke schreibt zu unserem Wort: Erst „als einer, der den Balken im eigenen Auge erkannt hat und ihn nun losgeworden ist,“ darf ich „den Versuch wagen, an den Splitter im Auge des Nächsten heranzutreten. Dazu gehören zarte und barmherzige Hände . . . Nur die, denen selber Vergebung widerfuhr, tragen heilende Kräfte in diese Welt . . .“

3. Richten kann Gott allein!

Woher kommt eigentlich der Drang des Menschen, sich ständig über andere zu erheben und den Richter zu spielen?

Steckt dahinter nicht letztlich ein Traum von Vollkommenheit, den jeder von uns mit sich herumschleppt? Ist es letztlich nicht die wahnwitzige Meinung, wir könnten schon in dieser Welt für Recht und Ordnung sorgen und damit auch aus uns selbst heraus richtig und gut sein? Man muss eben nur alles ausmerzen, was nicht zu dieser Illusion passt!

Möchten wir nicht letztlich beweisen, dass wir es schaffen, die Verwirrung, die durch die Sünde in diese Welt und in unser Leben gekommen ist, aus unseren Kräften zu besiegen, ohne von Gnade und Vergebung abhängig zu werden?

Die Wahrheit aber ist: Es geht keiner über diese Erde, der nicht auf das Erbarmen und die Vergebung Gottes angewiesen bliebe. Denn wer von uns bleibt ohne Schuld?

Bis zu diesem Tag wurde nichts aus dem Traum von der reinen Gemeinde! Alle Säuberungsaktionen haben immer nur Leid und Tränen, aber nicht die perfekte Gemeinde gebracht. Auch in der Weltgeschichte hat es solche Säuberungsaktionen gegeben. Dabei sind Millionen Menschen umgekommen.

Im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen gibt Jesus eine klare Antwort: Die letzte Scheidung, die Gott selber vornimmt, kommt. Das Unkraut aber bleibt stehen bis zur Ernte.

Christen sind keine Richter, sondern Zeugen. Sie sind Jesu Botschafter und nicht sein Säuberungskommando. Richten, scheiden und säubern ist Sache unseres Herrn, der das letzte Wort über diese Welt und unser Leben sprechen wird. Bis dahin können wir nur einladen, bezeugen und sammeln.

Amen

Reinhard Albrecht

XXIX.

Zwischen Armut und Himmelreich.

Matthäus 5,3

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

Wir besprechen die „größte Predigt aller Zeiten,“ die „vernichtendste aller Predigten,“ von der Romano Guardini gesagt hat: „Die Bergpredigt ist die Erschütterung der Welt vom Himmel her.“

Diese Predigt beginnt mit einem missverständlichen Satz: „Selig sind, die da geistlich arm sind.“ Wir hören das Gelächter durch die Zeiten!

Die Menschen, die sich gegen den christlichen Glauben stellten, meinten, Jesus preise hier die „Dummen,“ die „Unterbelteten“ (und wie die grausamen menschlichen Äußerungen alle lauten) selig. Mit dem missverständlichen Wort, das so viel Spott erzeugt hat, beginnt die Erschütterung vom Himmel her!

So viel steht jetzt schon fest: Es geht um Menschen, die arm und benachteiligt sind; aber es geht um Menschen, die Jesus sieht! Er übergeht sie in seiner großen Predigt auf dem Berge nicht. Er stellt ihnen auch keine Forderungen, die sie endgültig in den Staub drücken. Er begegnet ihnen nicht mit einem harten Gesetz: Bewährt euch, und ihr könnt etwas werden vor meinem himmlischen Vater!

Der Satz Goethes „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ ist eben nicht das Evangelium.

1. Das Evangelium macht deutlich: Jesus lädt die Abgeschriebenen ein!

Sie preist er glücklich! Ihnen spricht er das Himmelreich zu. Sie sollen dazugehören. Gott isoliert sie nicht. Er will alle dabeihaben!

Doch nun müssen wir genauer untersuchen was das Wort „geistlich arm“ bedeutet. Das Lukas-Evangelium überliefert uns diesen Ausspruch Jesu so: „Selig seid ihr Armen!“

Tatsächlich: Die Reichen sind wohl in der großen Gefahr, ihre wirkliche Lage nicht richtig einzuschätzen. Reichtum kann große Täuschungen hervorrufen.

Einer, der etwas hat, kann sich in vielen Lagen viel besser helfen als einer, der nichts hat. Für den Reichen mit seinen vielfältigen Möglichkeiten ist eben manches leichter. So steht er in der Gefahr, sich an Ersatzlösungen zu hängen.

Aber es geht nicht einfach um materielle Armut. Jesus spricht von einer geistlichen Armut! Es gibt also noch eine tiefere Bedürftigkeit: Wer ist so arm, dass er geistlich arm ist?

Geistlich arm ist der der seine Armut als Armsein vor Gott bekennt der diese seine Armut bis in die innerste Schicht seines Lebens versteht. Darum ist geistliche Armut eine bittere Not. Luthers einsamer Kampf in der Klosterzelle, der schließlich zur Reformation der Kirche führen sollte, entstand aus der Erkenntnis letzter geistlicher Armut.

Armsein vor Gott heißt also: Ich habe vor Gott nichts aufzuweisen, ich bin auf dem Nullpunkt angekommen, ich habe das Himmelreich verloren, das verlorene Paradies hat mir alle Täuschungen über mich selbst genommen.

Da ist jener Hauptmann aus dem Ort Kapernaum, dessen Adjutant krank liegt. Jesus bietet ihm an, diesen Mann gesund zu machen. Der Hauptmann antwortet ihm: „Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund“ (Matth. 8,8). Er weiß, dass er kein Recht auf Gottes Hilfeleistung hat.

Oder da ist jener Pharisäer, der in seinem Gebet im Tempel alle seine guten Seiten aufzählt. Neben ihm aber steht ein Zöllner, der nicht einmal sein Gesicht aufrichten konnte, sondern nur noch stammelte: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (Luk. 18,13) Er sah seine Lage vor Gott ungeschminkt.

Oder wir denken an die beiden Mörder, die man mit Jesus auf dem Hügel Golgatha gekreuzigt hatte. Der eine der beiden spottete über Jesus: „Hilf dir selbst und uns!“ Der andere empfand, dass er mit leeren Händen vor Gottes Angesicht treten musste: „Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Der eine fand nur seine Lage qualvoll. Der andere merkte: Ich bin schuldig vor Gott und Menschen!

So ist ein großer Unterschied zwischen den geistlich Reichen und den geistlich Armen!

Die Sprache der geistlich Reichen lautet so:

➤ Gott muss mir doch helfen, dazu ist er doch verpflichtet! Es ist doch sein Beruf zu verzeihen!

➤ Wie gut, dass ich nicht so bin wie andere! Wenn ich mich mit anderen vergleiche, komme ich doch ganz gut weg!

➤ Gott muss erst mal den Beweis antreten, dass er wirklich helfen kann, dass er Gott ist!

Aber die Sprache der geistlich Armen heißt:

➤ Ich bin es nicht wert! (Dieser Satz ist wohl die schönste Erklärung für das, was Gnade heißt.)

➤ Ich bitte Gott aus dem Nullpunkt heraus im Eindruck meiner tiefsten Verlorenheit: „Sei mir gnädig! Sage ja zu mir! Denke an mich!“

Darum stimmt der Satz, den ein Ausleger sagt: Das Tor zum Himmel ist die Gnade des Nullpunktes.

2. Solchen Menschen, die im Blick auf Gott am Ende ihrer eigenen Möglichkeiten sind, spricht Jesus das Himmelreich zu und sagt ihnen, dass sie glücklich sein dürfen.

Glück – das war auch den Leuten damals ganz wichtig. Die Griechen und die Römer hatten für Glück weibliche Gottheiten eingesetzt. Sie hießen Tyche und Fortuna und sollten

dem Menschen das Glück bringen. Die Germanen benutzten weniger das Wort Glück als mehr das Wort Heil. In dem Gruß „Heil Hitler“ hat es eine späte Blüte getrieben. Hitler hat das Glück nicht garantiert. Statt Glück kam der Untergang nie gekanntes Ausmaßes.

Wenn Jesus von Glückseligkeit spricht, sagt er es viel direkter! Er macht seinen Zuhörern deutlich, dass er selbst der einzige Weg zum Glück ist. Er ist der einzige, der unser Glücksverlangen nicht nur äußerlich und oberflächlich sieht und stillt. Er preist den glücklich, der vor Gott seine Ausweglosigkeit erkannt hat und dadurch zum neuen Gottesverhältnis gekommen ist.

Das drückt die Wendung aus: . . . denn das Himmelreich ist ihr.“ Durch eine solche Umschreibung vermeidet man im frommen Judentum die Nennung des Namens Gottes.

Gemeint ist: Gott ist bei ihnen. Wirklich, in Jesus Christus ist Gott auf der Erde. Das Himmelreich ist Person geworden. Wer Jesus Christus kennt, hat den Himmel auf Erden!

Wie gut, dass jeder diesen Himmel in sein Leben hineinholen darf! Jeder darf Jesu Wort hören. Jeder, der will, darf mit ihm im Gebet sprechen.

Welch eine Aussicht, mit dem Himmel auf Erden leben zu dürfen!

Welch eine Aufgabe für unsere Gemeinden: Offen sein für Menschen, die die tiefste Krise ihres Lebens erfahren haben, und sie mit Jesus Christus in Verbindung bringen!

Wenn das keine Erschütterung der Welt vom Himmel her ist! Aber diese Erschütterung will uns nicht unter unseren Trümmern begraben.

Jesus Christus ist der Eine,
der gegründet die Gemeinde,
die ihn ehrt als teures Haupt.
Er hat sie mit Blut erkaufet,
mit dem Geiste sie getaufet,
und sie lebet, weil sie glaubt.

Gebt, ihr Sünder,
ihm die Herzen,
klagt, ihr Kranken,
ihm die Schmerzen,
sagt ihr Armen, ihm die Not.
Wunden müssen Wunden heilen
Heilsöl weiß er auszuteilen,
Reichtum schenkt er nach dem Tod.

EKG 96, Verse 6 und 7

Amen

Horst-Armin Eickel

Der Verfasser ist Pfarrer der Gemeinde Kaarst-Büttgen

XXX.

Zwischen Leid und Trost.

Matthäus 5,4

Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

Kaum ein Teil der Bibel wird heute so diskutiert wie die Bergpredigt Jesu. Zuletzt hat der Bestseller von Franz Alt dafür gesorgt.

Wir wollen uns an diesen Sonntagen mit der Bergpredigt befassen

- der größten Predigt aller Zeiten
- der vernichtendsten aller Predigten (Günter Dehn)
- der störendsten und alarmierendsten Predigt
- der Predigt, die zum Nachdenken und zur Entscheidung nötigt
- der Predigt, die auf die Ganzheit unseres Lebens abzielt
- der Predigt, die wie ein Spiegel den Hörer bloßstellt
- der Predigt, die gleichsam eine Buchstabiertafel christlichen Lebens ist.

Am Anfang wird bereits deutlich, wie tief sie in unser Leben greift.

1. Das Stichwort „Leid tragen“ gehört zur Grunderfahrung unseres Daseins:

Man erlebt das Leid eines Krankenlagers, vielleicht des eigenen, oder man muss das Leid eines besonders schweren Weges durchstehen. Das Mit-Leiden mit einem Menschen ist uns nicht unbekannt. Unser Alltag bringt das Erleiden schwerer Probleme und auswegloser Situationen mit sich. Schließlich ist das Abschiednehmen-Müssen von einem lieben Menschen der schwerste aller leidvollen Wege.

Die Menschen der Bibel kannten das Leid, die Trauer und die Klage. Hiob hat gelitten. Am Grab des Lazarus hat man geweint. Im leidgeprüften Haus des Jairus hat man getrauert.

Leiden und Tod werden in der Bibel nicht verharmlost. Auch die Menschen der Bibel starben nicht leicht. Sie haben sich ihrer Tränen nicht geschämt, kannten sie doch den, der sie abwischen wird (Offb. 21,4).

Nur wer ein Herz hat, kann leiden. Ein eingefrorenes Herz weist Leid und Tränen ab. Ein vereistes Herz empfindet nicht mehr.

Ein Herz kann durch Lieblosigkeit einfrieren. Zum Leidtragen gehört Liebe.

Ertragenes Leid verleiht Tiefgang und Lösung von aller Oberflächlichkeit. Wie sollte man sonst den Ausspruch verstehen, der dem berühmten König Salomo zugeschrieben wird: „Trauern ist besser als Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert“ (Pred. 7,3)?

Wir haben das vergessen. Wir mögen das Leid nicht. Unserer Meinung nach steht es der Freude, der Lebensentfaltung und der Selbstverwirklichung im Wege. Und wenn es schon sein muss, dann soll es möglichst schnell vorbeigehen.

Doch die Flucht aus dem Leid steht nicht unter der Verheißung des Bergpredigers. Verneine ich das Leid, dann müsste unser Predigtvers lauten: „Unglücklich sind, die kein Leid tragen, denn sie sollen nicht getröstet werden.“ Das Ertragen des Leides hat Verheißung. Den Trost Jesu erfährt nur der Leidende.

Auch Jesus hat gelitten. Zweimal wird berichtet, dass er geweint habe: vor dem Grab seines Freundes Lazarus (Joh. 11) und angesichts der verstockten Stadt Jerusalem (Luk. 19,41).

In unendlicher Liebe hat Jesus gelitten. Um die Tiefe und Weite des Leidens Jesu zu verstehen, müssen wir unter das Kreuz treten: „Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

Von hier aus fällt ein Licht auf ein besonderes Leid, auf das Leid wegen der eigenen Schuld.

Wir sind schuldig geworden – vor Gott und Menschen – wie der verlorene Sohn. Aber wie dieser am Herzen des Vaters getröstet wurde (Luk. 15,24), so gilt es: „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.“

Das tiefste Leid, das Leiden an der eigenen Schuld und Vergangenheit, soll nicht unausweichliches Verhängnis sein! Das Kreuz Jesu ist der unüberbietbare Trost für den, der an seinem eigenen Leben Leid trägt.

Darum ist es nur die Hälfte, wenn wir hören: „Selig sind, die da Leid tragen.“ Der zweite Teil gehört dazu: „. . . denn sie sollen getröstet werden.“

Leid und Trauer sind nicht gut, wenn sie uns bei uns selbst festhalten.

2. *Wir sollen nicht im Leid steckenbleiben, sondern dem Tröster begegnen.*

Hier steht dasselbe Wort, das Jesus vom Heiligen Geist sagt. Er ist der Paraklet! Auf die Trostkraft dieses Trösters ist verlass!

Er ist, wie Paulus schreibt (2. Kor. 1,3), der „Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“

Der Ostertag Jesu hat den letzten Feind, den Tod, vernichtet. Unser Thema ist nicht das Hochspielen des Leides, nicht die Anbetung des Todes, sondern Gottes starker Trost!

Die Stichworte „Leid“ und „Trost“ stehen am Anfang der Predigt auf dem Berg, der größten Predigt aller Zeiten.

Damit beginnt die Bergpredigt ohne Umschweife mit einem ganz zentralen Lebensthema. Nicht langatmige Analysen und Statistiken leiten die Rede ein. Der Bergprediger macht keinen Umweg zu unserem Herzen.

Vor allem steht das Wort „glücklich.“ Jesus verurteilt mein Verlangen nach Glück nicht. Er zeigt mir, was Glück ist, und will mich dahin führen.

Passt das? Leid und Glückseligkeit, Tränen und Freude – passen sie zusammen? Wir meinen, es seien Gegensätze.

Jesus bindet die vermeintlichen Gegensätze zusammen. Das eine kann ohne das andere nicht sein. Es geht nicht um Freude oder Schmerz. Es geht um die Freude aus dem Trost Gottes und um geheiligten Schmerz.

Der Grabstein auf dem Tübinger Friedhof fiel mir auf. Er war ungewöhnlich! Über dem Namen des hier beigesetzten Menschen waren drei Worte aus dem hellen Stein herausgemeißelt: „Über ein Kleines.“ Mir fiel das Wort Jesu ein: „Über ein Kleines, dann werdet ihr mich sehen“ (Joh. 16,16).

Das ist Trost mitten im Leid!

Unter Leiden prägt der Meister
in die Herzen, in die Geister
sein allgeltend Bildnis ein.
Wie er dieses Leibes Töpfer,
will er auch des künftigen Schöpfer
auf dem Weg der Leiden sein.

Leiden macht das Wort verständlich,
Leiden macht in allem gründlich;
Leiden, wer ist deiner wert?
Hier heißt man dich eine Bürde,
droben bist du eine Würde,
die nicht jedem widerfährt.

EKG 305, Verse 2 und 7

Amen

Horst-Armin Eickel

XXXI.

Zwischen Zorn und Vergebung.

Matthäus 5,21 – 26

Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Nichtsnutz!, der ist des Hohen Rates schuldig; wer aber sagt: Du gottloser Narr!, der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum: wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, dass dein Bruder etwas wider dich habe, so lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Sei willfährig deinem Widersacher bald, solange du noch mit ihm auf dem Wege bist, auf dass dich der Widersacher nicht überantworte dem Richter und der Richter dem Diener und werdest in den Kerker geworfen. Wahrlich, ich sage dir: Du wirst nicht von dannen herauskommen, bist du auch den letzten Heller bezahlest.

In unserer niederrheinischen Gegend fallen die Überlandleitungen besonders auf. An jedem Masten steht ein kleines Schild: Vorsicht! Hochspannung! Lebensgefahr!

Daran werde ich beim Lesen dieses Bibeltextes erinnert. In unserem Abschnitt herrscht Hochspannung, Lebensgefahr.

1. Hier geht es um das 5. Gebot.

Es lautet: „Du sollst nicht töten.“ Daran bestand im Volk Israel kein Zweifel: Die Gebote, die Gott am Berge Sinai den Menschen gegeben hatte, sollten sie nicht einengen, sondern ihr Leben schützen. Wer sich also über Gottes Gebote hinwegsetzt, richtet sich gegen das eigene Leben. Gott will das Leben bewahren! Wir sollen „unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun,“ so sagt es Luther in der Erklärung zum 5. Gebot.

Trotzdem töten wir mit unseren Händen. Menschenhände schalten das Videogerät mit dem Gewaltfilm ein, Menschenhände greifen nach den Messern, mit deren Hilfe dreihunderttausend Abtreibungen pro Jahr in der Bundesrepublik vorgenommen werden, und die Hände von 30 Millionen Menschen helfen in der Rüstungsindustrie.

Todesstrafe aktive Sterbehilfe, Selbstmord – es sind Stichworte, die uns beim Hören des 5. Gebotes einfallen.

Wenn wir uns mit der Bergpredigt beschäftigen, müssen wir als Christen unerbittlicher als bisher diese Fragen zur Sprache bringen.

Wir müssen deutlicher als bisher fragen, wo wir diesem Gebot Schranken gesetzt oder es der Situation angepasst haben. Wir müssen fragen, wo wir Kompromisse gemacht haben, die wir nicht hätten machen dürfen.

Hier, im 5. Gebot, wird die eigentliche Tat des Tötens verboten. Die Hände sind es, mit denen Menschen andere oder sich getötet haben. Und in der Politik? Pauschalverbote und oberflächliche Argumentationen helfen uns hier nicht weiter.

In manchen Fragen sind wir auch unter den Christen unsicher und ratlos. Wir leiden darunter, dass wir schuldig werden – so oder so. Aber dieses sollte noch viel unmittelbarer, direkter und umfassender unser Handeln bestimmen: Gott will das Leben schützen!

2. *Es geht um unsere Herzen.*

Gott will das Leben schützen. Wo fängt die Bedrohung des Lebens an?

Für unsere menschlichen Gerichte beginnt die Schuld da, wo sie äußerlich feststellbar ist. Nur der schuldhaftige Tatbestand, den jeder sehen kann, wird bestraft.

Der Hass auf einen Menschen wird nicht geahndet, aber der Mord. Jedes Gericht macht einen Unterschied zwischen Schimpfworten und Körperverletzung, zwischen Beleidigungen und Totschlag.

Nun sagt Jesus: Gott schaut tiefer. Er sieht auch die feinsten Regungen von Zorn und Hass, die kein Gericht feststellen kann. Er weiß, dass Zorn und Hass im Herzen eines Menschen der Anfang für einen Totschlag oder einen Mord sein können. Darum: „Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig.“

Hier ist viel mehr gefordert, als Mose gesagt hat. Es wird in ganz anderer Weise deutlich, dass die Liebe nicht verletzt werden darf. Bei Mose ging es nur um die Hände. Hier geht es um das Herz!

Jesus nimmt die Begrenzung weg, die in der bisherigen Formulierung des 5. Gebotes unausgesprochen enthalten war. Er zeigt den eigentlichen Sinn der Gebote, ohne unsere Anpassungen und Konzessionen. Hier trifft die „Erschütterung der Welt vom Himmel her“ (Romano Guardini) das eigene Herz: Mit Gott kann ich nicht feilschen. Mein Gewissen wird getroffen!

Jesus geht bei der Behandlung der Gebote von innen nach außen. Damit handelt er ganz anders als all unsere menschliche Gesetzgebung.

Unsere Gesetze wollen von außen her den Menschen leiten. Jesus fängt nicht mit äußeren Gesetzen an, sondern will, dass das Herz des Menschen in Ordnung ist. Dann werden auch die äußeren Handlungen in Ordnung kommen.

Ein Herz das nachträgt, verwundet, verbittert und vergiftet ist kann anderen Menschen auch nur so begegnen. Aus einem solchen Herzen entspringt keimhaft ein Töten.

Darum kann auch der Gang zum Abendmahlstisch Heuchelei sein. Wenn mir einfällt, dass ein anderer Mensch etwas gegen mich hat, sollte ich lieber die Abendmahlsfeier unterbrechen und um Vergebung bitten. Jesus sagt: „Lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.“

Und wenn es schon zu spät ist, wenn der Richter schon eingeschaltet wurde? „Sei willfährig deinem Widersacher bald, solange du noch auf dem Wege bist.“ Vielleicht besteht doch noch die Möglichkeit, alles in Ordnung zu bringen.

Versöhnung ist wichtiger als ein gewonnener Prozess! Wie schrecklich, wenn wir einen alten Hass mit ins Grab nehmen! So geht es Jesus bei der Auslegung des 5. Gebotes um viel mehr: nicht nur um unsere Hände, sondern um unsere Herzen!

3. *Es geht um unser Leben.*

Der furchtbarste Augenblick in der Menschheitsgeschichte war der, als sich die Übertretung des Gebotes gegen den Schöpfer wandte.

Gott hatte das Gebot gegeben, um das Leben zu schützen. Des Mensch hat Gott getötet und sich damit gegen seinen Schöpfer gewandt. Und: Gott hat es geschehen lassen, dass die Menschen Jesus Christus, seinen Sohn, umbrachten.

Trotz aller Furchtbarkeit liegt in diesem Geschehen die eigentliche Quelle unseres Lebens! Christus ist gestorben, „als wir noch Feinde waren,“ um alle unsere Hassgedanken, Zornausbrüche, beleidigenden Äußerungen und Tötungen auf sich zu nehmen: „Denn Gott versöhnte in Christus die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung . . . denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ (2. Kor. 5,19ff.).

Wie in der ganzen Bergpredigt, so ist auch in diesem Abschnitt vom Töten Hochspannung! Diese Hochspannung will uns in aller Todesgefahr zur Lebenschance werden!

Nichts kann ich vor Gott ja bringen
als nur dich, mein höchstes Gut;
Jesu, es muss mir gelingen
durch dein heiliges, teures Blut.
Die höchste Gerechtigkeit ist mir erworben,
da du bist am Stamme des Kreuzes gestorben;
die Kleider des Heils ich da habe erlangt,
worinnen mein Glaube in Ewigkeit prangt.

Nun so gib, dass meine Seele
auch nach deinem Bild erwacht;
du bist ja, den ich erwähle,
mir zur Heiligung gemacht.
Was dienet zum göttlichen Wandel und Leben,
ist in dir, mein Heiland, mir alles gegeben;
entreiße mich aller vergänglichen Lust,
dein Leben sei, Jesu, mir einzig bewusst.

EKG 259, Verse 6 und 7

Amen

Horst-Armin Eickel

XXXII.

Zwischen Heuchelei und Wahrheit.

Matthäus 6,5 – 9

Wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Synagogen und an den Ecken auf den Gassen, auf dass sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten. Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr ihn bittet. Darum sollt ihr also beten: Unser Vater in dem Himmel.

Der Jugendpfarrer Emil Weber erzählt in seinem Buch „Der Schritt über die Linie“ von zwei Jungen, die angefangen hatten, in einem christlichen Posaunenchor mitzuspielen. Als der Chor öffentlich auftreten sollte, hatten sie die Sorge, ob sie schon in der Lage wären, alle Töne aus ihren Instrumenten herauszubringen. Der Chorleiter, an den sie sich in ihrer Verlegenheit wandten, gab ihnen den Rat: Wenn die schweren Töne kommen, dann setzt ihr die Instrumente nicht ab, sondern ihr tut so, als würdet ihr blasen.

Ein besonderes, wichtiges Thema der Bergpredigt ist das Gebet. Doch: beherrschen wir dieses Gebiet? Können wir beten? Oder tun wir nur so? Jesus gibt uns in der Bergpredigt Hilfe zum Beten!

1. Beten – Gespräch oder Selbstgespräch?

Diese Frage haben Menschen immer wieder gestellt. So hat z. B. der berühmte Denker Immanuel Kant das Gebet als eine Schwäche bezeichnet, deren sich höherer Mensch schämen sollte. Das Gebet läge unter seiner Menschenwürde meinte er.

Was ist die Folge? Kant sucht das Gegenüber bei einer Idee. Er unterbricht seine moralphilosophischen Abhandlungen mit den Worten: „Pflicht, du erhabener großer Name.“

Wer Gott ausklammert, sucht sein Gegenüber woanders. Das kann, wie bei Kant, eine Idee sein. Es kann auch einfach er selbst sein. Dann ist Gebet tatsächlich nur ein einsames Selbstgespräch, ein Monolog.

Wer nur auf sich fixiert ist, kann auch die Hilfe nur von sich erwarten. Wer nur diesseits orientiert ist kann auch nur vom Diesseits etwas erhoffen.

Wenn Jesus vom Gebet spricht, spricht er zugleich von seinem Vater. Das Gebet und der Vater gehören zusammen. Gebet ist eben nicht Selbstgespräch, sondern Gespräch mit dem Vater im Himmel. Ich darf zu meinem Vater im Himmel beten, und das ist das Ende aller Selbstgespräche.

Es geht hier um die Frage, ob Gott in meinem Leben vorkommt. Wenn ich bete, darf ich wissen: Einer ist da, der mir das Wort abnimmt, der mir verstehend zuhört, mit dem ich mein Leben besprechen darf und dem ich sagen kann, womit ich nicht fertig werde. Beten heißt ich darf meinen himmlischen Vater in die Problemfelder meines Lebens einlassen. Wenn Jesus vom Beten spricht, zeigt er, dass das Gebet ein wirkliches Gespräch ist.

2. *Warnung vor christlichen Schauspielern.*

Jesus beschäftigt eine große Sorge: Wir könnten das Beten verlernt haben und nur noch so tun, als beteten wir. Dann glichen wir den beiden Jungen aus dem Posaunenchor. Wir wären zu Heuchlern, zu Schauspielern geworden.

Zur Zeit Jesu gab es eine besondere Art von Heuchelei: Man wollte mit dem Beten vor den Menschen Eindruck machen und verlegte es in die Öffentlichkeit.

Jesus mahnt: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Synagogen und an den Ecken auf den Gassen, auf dass sie von den Leuten gesehen werden.“ Wer so betet, dem sind die Leute wichtiger geworden als Gott.

Jesus sagt, dass das wahre Gebet Zwiesprache zwischen meinem Vater und mir ist und nicht zur Schaustellung in der Öffentlichkeit dienen darf. Er empfiehlt seinen Zuhörern den einzigen abschließbaren Raum, den es zu seiner Zeit in einem orientalischen Haus gab: die Speisekammer. Hier war man einerseits ungestört, andererseits war man dem Alltag besonders nahe, so dass man ihn mit all seinen Leiden und Freuden ins Gebet einbeziehen konnte.

Die Echtheit des Betens entscheidet sich also nicht an den feierlichen oder stimmungsvollen Räumen, sondern daran, ob ich in ungestörter Konzentration den Alltag meines Lebens vor Gott bringen kann.

Die Sammlung im Gebet gibt uns auch die innere Konzentration für unsere Arbeit, ebenso auch die richtige Einstellung unseren Mitmenschen gegenüber.

Gottes Kraft erfahren wir nicht, wenn wir schauspielern, sondern nur, wenn wir unsre Verlegenheiten vor Gott beim Namen nennen.

3. *Warnung vor dem Wortschwall.*

Besonders ernst warnt Jesus davor, Gott durch einen riesigen Wortschwall beeinflussen zu wollen. „Ihr sollt nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen.“

Gott lässt sich weder durch verkrampte Anstrengungen noch durch leeren Wortschwall zwingen. Wer sich mit vielen Worten Gottes Zuneigung erzwingen will, gleicht mehr einem Heiden als einem Christen.

Ein Beter muss kein Redner sein. Plappern verrät nur, dass man zu seinem himmlischen Vater kein Vertrauen hat.

„Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr ihn bittet“ – damit stellt Jesus das Gebet auf die richtige Grundlage.

Der Vater kennt mich. Er weiß Bescheid. Das ist die richtige Ausgangshaltung zum Gebet. Dann ist das Gebet wirklich das „Atemholen der Seele.“

Kaum ist das eine Missverständnis ausgeschaltet, droht ein neues. Ist das Gebet denn so wichtig, wenn es hier heißt: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr ihn bittet?“

Aber ist es nicht ganz unnatürlich, wenn ein Kind mit seinem Vater nicht spricht, weil der Vater ja doch alles weiß? Wenn ein Kind mit seinem Vater nicht spricht, stimmt etwas nicht. Wer das Gebet außer acht lässt, verleugnet den Vater im Himmel.

Jesus will uns aus unseren Verlegenheiten im Gebet herausholen. Er gibt uns in der Bergpredigt das Vaterunser, das uns zum richtigen Beten anleiten will. Er erlaubt uns, zu Gott „Vater“ zu sagen. Er will uns vor Heuchelei und Plapperei bewahren. Er will, dass wir beten können.

Ich habe gelesen, dass das Gewölbe des großen Saales der Marienburg in Ostpreußen auf einer einzigen Säule ruht. So möchte Jesus, dass unser Leben vom Gespräch mit dem himmlischen Vater getragen wird. Achten wir darauf, dass diese Säule keine Risse oder Schäden bekommt und wir am Ende unter den Trümmern unseres eigenen Lebens begraben werden!

Zieh mich, o Vater, zu dem Sohne,
damit dein Sohn mich wieder zieh zu dir;
dein Geist in meinem Herzen wohne
und meine Sinne und Verstand regier,
dass ich den Frieden Gottes schmeck und fühl
und dir darob im Herzen sing und spiel.

Denn er kann mich bei dir vertreten
mit Seufzern, die ganz unaussprechlich sind;
der lehret mich recht gläubig beten,
gibt Zeugnis meinem Geist, dass ich dein Kind
und ein Miterbe Jesu Christi sei,
daher ich „Abba, lieber Vater!“ schrei.

EKG 237, Verse 2 und 4

Amen

Horst-Armin Eickel

XXXIII.

Wohin steuern wir unser Leben?

Markus 10,17

Als Jesus hinausging auf den Weg, lief einer herzu, kniete vor ihm nieder und fragte ihn: Guter Meister, was soll ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?

Die größte Kuriosität von Olympia 1984 war, dass ein deutscher Schwimmer, ein sicherer Medaillenanwärter, offensichtlich nicht mehr wusste, was das Ziel seines Schwimmens war. Er hatte anscheinend ganz „vergessen,“ dass nur die acht Zeitschnellsten der Vorläufe in den olympischen Endlauf kommen.

So war er zwar in seinem Vorlauf erster geworden, aber nicht sehr schnell geschwommen, weil die anderen so langsam waren. Seine Zeit reichte nicht für den Endlauf. Eine Wiederholung war unmöglich. Er hatte seine Chance gehabt. Die hatte er vertan. Eine zweite Chance gab es nicht. Es nützte ihm auch nichts, dass er im sogenannten B-Lauf um den 9. bis 16. Platz zeigte, was er wirklich konnte. Er schwamm zwar neuen olympischen Rekord – schneller als der Sieger und Goldmedallengewinner – aber eine Medaille gab es nicht für ihn. Das Ziel, für das er jahrelang trainiert hatte, war verfehlt.

Wir haben alle auch nur ein einziges Leben. Dies ein Leben muss gelingen. Ein zweites steht uns nicht zur Verfügung. Da muss jeder genau wissen, was das Ziel seines Lebens ist. Dieses Ziel muss im ersten Anlauf angesteuert werden.

In unserem Bibelvers begegnet uns ein Mann, den genau dieses Problem beschäftigt. Er will sein Leben nicht versteuern.

1. Ziel richtig erkannt.

Der Mann ist offenbar nicht unvermögend, wie wir später erfahren. Bei Lukas wird er ein Oberster genannt, d. h. er hat offenbar eine führende Position inne, ist die Karriereleiter hochgestiegen. Ob er wegen seines Geldes Karriere gemacht hat oder wegen seiner Karriere zu Geld gekommen ist, geht aus dem Text nicht hervor.

Doch so viel ist sicher: Dieser Mann hat begriffen, dass Karriere nicht das Ziel des Lebens sein kann.

Theoretisch wissen wir das auch. Aber wie handeln wir praktisch? Das Grundmotiv unserer Einstellung zeigt sich bei der Erziehung unserer Jugend. Da heißt es: „Werd' erst mal was Ordentliches . . .“, „Schule ist doch wohl wichtiger als Kirche!“ Das Prinzip Leistung und Karriere impfen wir unseren Kindern von Jugend auf ein.

Nun sagt die Bibel sicher nichts gegen Leistung und Karriere. Welch großartige Leistungen haben Menschen des Glaubens vollbracht! Welche Karriere haben auch einige von ihnen gemacht. Man denke nur an den König David. Aber gerade an diesen biblischen Beispielen wird deutlich: Karriere war nicht das Ziel ihres Lebens, sondern Geschenk Gottes auf ihrem Weg zu einem anderen Ziel.

Was aber ist das? Der Mann hat begriffen: . . . dass ich das ewige Leben ererbe! Er hat erkannt, dass der Mensch dazu von Gott erschaffen ist, um einmal an der Ewigkeit und Herrlichkeit Gottes beteiligt zu sein. Der Mensch ist kein Ein-Weg-Produkt, das nach Gebrauch. (sprich: Leben) einfach weggeworfen werden soll. Der Mensch ist nach seinem irdischen Leben zu Höherem bestimmt, zur Ewigkeit Gottes.

Das alles ist für den Mann in unserer Geschichte keine bloße Theorie, die man in seinem Kopf hat, ohne dass sie das praktische Verhalten bestimmt. Die Frage nach dem Ziel seines Lebens beschäftigt ihn so sehr, dass sie sich in seiner Handlungsweise ausdrückt.

So nimmt er sich Zeit für das Gespräch mit Jesus. Zeit nehmen wir uns aber auch immer nur für die Dinge, die uns wichtig sind.

Im Verlauf der Geschichte erfahren wir noch mehr. Der Mann hat bereits seit seiner Jugend bewusst nach den Geboten Gottes gelebt. Er hat also den Weg beschritten, den Gott uns zu seinem Ziel gewiesen hat. Wie viele gibt es doch, die vom Ziel der Ewigkeit reden und die doch Verächter des göttlichen Weges sind! Diesem Mann ist es offensichtlich ernst mit dem Ziel.

Dabei ist er noch nicht so alt, dass der Tod bei ihm vor der Tür steht. Bei Matthäus wird er sogar ein Jüngling genannt. Er hat also begriffen, dass die Zielfrage unseres Lebens nicht erst am Ende unserer Tage Bedeutung bekommt, sondern den Kurs von Anfang an bestimmen muss. Ist uns das eigentlich auch schon klar geworden?

2. Quälende Ungewissheit über den rechten Weg.

Das Ziel ist also ganz deutlich ausgemacht. Aber nun beschäftigt unseren Mann die Frage nach dem Weg dorthin: Was muss ich tun . . . ?

Unserem Mann ist aufgegangen, dass das Ziel der Ewigkeit, wofür wir Menschen geschaffen sind, nicht automatisch mit dem Tod erreicht wird. Unser irdisches Dasein ist eine Art Ausleseverfahren für die Ewigkeit.

Jesus und die Bibel sind ja in diesem Punkt unheimlich nüchtern: „Der Weg zur Verdammnis ist breit, und ihrer sind viele, die darauf wandeln,“ heißt es in der Bergpredigt (Matth. 7,13). „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel tun,“ sagt Jesus in der gleichen Bergpredigt (7,21).

Eigentlich hatte der Mann doch schon sehr viel getan. Aber eine innere Unruhe, eine quälende Ungewissheit war geblieben: „Habe ich immer das Richtige getan? Ist das genug?“ Warum sind auch heute gerade Leute, die sich mit allem Ernst um Gottes Weg bemühen, voller Fragen und Ungewissheit?

Es liegt an der Fragestellung: „Was muss ich tun?“ Wir Menschen sind so sehr auf unsere eigene Leistung eingestellt, dass wir auch Gott gegenüber alles von uns selbst

abhängig machen. Natürlich fragen wir Jesus und erwarten von ihm Rat und Hilfe. Aber letzten Endes – so denken wir – hängt doch alles ganz allein von uns selber ab.

Genau hier setzt die Bibel ein und macht uns deutlich: Wer auf sein eigenes Tun vertraut, hat von vornherein schief gebaut. Die eigene Bemühung ist viel zu unsicher und schwach, als dass sie jemals Gewissheit für die Ewigkeit, bringen kann. Da hilft nur eins: dass ein Mensch endlich sein Vertrauen auf den setzt, den Gott uns zur Vergebung aller unserer Sünden geschickt hat: Jesus Christus. Da hilft nur: endlich ernst nehmen, dass Gott selber mir aus lauter Liebe, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit in Jesus, ein neues Leben schenkt.

Jesus fragen ist sicher gut, aber zu wenig. Sich Jesus mit allem Plus und Minus seines Lebens anvertrauen – das befreit aus aller quälenden Ungewissheit.

3. Keine Scheu vor der Öffentlichkeit.

Eins fällt bei diesem Mann auf: er sucht bei einer so persönlichen Frage nicht ein Seelsorge-Gespräch unter vier Augen. Mitten auf der Straße, in aller Öffentlichkeit, unter den Augen von vielen Gaffern trägt er Jesus sein Anliegen vor. Was sollen bloß die Leute von ihm denken?

Mehr: er fällt sogar öffentlich vor Jesus auf die Knie nieder, vor dem Mann also, den die maßgeblichen Leute im Volk bekämpften und den die Verantwortlichen für einen Irrlehrer hielten. Er stellt sich damit ganz eindeutig auf die Seite Jesu. Wird ihm das nicht in seinem Ansehen schaden? Wird nicht sein Image leiden? Wird ihm das nicht manchen spöttischen Blick oder manche anzügliche Bemerkung einbringen?

All das, was uns so beschäftigt, wird in dem Moment bedeutungslos, wo ein Mensch ernsthaft auf das Ziel der Ewigkeit zusteuert. Dass wir uns mit unserem christlichen Interesse ins Private zurückziehen und die Öffentlichkeit scheuen, zeigt nur, wie schwach unsere Hinwendung zu Jesus und unsere Zielrichtung auf das ewige Leben hin ist.

Wenn wir unser Leben auf die Ewigkeit ausrichten, bleibt das nicht verborgen. Da ist man plötzlich sonntags am Vormittag nicht frei für Sport und Spaziergänge oder Schlafen oder berufliche Arbeiten – da nimmt man sich Zeit für den Gottesdienst. Da erschöpft sich unser Alltagsgespräch nicht mehr in den Themen Wetter, Fußball und Politik – da wird die Frage nach Glaube und Kirche und Jesus zum Alltagsanliegen, das man nicht für sich behält, sondern mit anderen zu teilen versucht.

Es ist auffallend: wenn in einer Firma zwei Kommunisten sind, dann ist das ganz schnell bekannt. Die machen selbst auf sich aufmerksam. Aber wenn da zwanzig Christen sind, dann weiß das normalerweise keiner. Da stimmt doch etwas nicht. Was bloß? Offenbar stimmt es nicht mit dem echten Interesse an dem Ziel der Ewigkeit.

Wer ewigkeitsabhängig geworden ist, der ist nicht mehr öffentlichkeitsabhängig. Man kann sein Leben nur nach einer Stimme ausrichten – entweder der der Öffentlichkeit oder der des lebendigen Gottes. Dieser Mann in unserer Geschichte macht uns mit seiner öffentlichen Frage Mut, alle Scheu abzulegen. Denn bei der wichtigsten Frage des Lebens – wohin wir eigentlich steuern – können uns die Leute sowieso nicht helfen. Da hilft nur Jesus.

Amen

Jürgen Blunck

Der Verfasser ist Pfarrer der Gemeinde Essen-Burgaltendorf

XXXIV.

Maßstab für das Gute.

Markus 10,18

Jesus sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut als allein Gott.

Man kann unser Leben vergleichen mit einer Sternfahrt. Jeder hat einen anderen Standpunkt und eine andere Wegstrecke. Aber alle gehen auf das gleiche Ziel zu. Unsere Begabungen sind verschieden, ebenso die Umwelteinflüsse durch Familie und Freunde, die Lebensschicksale. Aber wir haben alle das vorgegebene Ziel, dass wir bestimmt sind, in Zeit und Ewigkeit zur Ehre Gottes zu leben.

Der Mann in unserer Geschichte hatte begriffen, dass sein Leben keine Fahrt ins Blaue ist, sondern einer solchen Sternfahrt gleicht. Er fragt nach seiner ganz persönlichen Wegstrecke zum Ziel: „Was soll ich tun . . .?“

Ehe Jesus die Frage beantwortet, erfolgt eine Art Zwischenbemerkung. Sie erscheint uns auf den ersten Blick überflüssig. In Wirklichkeit ist sie von grundlegender Bedeutung für jeden, der sein Leben sinnvoll und zielgerichtet führen will.

„Guter Meister,“ hatte der Mann zu Jesus gesagt. Das klang so, als ob es für jeden ganz klar wäre, was gut und was böse ist, als ob ein Mensch aus eigener Einsicht beurteilen könnte, wer gut und wer nicht gut sei. Aber nach welchem Maßstab wollen wir das eigentlich beurteilen? Wer das Ziel seines Lebens erreichen will, muss einen klaren Maßstab für das Gute haben.

1. Das Gute ist nicht ohne Gott zu haben.

Tief im Menschen ist die Überzeugung verwurzelt, dass das Gute im Grunde auch ohne Gott zu haben sei. Wie oft höre ich: „Wenn einer etwas Gutes tut, ist es doch völlig egal, ob er an Gott glaubt oder nicht.“ Ob es sich um Familienfürsorge oder um Friedensinitiativen handelt – immer wieder tun sich Christen und Nichtchristen zusammen, um gemeinsam für das Gute einzutreten.

Nun hat Jesus nie bestritten, dass auch Nichtchristen Gutes tun können. Er betont in der Bergpredigt z. B. ausdrücklich, dass auch die Zöllner und Heiden ihren Angehörigen und Freunden Nächstenliebe entgegenbringen, nicht nur die Frommen.

Doch dabei hat Jesus unterschieden zwischen „Gutes tun“ und „gut sein.“ „Obwohl ihr böse seid, könnt ihr euren Kindern Gutes tun,“ sagt er einmal (Luk. 11,13). Das Problem des Menschen ist, dass er nicht gut ist, auch wenn er hier und dort Gutes tut. Genau dieses menschliche Grundproblem überspielen wir gerne. Schlimmer noch: wir geben uns

der Täuschung hin, dass unsere einzelnen guten Taten doch einen Rückschluss auf unseren guten Kern erlauben.

Diesem Rückschluss widerspricht Jesus aufs Schärfste. „Niemand ist gut als allein Gott.“ Wer nicht nur einzelne gute Taten will, sondern ernsthaft das Gute in unserer Welt fördern will, braucht die Verbindung mit dem, der das Gute in sich verkörpert, mit dem lebendigen Gott.

Schon im Alten Testament wird ausgesagt, dass des Menschen Herz böse ist von Jugend auf (1. Mose 6,5 sowie 8,21). Jesus hat das aufgegriffen (Matth. 15,19). Darum fordert er uns nicht nur auf, Besseres zu tun, sondern will unser Herz verändern. Unser Herz muss gut werden, wenn unser Leben gelingen soll. Es steht aber nicht in unserer Macht, unser Herz zu verändern.

Darum ist Jesus ans Kreuz gegangen, um dies menschliche Grundproblem zu lösen, um uns in Verbindung mit dem allein guten Gott zu bringen. Darum gibt er uns den Heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert. Darum hängt alles daran, dass wir uns nicht mehr auf unsere guten (und meist doch gar nicht so guten!) Taten berufen, sondern uns ganz kindlich dem öffnen, der allein gut ist: dem lebendigen Gott. Von ihm allein geht das Gute aus, nicht von uns.

Gerade weil Jesus in der folgenden Antwort auf die zweite Tafel der Zehn Gebote hinweist und damit auf das, was der Mensch nach Gottes Willen tun soll, ist es wesentlich, dass zunächst die Grundlage klar ist.

2. Die doppelte Sünde des Menschen.

Man hat bei unserer Geschichte oft gefragt: Hat der Mann denn nicht recht, wenn er Jesus „gut“ nennt? Begegnet mir in Jesus denn nicht Gott selbst? Warum korrigiert Jesus diesen Mann? Hat das einen tieferen Grund?

Um das zu begreifen, müssen wir uns klarmachen, dass die Bibel unter Sünde ein Doppeltes versteht. Einmal ist Sünde das falsche Handeln, das wissentliche Übertreten der Gebote Gottes.

Aber die Bibel meint mit Sünde auch das eigenständige Beurteilen-Wollen, was gut und böse ist. In 1. Mose 3 wird uns geschildert, dass der Mensch genau das wollte: selber erkennen, was gut und böse ist, nicht mehr dauernd bei Gott nachfragen müssen. Er will sich selbst zum Maßstab des Guten machen. Diese Anmaßung aber verdirbt das Gute.

Kein Mensch kann in den vielfältigen Problemen des Menschen wissen, was gerade richtig ist. Es bedarf einer höheren Instanz, die eine bessere Übersicht hat, und der Mensch kann nur handeln, wenn er in dauernder Hörbereitschaft dieser höheren Instanz gegenüber lebt.

Genau das ist auch unser Problem heute. In der Erziehung, in der Politik, im menschlichen Zusammenleben u.s.w. stehen wir dauernd vor Entscheidungen. Wir haben uns viele Hilfswissenschaften erdacht, die uns raten sollen, was richtig ist. Wir haben darüber das Fragen verlernt, was vor Gott gut und böse ist. Wir meinen, alles selber zu wissen, und werden doch zunehmend ratloser.

Nicht nur ein falsches Tun verdirbt das Gute, sondern schon ein Überlegen, bei dem das Hören auf Gottes Wegweisung ausgeschaltet ist.

Auch die Erkenntnis des Guten kommt allein aus Gott. Das war offenbar dem Mann in unserer Geschichte nicht klar. Ganz selbstverständlich nennt er Jesus gut. Er meint, das aus seiner Lebenserfahrung und seiner Moral heraus beurteilen zu können. Jesus sagt ihm: Lerne neu zu fragen: Gott, wie siehst du die Dinge?

Wenn wir wirklich das Gute wollen, werden wir auch neu von Gott her denken und fragen lernen müssen. Ist das gut, wenn wir in unserem Staat die Abtreibung zulassen? Ist das gut, wenn wir unser Geld größtenteils für uns gebrauchen? Ist das gut, wenn wir unsere Milliarden lieber in Rüstungsprogramme stecken statt in Hungerhilfeprogramme für die Dritte Welt? Ist das gut . . . ?

Ein neues Hören auf Gottes Wegweisung ist nötig, wenn wir wirklich auf das Gute aus sind.

3. Zweifel am Gut-Sein Gottes.

Wenn alles Gut-Sein so einseitig auf Gott konzentriert wird, dann erwachen bei uns Fragen: Ist Gott selber wirklich so gut? Ist das denn gut, wenn Gott eine Mutter durch Krebs ihren Kindern entreißt? Ist das denn gut, wenn Gott die einen so begabt, dass ihnen Schule keine Schwierigkeiten bereitet, und die anderen so schwach, dass sie nur mit großer Hilfe die Hauptschule oder die Sonderschule schaffen? Ist das denn gut, wenn Gott im Alten Testament selber Kriege befohlen hat?

Wir könnten diese Reihe beliebig fortsetzen. Sie enthält immer einen Kardinalfehler: Wir haben uns angewöhnt, das Gute sachlich zu bestimmen und nicht von Gott her.

Gott aber ist nicht an das gebunden, was wir gut nennen, sondern das Gute ist an Gott gebunden. „Was Gott tut, das ist wohlgetan . . .“, dichteten unsere Vorfahren. Damit trafen sie genau die biblische Aussage. Wenn Gott zulässt, dass ein so prächtiger Missionar wie Stephanus so früh stirbt, dann ist das offenbar gut. „Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen,“ sagt Paulus (Röm 8,28). Das ist ein geistliches Wissen. Davon dürfen wir leben.

Wie kann ich das erkennen? Wie kann ich gewiss werden, dass Gott auch für mich wirklich gut ist?

Am Kreuz Jesu kann ich das sehen. Da stirbt Jesus. Nicht weil Judas ihn verraten hat. Nicht weil der Hoherat ihn verurteilt hat. Nicht weil Pilatus das Todesurteil bestätigte. Nicht weil die Soldaten ihn hinrichteten. Jesus stirbt allein deswegen, weil er sich aus Liebe zu uns seinen Feinden in die Hände gegeben hat. Weil er die Güte Gottes durch seinen Tod besiegelte und uns mit dem guten Gott versöhnte.

Am Kreuz wird sichtbar, dass Gott es unendlich gut mit uns Menschen meint. Am Kreuz allein können auch unsere Zweifel am Gut-Sein Gottes sterben. Ohne den Blick auf das Kreuz werde ich die Zweifel ein Leben lang mit mir herumtragen müssen. Nur wer Jesus am Kreuz ansieht, erkennt Gottes Güte.

Amen

Jürgen Blunck

XXXV.

Nicht überholt: Die Zehn Gebote.

Markus 10,19

Du weißt die Gebote: Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du sollst niemand berauben; ehre Vater und Mutter.

Das ist eine überraschende Antwort für evangelische Ohren.

Da hatte der Mann gefragt, was er tun müsse, um das ewige Leben zu erhalten. Als Antwort erwartet ein Evangelischer dann: Du brauchst nur zu glauben! Statt dessen gibt Jesus die Antwort: Halte die Gebote! Wenn es nicht Jesus selbst wäre, würde er sicher in manchen evangelischen Kreisen der Ketzerei verdächtigt werden. Klingt das nicht sehr nach Werkgerechtigkeit? Muss sich der Mensch also doch die Ewigkeit verdienen? Wo bleibt da die Gnade?

Hatte Luther sich geirrt mit seinem „Allein aus Glauben, allein aus Gnade?“ Hatte auch Paulus sich geirrt, als er dem Kerkermeister in Philippi auf die gleiche Frage „Was muss ich tun, dass ich selig werde?“ nicht zur Antwort gab: „Halte die Gebote!“, sondern: „Glaube an den Herrn Jesus Christus!“ (Apg. 16,31)?

Natürlich könnten wir jetzt eine Reihe Bibelstellen nennen, in denen auch Jesus den Glauben betont. Wie aber passt das mit unserer Antwort hier zusammen? An ihr wird deutlich: Wir haben eine falsche Alternative aufgebaut. Gebote und Glauben sind nicht ein Entweder-Oder, sondern sie gehören offenbar in den Augen Jesu zusammen.

Das ist doch die Not der evangelischen Kirche, dass wir seit langem den Glauben vom schlichten Gehorsam getrennt haben. Da wird getauft, ohne nach dem Gehorsam der Eltern zu fragen. Da wird konfirmiert, ohne den offensichtlichen Ungehorsam vieler Konfirmanden zur Kenntnis zu nehmen. Da wird getraut, ohne irgendwelchen Gehorsam zu erwarten.

Wir werden also neu lernen müssen, dass Gehorsam gegen Gottes Gebot nötig ist, wenn Glaube nicht zum frommen Selbstbetrug werden soll. Jesus selbst nennt die Zehn Gebote als unumgänglichen und nicht überholten Weg zum ewigen Leben.

1. Gottes gültige Ordnung.

Schon zu Jesu Zeiten hatte man in Israel einen Fluchtweg vor den Geboten entwickelt. Der lautete etwa so: Die Gebote sind von Gott gegeben worden; aber das war eine ganz andere Zeit. Damals war man ein Nomadenvolk. Jetzt sind wir sesshaft,

kultiviert, gebildet. Da müssen sich auch die Regeln der Beziehungen untereinander ändern. Wir können ja nicht rückständig sein gegenüber anderen Völkern.

Natürlich dachten zuerst nur einzelne so. Aber erkennen wir nicht unser heutiges Reden wieder? Heute sei eine andere Zeit. Da könne man doch die Eheregeln der Antike nicht einfach übernehmen. Oder die Frage nach dem Töten. Damals habe man an Abtreibung noch gar nicht gedacht . . .

Jesus erklärt die Zehn Gebote rundheraus für Gottes allezeit gültige Ordnung. Wenn er hier nur die Gebote der zweiten Tafel nennt, hat das wohl den Grund, dass ihre Befolgung am meisten gefährdet war.

Man kann sich die Gültigkeit am Beispiel der Naturgesetze klarmachen. Gott hat sie der Schöpfung eingepflanzt, und sie gelten, ob ein Mensch sie kennt oder nicht, ob er arm ist oder reich, ob er sie beachtet oder sich gegen sie auflehnt.

So sind die Zehn Gebote Gottes Lebensregeln für den Menschen. Sie sind gültig, ob er sie kennt oder nicht, ob er auf primitiver Lebensstufe steht oder auf hoch kultivierter, ob sie ihm passen oder nicht.

Leben außerhalb der Zehn Gebote ist immer behindertes, verstümmeltes, verirrtes Leben ohne Verheißung. Wenn Jesus zum Glauben ruft, will er die Lebensgesetze Gottes nicht umgehen, sondern er will uns helfen, den Weg Gottes neu zu betreten.

2. Gottes klare Ordnung.

Einen zweiten Fluchtweg hat der Mensch sich von alters her ersonnen. Er lautet: Aber die Gebote sind doch so unklar! Da sind doch so viele Fragen und Probleme . . .

Problematisieren statt gehorchen! lautet die Devise des Versuchers. Schon in der Geschichte vom Sündenfall (1. Mose 3) beginnt die Schlange mit der Frage: „Sollte Gott gesagt haben . . .?“ Man muss erst einmal alles in Frage stellen. Das lockert alles schon mal etwas auf.

Wir kennen heute den Trick mit dem sog. „ethischen Konflikt.“ Auf der einen Seite ist da das ungeborene Leben, das natürlich nicht getötet werden soll. Auf der anderen Seite ist da die soziale Notlage (angeblich!) der werdenden Mutter, die man doch nicht ihrem Schicksal überlassen darf. Auf der einen Seite sind da die Eltern, die geehrt werden sollen, auf der anderen Seite die Kinder, die ein Recht auf eigene Selbstverwirklichung haben . . .

Jesus nennt dem Frager ganz einfach die Gebote, ohne jede weitere Erläuterung. Er ist der Überzeugung, dass sie in sich klar sind. Da muss nichts geklärt werden. Auch in der Bergpredigt werden die Gebote nicht erklärt, sondern nur noch verschärft.

In einer Diskussion über den christlichen Glauben brachte ein Geschäftsmann immer wieder neue Einwände. Schließlich platzte einem Teilnehmer der Kragen: „Sie kommen im Glauben ja nur deswegen nicht klar, weil Ihr Verhältnis zu Ihrer Sekretärin unklar ist!“ Nach einem langen Nachtgespräch unter vier Augen war dieser Geschäftsmann dann klargekommen im Glauben.

Machen wir uns die Aussage noch einmal an einem Beispiel deutlich. Ich sehe Menschen und Dinge in der Ferne etwas verschwommen. Woran liegt das? Sind die Menschen vielleicht unklar? Es liegt an meinen Augen. Sie brauchen eine Brille, damit ich auch in der Ferne alles genau erkenne.

So ist das mit den Geboten. Wenn ich sie nur verschwommen erkenne, ist bei mir selbst etwas unklar. Bei mir muss etwas korrigiert werden, nicht bei den Geboten. Viele sogenannte Glaubensschwierigkeiten sind in Wahrheit nur Gehorsamsschwierigkeiten. Ein neuer Gehorsam gibt auch meinem Glauben neue Kraft und Klarheit. Darum verweist Jesus den Mann an die Gebote.

3. Gottes hilfreiche Ordnung.

Ungezählte Zeitgenossen empfinden die Zehn Gebote als eine Einengung ihres Lebens. Das ist auch der Grund, warum sie sich dagegen auflehnen. Andere revoltieren zwar nicht, aber beugen sich nur zähneknirschend nach dem Motto: „Kannste nichts machen – ist nun mal so!“

Wie anders haben doch die Menschen der Bibel die Gebote gesehen: „Ich freue mich über den Weg, den deine Mahnungen zeigen, wie über großen Reichtum . . . Ich habe Freude an deinen Satzungen . . . Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz . . . Meine Seele verzehrt sich vor Verlangen nach deinen Ordnungen allezeit . . . Ich habe Freude an deinen Geboten, sie sind mir sehr lieb . . . Ich halte mich zu allen, die dich fürchten und deine Befehle halten . . . Wie habe ich dein Gesetz so lieb; täglich sinne ich ihm nach“ (Psalm 119).

So hat auch Jesus die Gebote gesehen, nämlich als eine einzige große Hilfe auf unserem Lebensweg. Sie sind wie Bojen für den Schiffer, die ihm einen sicheren Weg zeigen, so dass er ohne Angst mit seinem Schiff alle Untiefen meiden kann. Sie sind wie Verkehrszeichen, die uns rechtzeitig auf gefährliche Wegstellen aufmerksam machen, so dass wir uns darauf vorbereiten können. Sie gleichen hilfreichen Wegweisern, damit wir den Weg zum Leben finden.

Und wenn wir an ihnen trotz aller Hilfe gescheitert sind? Wenn das, was uns als Hilfe dienen sollte, zur Versuchung und zum Fall wurde? Wenn ein bestimmtes Gebot jemanden nur immer wieder an sein Versagen erinnert, anstatt ihn froh zu machen wie den Psalmisten?

Was heißt hier eigentlich „wenn“? Wer unter uns wäre denn nicht schon gescheitert an dieser und jener Stelle? Wer unter uns erlebt es denn nicht immer wieder, dass seine Lebensfahrkünste trotz aller Wegweiser doch sehr beschränkt sind? Was also dann?

Paulus nennt uns noch eine ganz ungeahnte Hilfe der Gebote. „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister auf Christus“ (Gal. 3,24). Er meint damit: Ohne das Versagen an den Geboten würde ich nicht merken, wie nötig ich die Vergebung durch Jesus habe. Ohne mein Scheitern an den Geboten würde ich der Illusion erliegen, dass ich auch ohne Jesus mein Leben nicht schlecht bewältige.

Nun aber treibt mich das Gesetz zu Jesus. Wie sollte ich angesichts der Gültigkeit und Klarheit der Gebote je vor Gott bestehen können? Gott sei Dank! Jeder darf mit all seiner Schuld zu Jesus kommen und bei ihm aufleben. Jesus will mich mit dem Hinweis auf die Gebote nicht belasten, sondern gerade auf seine Entlastung durch sein Sterben am Kreuz vorbereiten.

Amen

Jürgen Blunck

XXXVI.

Das Wichtigste fehlt noch.

Markus 10,20.21

Er sprach zu Jesus: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf. Und Jesus sah ihn an und liebte ihn und sprach: Eines fehlt dir. Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm, folge mir nach!

Dieser Mann ist wirklich ein Klasse-Typ, ein Modell-Mensch. Vielleicht nicht, was die äußere Figur betrifft. Das ist der Bibel egal. Für Schönheitswettbewerbe hat sie wirklich nichts übrig. Jede Gestalt und Form, die unser Gott geschaffen hat, ist in seinen Augen auch schön!

Dieser Mann ist ein Modell-Mensch, was sein Verhalten und Leben betrifft. Er hat die Gebote nicht nur im „Konfirmandenunterricht“ gelernt, sondern sie auch seit der Zeit in die Tat umgesetzt. Dass das nicht nur so dahergesagt ist, erkennt man daran, dass Jesus ihm nicht widerspricht. Es heißt im Gegenteil: „Jesus liebte ihn.“ Auch Jesus hat Freude an einem Menschen, der Gottes Gebote ernst nimmt.

Welche Veränderungen gäbe es in unserer Welt, wenn jeder von uns nach diesem Modell lebte! Da könnten die Eltern sorglos im Blick auf ihre Kinder sein, die Scheidungsrichter würden arbeitslos, die Kriminalbeamten und Kaufhausdetektive überflüssig, und den Politikern könnte man jedes Wort glauben . . .

Ausgerechnet von diesem Modell-Menschen, den die Leute für einen richtigen Christen halten, sagt Jesus: Das Wichtigste fehlt noch! Christsein ist mehr, als ein moralisch hochstehendes Leben zu führen. Christsein ist mehr als eine vollkommene Ethik. Christsein heißt, sein Leben mit Jesus selbst, in engster Verbindung mit ihm zu durchlaufen. Bei allem Modellhaften dieses Mannes fehlt das in den Augen Jesu noch.

1. Es geht um unser Herz.

In der Offenbarung lesen wir einmal in einem Schreiben an eine christliche Gemeinde: „Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld und dass du die Bösen nicht ertragen kannst . . . und hast um meines Namens willen Last getragen und bist nicht müde geworden. Aber ich habe wider dich, dass du die erste Liebe verlässest. Tue Buße!“ (Kap. 2)

Da rühmt Jesus die hervorragenden Leistungen einer ganzen Gemeinde. Da erkennt er an, was alles in seinem Namen getan wird. Und doch fehlt ihm etwas. Nicht etwas, sondern das Entscheidende: die erste Liebe. Wie ernst es ihm damit ist, zeigt der Zusatz:

„Wenn du nicht Buße tust, werde ich über dich kommen und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte!“ So wichtig ist ihm also dies eine, die erste Liebe.

Auch bei dem Mann unserer Geschichte wird deutlich, dass Jesus offenbar mehr will als äußere christliche Taten. Er fragt nach unserem Herzen. Er möchte mit uns in einen persönlichen Kontakt kommen, bei dem wir innerlich mit Leidenschaft bei ihm stehen.

War es vielleicht Absicht, dass Jesus nur die Gebote der zweiten Tafel genannt hatte? Wusste er, dass die Entscheidung bei diesem Mann gegenüber den Geboten der ersten Tafel fallen würde? Jedenfalls geht es jetzt um das Herz dieses Mannes, um das, was ihn in seinem Innersten bewegt und beschäftigt, was die Mitte seines Lebens und Denkens ausmacht.

Luther hat im Großen Katechismus zur Auslegung des ersten Gebotes geschrieben: „Worauf du nun dein Herz hängst und verlässest, das ist eigentlich dein Gott.“ Um dieses erste Gebot geht es Jesus auch gegenüber dem Mann, der nach dem ewigen Leben fragt.

Wie leicht stehen auch wir Jesus mit einer gewissen Distanz gegenüber! Wohl akzeptieren wir viele christliche Handlungsweisen. Wohl glauben wir mit unserem Kopf, dass Jesus die Verbindung zum Schöpfer aller Welten bringt. Aber außerhalb der Kirchenmauern im Alltag von Beruf und Familie, von Hobby und Freizeit führen wir doch ganz stark unser Eigenleben.

Es ist oft ein weiter Weg, bis auch unser Herz vor Jesus kapituliert. Als ich mit 16 Jahren in ein christliches Jugendhaus eingeladen wurde, fiel mir die große Überschrift im Saal des Hauses auf: Gib mir, mein Sohn, dein Herz! Was sollte das? Es dauerte zwei Jahre, bis ich begriff: Jesus wollte nicht meinen Kopfglauben, auch nicht nur einen Tatglauben, sondern einen Glauben, der mein Herz, meine ganze Gedanken- und Lebenswelt ausfüllte.

Dass wir uns doch bloß nicht mit einem Außen-Christentum begnügen und unser Herz zurückhalten!

2. *Ein schwieriger Start.*

Es ist leicht gesagt: „Es geht um unser Herz.“ Doch gerade da liegt das Problem. Unser Herz ist nämlich nicht mehr frei.

Im Physikunterricht lernten wir, dass es kein Vakuum gebe. Wenn man in ein Gefäß etwas hineintun will, so muss auf jeden Fall etwas anderes heraus, und sei es nur die Luft, die das Gefäß füllt. Auch in unseren Herzen gibt es kein Vakuum. Wenn Jesus davon Besitz ergreifen soll, muss etwas anderes weichen. Mit seiner leisen, aber deutlichen Stimme macht Jesus es jedem schon persönlich klar, was uns besetzt hält.

Bei dem Mann unserer Geschichte ist es das Geld. Vielleicht war er durchaus großzügig und spendabel und guten Gewissens überzeugt, Geld sei nicht sein Problem. Aber jetzt nennt Jesus genau diese Sache. Am Geld entscheidet sich bei ihm, wie es um sein Herz steht.

Die meisten Ausleger unserer Geschichte bemühen sich darum, aufzuzeigen, dass die Forderung Jesu nach der Abgabe des gesamten Vermögens eine Besonderheit diesem Mann gegenüber war. Es ist richtig, dass Jesus diese Forderung sonst nicht stellte. Aber heißt das, dass sie auf keinen von uns zuträfe? Ob nicht mancher an dieser Stelle Probleme hat?

Wie mancher wendet sich – aus welchen Gründen immer – Jesus zu. Was halten wir dabei in unseren Herzen zurück? Bei manchen ist es die alte Bequemlichkeit, dass er lieber andere in der Gemeinde arbeiten lässt. Bei anderen ist es die Scheu, bei ihrer Umwelt anzuecken, wenn sie sich zu offen für den Glauben engagieren . . .

Aus Afrika wird berichtet, dass die Menschen, die sich dort zu Jesus bekehren, ihre „Zaubermittel“ abgeben müssen, von denen sie bisher Bewahrung vor Krankheit und vor Feinden erwartet hatten. Da beginnt manches Christsein mit der Angst des Herzens, ob wirklich alles gut geht.

Und doch: wer solchen bewussten Start nicht wagt, wird nie seines Glaubens von Herzen froh. Wer es aber wagt, alles auf eine Karte – die „Karte“ Jesus – zu setzen und sich nicht mehr von Geld oder Bequemlichkeit oder Image bei den Kollegen oder Hobby oder sonst etwas leiten zu lassen, der wird merken, wie froh und sicher es macht, endlich klare Linie in seinem Leben zu haben.

3. Der Blick nach vorn.

Lohnt sich das Christsein wirklich, wenn es mit solchen Forderungen verbunden ist? Wenn es so radikal verstanden wird von Jesus? Wohl jeder Christ wird immer wieder einmal von solchen Fragen befallen.

Jesus weiß, dass es schwierig für den Menschen ist, das Steuer seines Lebens so total herumzuwerfen, wie er es von dem Mann hier verlangt. Unser Blick geht so leicht nach rückwärts und bleibt hängen an dem, was es aufzugeben gilt.

Darum lenkt Jesus den Blick des Mannes nach vorn: „. . . so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Es ist wie bei einem Wettläufer. Der kann auch nur gewinnen, wenn er den Blick nach vorn aufs Ziel gerichtet hält und sich nicht dauernd umsieht nach hinten.

Was aber ist mit dem Schatz im Himmel gemeint?

Zum einen die Vergebung aller unserer Schuld! Wir können doch reden, wie wir wollen – unsere Schuld, unser Versagen ist doch das große Problem unseres Lebens. Und nicht nur des Lebens, erst recht des Sterbens. Daran kann sich doch keiner vorbeilügen. Und nun kommt Jesus und garantiert (!) die Vergebung allen, die ihm von Herzen vertrauen.

Wie herrlich ein Schluck Wasser ist, weiß eigentlich erst einer, der kurz vor dem Verdursten war. Welch herrliches Geschenk der Schatz der Vergebung ist, begreift auch nur einer, der einmal über seine Schuld vor Gott erschrocken ist. Doch nun verspricht Jesus: Ich halte zu dir im Jüngsten Gericht!

Zum anderen ist gemeint die Teilnahme an Gottes Herrlichkeit, am Leben Gottes in Ewigkeit. Als William Booth, der Gründer der Heilsarmee, seine Frau zu Grabe trug, bat er alle seine Freunde, in Weiß zur Trauerfeier zu kommen. Bei der Ansprache erklärte er: Sie darf bei unserem Heiland und Erlöser nun zu Hause sein. Für sie ist dies ein Freudentag.

Woher will Booth wissen, dass seine Frau wirklich bei Gott ist? Das hat Jesus doch seinen Nachfolgern versprochen!

Wer das Ziel vor Augen hat, dem ist die Nachfolge Jesu keine Belastung, sondern die große Entlastung!

Amen

Jürgen Blunck

XXXVII.

Wer ist mein Nächster?

Lukas 10,29.30

Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber.

Ich weiß, dass man diese bekannte Bildgeschichte vom barmherzigen Samariter auch anders lesen und verstehen kann. Der breite Auslegerstrom geht in eine andere Richtung.

Viele Prediger lesen uns die Leviten. Sie sehen uns, wie wir im Priesterrock einen großen Bogen um das Elend schlagen. Sie sagen uns, dass der Umweg um die Not der Schnellweg zur Hölle sei. Sie mahnen uns, die Augen zu öffnen, um die Not zu sehen. Sie rufen uns in die Nachfolge eines heiligen Martin, eines Franz von Assisi, eines Pestalozzi.

Das alles ist nicht falsch, und wir tun gut daran, diese Predigt deutlich zu hören. Samariter tun Not! Aber das Evangelium ist doch mehr als ein Aufruf zur Mitmenschlichkeit: Jeden Tag eine gute Tat! Die Bibel geht doch weit über das hinaus, was andere Religionen und Ideologien auch verkünden, nämlich den Armen zu helfen.

Die gute Nachricht vernehmen wir dann, wenn wir uns in dem Geschlagenen wiedererkennen, der in seiner hoffnungslosen Einsamkeit Ausschau hält und ängstlich fragt: Wer ist denn mein Nächster?

1. Jeder ist sich selbst der Nächste oder die Hoffnung auf Tapferkeit.

Da liegt er also zwischen Steinen und Felsblöcken, der Mensch, der jene schmerzliche Urerfahrung gemacht hat, die wir schon bei Kain und Abel beobachten können und die sich durch die ganze Menschheitsgeschichte zieht wie ein böser Krebs: Weh dem Menschen, der unter Menschen fällt!

Sie haben ihn ausgeplündert, geschlagen und halbtot liegengelassen. Er ist nur noch ein Häufchen schwindendes Leben, über dem bereits die Geier kreisen. Sie warten auf seinen Tod. Und er kann auch nichts anderes mehr erwarten, es sei denn, er mobilisiere seine letzten Kraftreserven. Das griechische Ideal der Tapferkeit mag vor seiner Seele gestanden haben, der Glaube an den Menschen, die Verachtung der Resignation. „Vieles Gewaltige lebt, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch,“ hat der weise Sophokles gelehrt, und deshalb muss dem Menschen auch Gewaltiges möglich sein.

Vielleicht kommandierte er sich selbst: Jetzt nicht aufgeben! Sei ein Mann! Er nahm alle Kraft zusammen, rappelte sich hoch, versuchte, auf die Beine zu kommen. Aber die

Glieder versagten, und hart schlug er auf dem Boden auf. Doppelt verlassen dämmerte er seinem Ende entgegen.

Immer sind wir verlassen, wenn wir uns auf uns selbst verlassen. Wir kennen sie doch auch, diese Appelle an unsere Kraft. Dem Jungen, der vom Fahrrad gestürzt ist, wird gesagt: Wer wird auch weinen! Sei tapfer! Beiß die Zähne zusammen! Buben flennen nicht! Dem Kranken, der ans Bett gefesselt ist, wird gesagt: Du darfst dich nicht aufgeben! Nur den Kopf nicht sinken lassen! Dein Wille muss stärker sein als die Schwachheit. Dem Alten, der im Sessel sitzt, wird gesagt: Lass dich nicht gehen! Reiß dich am Riemen! Mach weiter!

All diese Parolen laufen auf den einen Satz hinaus: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Aber wer es schon einmal mit dieser Do-it-yourself-Theologie versucht hat, merkte bald, wie wenig weit er es mit seiner Energie gebracht hat.

Wir sind nun einmal keine Kraftmeier, sondern elende Figuren, deren Reserven schnell aufgebraucht sind. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.“ Solange wir auf uns selbst hoffen, ist alles hoffnungslos. Der Hinweis auf unsere Tapferkeit ist keine Antwort. Wie steht es nun mit der zweiten Antwort auf unsere Frage nach dem Nächsten?

2. *Jeder ist des anderen Nächster oder die Hoffnung auf Mitmenschlichkeit.*

Kaum zu glauben, aber wahr! Eine nicht mehr erwartete Wende der Lage tritt ein.

Der todgeweihte Mann hört Schritte. Zuerst mag er an eine Sinnestäuschung geglaubt haben. Ganz selten passiert ein Fußgänger diese abgelegene Ecke. Aber die Schritte werden lauter und lauter. Kein Zweifel mehr, dass einer immer näher kommt. Die Sekunden dehnen sich zu Stunden, aber dann biegt eine Gestalt um die Ecke, eine Person, ein Mitmensch, sogar ein Priester, ein Gottesmann. Welches Geschenk des Himmels!

Alles in dem Niedergestreckten streckt sich nach dem Retter. Und der träumt nicht, wendet den Kopf herüber und sieht, ja sieht! Aber was sieht er denn? Er sieht die Gefahr, die hinter den Büschen lauert! Wenn ich mich nicht beeile, brennt man mir eins über den Schädel! Nichts wie weg aus dieser Gefahrenzone!

Er sieht seine Familie. Was machen die Kinder ohne den Vater? Was macht die Frau ohne den Mann? Ich muss doch an die Nächsten denken und kann mich nicht um den Unbekannten kümmern, so gern ich es täte.

Der Fußgänger sieht den fernen Nächsten genau, aber er übersieht den Allernächsten. Er ist weitsichtig, deshalb geht er vorüber. Für das Elend vor seinen Füßen hat er keinen Blick.

Auch wir alle haben keine anderen Augen. Wir sind von der Sünde erblich belastet. Jeder ist weitsichtig. Deshalb weiß man ganz genau, wie dem Farbigen im südafrikanischen Soweto und dem Papua in Neu-Guinea geholfen werden könnte. Aber der Hilfesuchende an unserer Seite kommt überhaupt nicht in Sicht.

Solange uns dieser Star nicht gestochen wird, sind wir nicht des anderen Nächster. Der Hinweis auf unsere Mitmenschlichkeit ist keine Antwort. Wie steht es deshalb mit dem letzten Satz:

3. Jeder ist Jesu Nächster oder die Hoffnung auf Barmherzigkeit.

Nun war die Lage für den Geschlagenen aussichtslos geworden. Mit den leiser werdenden Schritten des Weitergehenden erstarb der letzte Rest an Hoffnung auf Hilfe. Wenn man sich selbst nicht helfen kann, wenn andere nicht helfen können, dann hilft überhaupt nichts mehr. Der Tod ist die einzige Erlösung.

Deshalb bringen auch erneute Tritte keine Bewegung mehr in den fast leblosen Körper. Einer erscheint an diesem verfluchten Platz.

Aber was soll dieser Mann auf dem Esel? Seine Armut blitzt aus allen Knopflöchern. Was will dieser an diesem Ort? Samariter sind Ausgestoßene und Beschimpfte. Was kann dieser Unbekannte mehr, als andere können? Steig herab! Aber du kannst ja gar nicht!

Und dann geschieht es: Der Samariter kann. Ihn jammert dieses Elend. Er steigt herab. Er geht zu dem Schwachen. Er kniet neben dem Elend. Er gießt Öl auf die Wunde. Er gibt Wein zur Stärkung. Er hebt den Zerschlagenen hoch. Er trägt ihn. Er sorgt für ihn. Er übernimmt die Kosten. Er bezahlt. Er kommt wieder.

Dieser Samariter wird ihm zum Nächsten. Dieser Samariter übt Barmherzigkeit. Dieser Samariter rettet vor dem Tod.

Dieser barmherzige Samariter ist Jesus. In dieser Gestalt sollen wir ihn wiedererkennen. In unser armes Fleisch und Blut verwandelt sich das ewig Gut.

Er erscheint auf diesem verfluchten Platz Erde. Als Eselsreiter kommt er auf der Straße daher. Resignierte Blicke begegnen ihm: Was soll dieser Mann auf dem Esel? Arm ist er wie eine Kirchenmaus. Was kann schon von Nazareth Gutes kommen? Der Messias kommt vom Himmel!

Was will dieser Unbekannte mehr, als andere können? Steig herab, so bist du Gottes Sohn!

Aber Jesus jammert dies menschliche Elend, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Er steigt herab zu den Schwachen und Elenden und Kaputten. Heiland will er sein und sonst nichts. Wunden werden verbunden und Ausgehungerte gestärkt. Der 23. Psalm geht in Erfüllung: „Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein . . .“ Jesus hebt und trägt. Er will für uns sorgen. Er bezahlt mit seinem eigenen Leben. Er kommt wieder.

Dieser Jesus wird uns zum Nächsten. Dieser Jesus übt Barmherzigkeit. Dieser Jesus rettet vor dem ewigen Tod.

Wer unser Nächster ist, wenn wir an unserer Ehe leiden, an unseren Kindern, an unserer Welt? Jesus ist die Antwort. Keiner ist Ihnen näher als er.

Amen

Konrad Eißler

Der Verfasser ist Pfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart und Vorsitzender des CVJM-Landesverbandes in Württemberg

XXXVIII.

Wie eine Hochzeit.

Markus 2,19.20

Und Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitsleute fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist? Solange der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten. Es wird aber die Zeit kommen, dass der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten, an jenem Tag.

Cristsein ist wie eine Hochzeit. Eine fröhliche Gesellschaft kommt zusammen. In der Hochzeitspredigt wird die Zukunft lebendig. Der Jubel ist einfach groß. Man sieht Eingeladene mit hellen Kleidern, die nur noch in Freude gratulieren. Man sieht Festgäste mit heiteren Gesichtern, die nur noch in Dur psalmodieren. Man sieht lauter Feiernde mit lachenden Augen, die nur noch in Seligkeit existieren.

Anziehend ist diese Runde wohl. Ansteckend ist ihre Fröhlichkeit. Christsein ist wie eine Hochzeit. Diesen Vergleich führt Jesus in seiner Tischrede näher aus.

1. Das Hochzeitsessen ist üppig.

Stellen wir uns eine Hochzeitstafel vor. Oben sitzt der Bräutigam, der für sein Fest folgendes Menü zusammengestellt hat: Als Vortisch wird ein Stück Knäckebrötchen mit etwas Quark und Schnittlauch gereicht. Als Hauptmahlzeit gibt es wahlweise einen großen Teller Haferschleim oder ein großes Glas Gelberübensaft. Und als Nachtisch bekommt jeder einen Joghurt.

Diese Freude hält sich sicher in Grenzen. Die Leute starren betreten auf das alternative Gedeck. Ein Missmutiger macht aus seinem Herzen keine Mördergrube: „Unmöglich,“ zischt er, „einfach unmöglich! Nichts gegen Sparsamkeit! Es muss nicht immer Kaviar sein. Nichts gegen Kalorienarmut! Jedem von uns würden ein paar Pfund weniger gut tun. Nichts gegen Diätspeisen! Manche Krankheiten könnten besser kuriert werden. Aber Festtage sind keine Fasttage. Alles hat seine Zeit, sagt der Prediger Salomo: Lachen und weinen, singen und klagen, essen und hungern. Was ist das für ein Bräutigam, der seine Gäste auf Schmalkost setzt?“

Liebe Freunde, Jesus bezeichnet sich als Bräutigam. In einem Lied singen wir: „Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm, mein König und mein Bräutigam.“ Er nimmt den Ehrenplatz in der Gemeinde ein. Aber sein Menü will die Leute nicht kurzhalten. Sein Gedeck will die Leute nicht schmal halten. An seinen Gaben darf sich niemand hungrig essen. „Er gibet Speise, reichlich und überall. Nach Vaters Weise sättigt er all zumal.“

Dass er dabei nicht zuerst an unseren Mangel, sondern an unser Herz denkt, ist fürsorglich, weil unterernährte Herzen viel gefährlicher sind als knurrende Mägen.

Da sitzt der Hunger nach Frieden, weil in der Welt und in der eigenen Familie so viel Streit ist. Da sitzt der Hunger nach Freude, weil das Leid in vielerlei Gestalt die Oberhand gewonnen hat. Da sitzt der Hunger nach Liebe, weil sich Allernächste von einem abgewandt haben. Da sitzt der Hunger nach Trost weil alle Beileidsbezeugungen nur leere Worte sind. Da sitzt der Hunger nach Vergebung, weil die Vergangenheitsbewältigung einfach nicht gelingt.

All diese Hungernden sollen von seinem Wort essen, dass sie satt werden. David hat das schon erfahren: „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.“ Johannes hat das schon erfahren: „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.“ Die Jünger haben das erfahren. Auf Jesu Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ antworteten sie wie aus einem Munde: „Nie!“ Jetzt können wir es erfahren: „Wer Jesus hat, ist still und satt.“

Aus einem üppigen Angebot dürfen wir keine Diät machen. Sein reiches Wort eignet sich nicht für Schonkost. Jesus mag keine Hungerleider. Christsein ist wie eine Hochzeit.

2. Die Hochzeitsgarderobe ist prächtig.

Stellen wir uns wieder eine Hochzeitstafel vor! Rundherum sitzen die geladenen Gäste. Alle haben sich in Schale geworfen – bis auf eine Ausnahme. Der hat den alten Frack aus dem Schrank geholt, den der Großvater schon bei seiner Hochzeit trug. Leider waren die Knie durch, die Ellenbogen durchgescheuert und der Kragen abgetragen. Aber weil die Nummer stimmte und der Anzug saß, machte er sich ans Reparieren. Aus einem neuen Stück Tuch wurden passende Flecken geschnitten und kurzerhand aufgenäht. Mit diesem Hochzeiter, der mehr einem Fleckenteppich als einem Festtagsgewand glich, erschien er bei Tisch.

„Unmöglich,“ tuschelten die Tischdamen, „einfach unmöglich! Nichts gegen Fräcke! Es müssen nicht immer Jeans sein. Nichts gegen Nostalgie! Moden kommen und gehen. Nichts gegen Gebrauchsstoffe! Zuviel wandert in den Altkleidersack. Aber Festtagsgarderoben vertragen keine Flickerei. Neue Fetzen auf altem Tuch sind Krampf. Was ist das für ein Hochzeitsgast, der sich so unter die Leute traut?“

Liebe Freunde, Jesus bezeichnet sich als neues Kleid. Deshalb kann Paulus davon reden, „Jesus anzuziehen“ oder von ihm überkleidet zu werden.“ Johannes sieht in der Offenbarung diejenigen, die „angetan sind mit weißen Kleidern und haben ihre Kleider hell gemacht und gewaschen im Blut des Lammes.“ Auch Levi hat diesen Kleiderwechsel vollzogen, indem er seinen schmutzigen Zöllnerkittel an den Nagel hängte und in Jesus hineinschlüpfte.

Doch manche tun es diesem Flickenschuster gleich. Ihre Frömmigkeit stammt aus Opas Zeiten. Leider ist sie im Lauf der Jahre fadenscheinig geworden und weist schon beträchtliche Löcher auf. Aber weil sie so bequem ist, machen sie sich ans Reparieren. Ein Fetzen der Friedensbotschaft Jesu, ein Eckchen der Bergpredigt Jesu und ein Lappen der Freiheitsverkündigung Jesu wird herausgeschnitten und kurzerhand auf das alte, fromme Mäntelchen aufgenäht. Ein Stück von Jesus möchte man nicht ungern haben. Mit diesem Fleckenteppichglauben, der Altes und Neues verbindet, kommen sie zu Tisch.

Jesus aber will eine prächtige Hochzeitsgarderobe. Das Gewand soll frisch und neu sein. Er bietet es sogar umsonst an: für seine Gnade, seine Vergebung, seine Hoffnung ist kein Pfennig zu bezahlen.

Entweder wird dieses Kleid ganz angenommen oder ganz abgelehnt. Der Glaube verträgt keine Flickerei. Jesus will uns so einkleiden, dass wir uns sehen lassen können, schon hier unter den Leuten, erst recht aber dort, wenn Gott selber den großen Abendmahlstisch richten und rufen wird: „Kommt, denn es ist alles bereit!“ Christsein ist wie eine Hochzeit.

3. Der Hochzeitswein ist edel.

Stelen wir uns zum letzten Mahl die Hochzeitstafel vor. An alles ist gedacht, für alles ist gesorgt, auch für den Durst der Gäste. Lange Reihen von Flaschen sind aufgetischt, aber es ist nur Limonade, Sprudel, Cola und stilles Wasser.

„Unmöglich,“ bemerkt ein Gast. „Nichts gegen Sprudel! Der ist immer magenfreundlich. Nichts gegen das Blaue Kreuz! Dieser Dienst ist noch viel mehr unterstützungswürdig. Aber der Wein darf im Angebot nicht fehlen. Ein guter Tropfen erfreut das Herz. Was für ein Hochzeitsfest, auf dem dieser Wein fehlt?!“

Liebe Freunde, Jesus spricht von sich auch als von starkem Wein. Er bringt das Blut in Wallung, greift das Herz und das Hirn an und beeinflusst unseren ganzen Willen. Sein Geist vermag den stärksten Mann zu meistern. Die alttestamentliche Hanna könnte ein Liedchen davon singen. Im Tempel meinte der Priester Eli, sie sei betrunken. Auch Petrus blieb davon nicht unberührt. Am Pfingstmorgen spotteten sie über ihn und seine Gemeinde: Sie sind voll süßen Weins!

Paulus, Augustin, Luther sind Zeugen dafür, wie dieser Geist als Gärkraft und Triebkraft notwendige Veränderungen und heilsame Umwälzungen vornimmt.

Er will auch unser Leben aus dieser wohltemperierten Langweiligkeit herausreißen. Er will auch unser Leben in Fahrt und Bewegung bringen. Er will auch unser Leben auf ein Ziel hintreiben, das sich wirklich lohnt.

Glaube ist nie stilles Wasser, sondern immer starker Wein. Ich weiß, dass solch stürmische Gnade nicht nach jedermanns Geschmack ist. Die Pharisäer hätten es lieber beim alten Brauch von Beten und Fasten belassen. Wer aber wie der Zöllner vom starken Wein Jesu getrunken hat, dessen Leben wird von Grund auf umgekrempelt, der spürt neue Kraft in allen Gliedern, und der fängt an, trotz vieler Belastungen zu singen: „Jesu, meine Freude . . . Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister Jesus tritt herein. Denen, die Gott lieben, muss auch ihr Betrüben lauter Freude sein.“

Nein, Christsein ist nicht wie eine Beerdigung! Christsein ist wie eine Hochzeit!

Amen
Konrad Eißler

XXXIX.

Fluchtpunkt Jesus.

Lukas 7,12 – 15

Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der der einzige Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Witwe; und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. Und da sie der Herr sah, jammerte ihn derselben, und er sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden, und er gab ihn seiner Mutter.

Trauerbilder sind keine Rarität. Trauerbilder sind Alltagsbilder. Trauerbilder sind uns sattsam bekannt. Ob in Nain, Stuttgart, Wetzlar oder Halle, überall gilt: Siehe, da trug man einen Toten heraus.

Dennoch haben wir das Wichtigste übersehen. Lukas zeigt auf einen Mann, der diesem Zug begegnet. Sein Fußweg kreuzt diesen Trauerweg. Immer ist er auf dem Bild, wenn Säрге herausgetragen werden. Immer ist er bei dem Bild, wenn Angehörige begraben werden. Immer ist er im Bild, wenn es um den Tod geht.

Jesus Christus ist auch hier der perspektivische Fluchtpunkt, an den alle Linien zulaufen. Deshalb müssen wir ihn entdecken, beobachten, anschauen.

1. Jesu Augen.

Was sehen sie? Ganz sicher die große Vergangenheit. Gerade in dieser Gegend wird sie besonders lebendig. Nur fünf Kilometer von Nain entfernt, am Fuß des Hügelmassivs Givat Hamoreh, liegt Sunem. Dort hatte doch Elisa, der Schüler Elias, einem toten Kind das Leben zurückgegeben. Propheten waren starke Handlanger ihres mächtigen Gottes. Im zweiten Königsbuch wurde diese Geschichte der Nachwelt erhalten.

Jesu Augen sehen diese große Vergangenheit, und sie sehen ganz sicher die große Zukunft. Es geht zum Ölberg, zum Hochpflaster, zum Calvarienhügel. Herodes, Pilatus, Kaiphas werden ihre Rolle spielen, der letzte Entscheidungskampf steht bevor.

Aber Jesu Augen durchdringen nicht nur die Vergangenheit und die Zukunft, sondern auch die Gegenwart. Er leidet an keiner Weitsichtigkeit. Jesu Augen durchleuchten nicht nur den Morgen und den Abend, sondern auch die Nacht. Er leidet an keiner Nachtblindheit. Jesu Augen durchschauen nicht nur einen Elisa und einen Pilatus, sondern auch eine namenlose Witwe. Er sieht scharf. Darum übersieht er dieses Trauerbild nicht. Ihm fällt die Frau auf. Ihm kommt die Trauernde in den Blick. Ihm sticht ihr Elend ins Auge, genauer: ins Herz. „Da sie der Herr sah, jammerte ihn derselben.“

Jesus hat andere Augen, als wir sie haben. Unsere Sehorgane sind doch vom Genuss gesteuert: „Trink, o Auge, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt,“ reimt Gottfried Keller und erinnert uns an grandiose Bergmassive oder an sonnige Badestrände. Unsere Sehorgane sind doch von der Neugierde gesteuert: „Zieh der Augen Fransenvorhang auf!“ ruft Shakespeare und schickt auf die Entdeckerreise um die Welt. Unsere Sehorgane sind doch von der Schamlosigkeit gesteuert: „Hütet eure Augen, lässt sie gute Sitten sehen und das Böse übergehen,“ mahnt schon Walther von der Vogelweide nicht umsonst.

Jesu Augen dagegen richten sich nicht nach Genuss, Neugierde oder Schamlosigkeit, sondern nach Liebe, Mitleid und Barmherzigkeit. Deshalb hat er den Himmel verlassen und sein Volk besucht, damit ihm keine noch so versteckte Traurigkeit aus dem Auge kommt. Alle Not und Verzweiflung liegt seither innerhalb seines Gesichtswinkels. Es gibt keinen Schmerz mehr, für den er blind wäre. So wie er den Bettler sah, der mit seiner Lepra am Straßenrand hockte, wie er die Witwe sah, die gebrochen durch das Tor wankte, so sieht er den Mann, der mit seinem Herzen zu tun hat, so sieht er die Frau, die unter ihren Depressionen erstickt, so sieht er die Mutter, die über den Verlust ihres Kindes nicht hinwegkommt. So sieht er jeden, der sein persönliches Elend mit sich herumschleppt. Was der Psalmist nur ahnen konnte, dürfen wir wissen: „Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege.“

Beobachten Sie seine Augen und

2. Jesu Hände.

Was tun sie? Ziehen sie den Hut, um dem Toten die letzte Ehre zu geben? Winken sie den Jüngern, um möglichst rasch diese Stelle zu passieren? Zeigen sie zum Tor, um seinen Leuten die Richtung zu weisen?

Lukas sagt: Jesus trat hinzu und rührte den Sarg an. Dieser Herr macht sich nicht schnell aus dem Staub, wenn Trauergesänge zu hören sind. Dieser Herr tritt auch nicht verlegen zur Seite, wenn Leichenträger mit schwerem Schritt durch die Straßen gehen. Dieser Herr zieht erst recht nicht den Hut, wenn der Tod seinen Triumph feiern will. Nie und nimmer hat dieser Lebensfeind Respekt verdient. Jesus vertritt ihm den Weg. Er versperrt die Friedhofsstraße. Die Träger müssen anhalten und absetzen. Dann streckt Jesus seine Hand aus und berührt den Sarg.

Heiden hatten Angst mit dem Tod in Kontakt zu kommen. Aber Jesus hat keine Kontaktangst. Juden hatten Angst, mit der Unreinheit in Berührung zu kommen. Aber Jesus hatte keine Berührungsangst. Jesu Hände greifen in das Kraftfeld des Todes hinein und beschlagnahmen auch diesen Toten für sich.

Es ist nicht so, als ob wir beim Sterben ganz langsam, aber todsicher aus Gottes Hand glitten und schließlich, fallen gelassen, in einem Abgrund endeten.

Selbst in der Nacht des Todes sind wir diesen Händen nicht entnommen. Der, der gesagt hat: „Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet!“, lässt uns nicht unter der Hand in ganz andere Hände gleiten. Und seit er seine Hand nicht nur zum Sarg, sondern bis zum Kreuz ausgestreckt hat, liegt nichts mehr außerhalb seiner Reichweite.

An Jesu Händen sind die Spuren der Arbeit und Mühe abzulesen, die er sich um uns gemacht hat. Er legte seine Hände nicht in den Schoß, als er in Nazareth aufwuchs. Er

steckte sie nicht in die Tasche, als er durch das Land zog. Er zog sie nicht einmal zurück als ein Zimmermannsnagel durch die Knochen getrieben wurde. Seine Hände sind verschafft, zerfurcht, durchgraben.

Wer sich diesen Händen anvertraut, ist keinem Betrüger auf den Leim gegangen. Sie fassen an, sie greifen zu, sie halten fest. Ob Leid oder Schmerz, ob Leiden oder Krankheit, ob Sterben oder Tod, es bleibt bei der Zusage: Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.

Beobachten Sie Jesu Hände und

3. Jesu Mund.

Was spricht er? Vielleicht das, was wir auch sagen. Herzliches Beileid! Er war ein prächtiger Bursche. Aber sicher ist ihm durch den frühen Tod viel erspart geblieben. Gott hat ihn zu sich gerufen, und er wird wohl wissen, warum. Denken Sie daran, dass der Junge nicht weggegangen, sondern nur vorausgegangen ist auf dem Weg, den wir alle zu gehen haben.

Aber Jesus verteilt keine Trostpflasterchen für Wunden, die der Tod schlägt. Diesem Erzfeind des Lebens tritt er frontal entgegen und befiehlt: Junger Mann, ich sage dir, stehe auf! Sekunden der Totenstille. „Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden, und er gab ihm seiner Mutter.“

Das kann Jesus, nicht nur ein Blümchen verteilen. Das will Jesus, nicht nur Sprüche klopfen. DAS ist Jesus, der Kyrios, der Herr über Leben und Tod. Wer ihn bisher als Moralapostel verstanden hat, der bessere Sitten einführen will, wer ihn bisher als Seelentrost verstanden hat, der inneres Gleichgewicht einpendeln will, wer ihn bisher als Guru verstanden hat, der nur religiöse Bedürfnisse befriedigen will, hat nichts kapiert.

Hier ist in aller Öffentlichkeit proklamiert, wer in der Welt das Sagen hat und wer nicht. Ein Exempel ist statuiert für die Kompetenz dieses Jesus. Die Machtfrage ist ein für allemal entschieden. Sicher ist dieser junge Mann nur für einige Jahre ins irdische Leben zurückgekehrt. Aber diese Jahre genügten, um aus ihm dieses dreifache Zeichen zu machen: dieses Lebenszeichen: Jesus wird mit dem Tod fertig; dieses Ausrufezeichen: Jesus wird mit dem Teufel fertig; dieses Vorzeichen: Jesus rettet aus der Hölle Gewalt. Denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören. Dann wird der Tod nicht mehr sein. Dann wird das Leid nicht mehr sein. Dann wird das Geschrei nicht mehr sein. Dann wird der Schmerz nicht mehr sein. Dann wird alles neu sein. Nichts ist so sicher wie dieser Termin.

Deshalb weine nicht, auch wenn du im langen Zug Richtung Friedhof marschierst und über all dem Leiden fast zusammenbrichst. Jesu Augen sehen dich. Weine nicht, auch wenn du das Liebste hergeben musst. Jesu Hände tragen dich. Weine nicht, auch wenn du schließlich selbst auf die Bahre gebettet wirst. Jesu Mund befiehlt: Ich sage dir, steh auf! Trauerbilder mit Jesus im Fluchtpunkt haben keinen schwarzen Rand.

Amen

Konrad Eißler

XL.

Herztod.

Matthäus 6,19 – 21

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Er hatte scharfe Augen, er hatte gute Ohren, er hatte einen klugen Kopf. Ein beneidenswerter Typ, dieser Herr Gutsbesitzer vom Hofe. Nur eines, und daran dachte er nie: Er hatte ein krankes Herz. Abends sitzt er noch auf der Eckbank über dem aufgeschlagenen Hauptbuch, überlegend, überschlagend, überdenkend, und wenige Stunden später ist er tot. Herzschlag, Herzstillstand, Herzinfarkt? Wir wissen es nicht. Jedenfalls schlug das Herz nicht mehr.

Ums Herz geht es Jesus immer. Auch wenn er damit nicht zuerst das muskulöse Hohlorgan hinter dem Brustbein meint, sondern vor allem den Zentralsitz unseres Denkens, Wollens und Wünschens, so will er uns doch vor diesem Herztod bewahren. Ein gesundes und fröhliches Herz ist das Ziel seiner Ermahnungen.

1. Achtet auf Herzklopfen,

das beim Wunsch entsteht: Das will ich im Leben. Dem Herrn Gutsbesitzer jagen am Feierabend noch allerlei Gedanken durch den Kopf. Drüben sah er den neuen Silo des Nachbarn, der die letzten Sonnenstrahlen auffing und spiegelnd übers abgeerntete Land schickte. Und was hatte er für altmodische Kornböden, die sich unter der Last des Getreides nur so bogen! Türme, Speicher, Silos, das will ich!

Dann kam ihm ein Gespräch in den Sinn, wie ein Bauer von automatischer Viehfütterung sprach. Und welche Mühen hatte er mit hieven, karren, gabeln! Rollen, Bänder, Automatik, das will ich!

Auf einem Prospekt haben ihm die neuen Traktoren ins Auge gestochen. Und was für einen veralteten Fuhrpark kutschiere ich! Maschinen, Motoren, Vollernter, das will ich!

Nicht einmal kam ihm der Gedanke: Frau und Kinder, Haus und Hof, Acker und Vieh, Essen und Trinken, das habe ich, und dafür bin ich dankbar! Vor ihm standen Wünsche und Pläne, Absichten und Aussichten, Anbauten und Umbauten, Wagen und Maschinen: das will ich im Leben. Und dieses Wollen ließ sein Herz höher schlagen.

Aber ich frage: nur seines? Wer kennt nicht dieses Herzklopfen? Wer kennt nicht diese Herzenswünsche? Drüben steht das schicke Häuschen des Nachbarn, das er sich

hinstellen konnte. Und in was für einer Falle von Mietskaserne muss ich vegetieren? Eigentumswohnung, Reihenhaus, Eigenheim: das will ich!

Dann kam man im Gespräch auf Verdienst und Gehaltsfragen. Was muss ich mich für meine zwei Tausender abstrampeln! Zulage, Erhöhung, BAT 2, das will ich! Auf dem Autoprospekt stechen einem die neuen Modelle ins Auge. Mein Baujahr 80 muss jetzt weg. PS, Einspritzer, Turbo, das will ich!

Wer sagt noch: Mein Essen habe ich, mein Auskommen habe ich, mein Dach über dem Kopf habe ich, und mein Wochenende und meinen Urlaub und meinen Feierabend habe ich auch, und dafür bin ich Gott so dankbar? Wer denkt nicht: Das und das und das und das auch noch will ich?

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln. Ihr sollt euch nicht Schätze zulegen. Ihr sollt keine Schatzsucher sein. Der alte Denker hatte schon recht, wenn er in seinen Aphorismen sagte: „Schätze gleichen dem Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man.“ Martin Luther hatte schon richtig verstanden wenn er in den Deutschen Schriften darauf hinwies: „Schätze sind die aller kleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Darum gibt unser Herrgott gemeiniglich Reichtum nur den großen Eseln, denen er sonst nichts gönnt.“

Weil wir alle miteinander so unzufriedene und raffgierige Gesellen sind, obwohl dieser Herr auch in diesem Jahr wieder einen überreichen Tisch gedeckt hat, deshalb achtet auf Herzklopfen, das beim Wunsch entsteht: Das will ich im Leben!

2. Achtet auf Herzschmerzen,

die beim Willen entstehen: Das brauche ich zum Leben. Dem Herrn Gutsbesitzer kamen bei seinem feierabendlichen Gedankenausflug weitere Erkenntnisse.

Der neue Silo ist alles andere als ein Prestigeobjekt. Nur erstklassige Agrarprodukte sind auf dem schwierigen Markt überhaupt abzusetzen. Türme, Speicher, Silos, das brauch ich! Und die automatische Viehfütterung ist wahrlich kein Spielzeug. Nur durch Einsparung von Arbeitskräften bleiben wir wettbewerbsfähig. Rollen, Bänder, Automatik, das brauche ich! Und die neuen Traktoren sind offenkundig keine Luxusmobile. Nur durch Investieren und Expandieren können wir noch existieren. Maschinen, Motoren, Vollernter, das brauche ich! Opas Landwirtschaft ist tot. Heute muss anders gearbeitet werden. Ein moderner Betrieb kann nur zukunftsorientiert überleben. Im Hinblick auf diese Dinge bleibt es dabei: Das brauche ich im Leben!

So wie bei unserem Häuschen, das immer wichtiger wird, weil die Mietwohnung uns jederzeit gekündigt werden kann. Eigentumswohnung, Eigenheim, Reihenhaus; das brauche ich! So wie bei unserem Geld, das in inflationären Zeiten hinten und vorne nicht reicht: Zulage, Erhöhung; das brauche ich! So wie bei unserem Auto, das bei solchen Benzinpreisen Sprit sparen muss. Ein sparsames Auto; das brauche ich!

Was wir nicht alles zum Leben brauchen! Aber wer denkt noch an die Kraft, die in unsere Glieder kommen muss, an die Gesundheit, die uns auf den Beinen hält, an die Zuversicht, die uns vor Depressionen bewahrt? Wer denkt noch an den Schutz, den wir vor allen Gefahren brauchen, an die Vergebung, die uns vom Ballast der Schuld befreit? Wer denkt noch an den Glauben, der nicht bricht, an die Liebe, die nicht aufhört, an die Hoffnung, die nicht wankt?

Liebe Freunde, ohne eigenes Dach über dem Kopf kann ich schon leben, aber nicht ohne den Himmel, der sich über meiner Existenz spannen muss. Ohne Aufwertung meines Gehalts kann ich schon leben, aber nicht ohne den Mehrwert göttlicher Liebe. Ohne das Überangebot von tausend Dingen kann ich leben, aber nicht ohne das Sonderangebot seiner Gnade. Sammelt euch Schätze im Himmel! Bemüht euch um Gaben der Ewigkeit! Nur der lebt zukunftsorientiert und zukunfts gesichert, der auch in Zukunft von unserem Herrn abgesichert ist. Deshalb achtet auf Herzschmerzen, die beim Willen entstehen: Das brauche ich zum Leben!

3. Achtet auf Herzkrämpfe,

die beim Glauben entstehen: In den Schätzen steckt das Leben. Dem Herrn Gutsbesitzer blieb schließlich ein Gedanke, der ihn fesselte und in die Nacht hinein begleitete. Aus dem Silo kamen nicht nur Körner, die sich zum Mahlen eignen, sondern Samen, die man ausstreuen kann. Sie keimen und wachsen und tragen wieder Früchte. Also das Leben steckt drin. Und im Stall stehen Tiere, die Wolle und Fleisch und Milch geben. Sie sind für unsere Existenz notwendig. Also das Leben steckt drin. Und über den Feldern dröhnen die Motoren, die das Land aufreißen, umpflügen und neu beschicken. Sie machen die neue Ernte erst möglich. Also das Leben steckt drin.

Ehrfurchtsvoll schaut der Bauer seine Dinge an, still werdend über solchen Schätzen, anbetend vor so viel eingefangenen Leben. Sein Herz krampft vor tiefer Freude bei diesem Abendgebet, das so viele im Blick auf ihr Haus, auf ihr Gehaltskonto, auf ihr Auto oder Motorrad nachsprechen: „Liebe Seele, du hast einen mächtigen Schatz; hab nun Ruhe, iss und trink und habe guten Mut. Amen.“

Und ein anderer sagt: Arme Seele, du hast dich mächtig verschätzt; hab nun Friedhofsruhe, iss und stirb und habe guten Todesmut. Amen, es werde wahr. Der Herr Gutsbesitzer erlebte den neuen Morgen nicht mehr.

Immer dann, wenn wir das Leben in den Schätzen suchen, machen wir sie zum Mammon. Immer dann, wenn wir die Schätze zum Letztwert erheben, treiben wir Götzendienst. Immer dann, wenn wir vor Letzteren knien, sind wir reif fürs Gericht. Deshalb machen eure Schätze nicht zu Schätzen. Ihr könnt nicht Gott dienen und den Schätzen. Ihr könnt nicht Gott dienen und den Götzen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Achtet auf Herzkrämpfe, die beim Glauben entstehen: In den Schätzen steckt das Leben.

An Herzbeschwerden soll keiner leiden. An Herzgeschichten darf keiner sterben. Am geistlichen Herztod muss keiner zugrunde gehen. Gott selbst will sich darum mühen. Jede volle Schüssel ist im wahrsten Sinn eine schöne Bescherung dieses Schöpfers. Jede runde Kartoffel ist ein handfester Beweis seiner Zuwendung. Jeder frische Apfel ist eine Kostprobe seines Könnens. Mögen wir die Waren in verschiedene Preisklassen sortieren, alle gehören zur einen Güteklasse unseres Herrn.

Ja, dieser ganze Herbstreichtum will uns zu dem Gott hinführen, der uns in Jesus Christus an den Blutkreislauf seiner Liebe anschließt, der uns versorgt. Er ist das Herzmittel schlechthin, der uns von Herzen sagen lässt: Mein Herz ist fröhlich über deiner Güte.

Amen

Konrad Eißler

XLI.

Blutvolles Glaubensleben.

Hebräer 11,4

Durch den Glauben hat Abel Gott ein besseres Opfer gebracht als Kain; deshalb wurde ihm bezeugt, dass er gerecht sei, da Gott selbst für seine Gaben Zeugnis gab; und durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist.

Sind Christen eigentlich Menschen mit echtem Blut in den Adern oder leben sie von frommen Gedanken?

Manchmal hat man den Eindruck, dass sie Wesen aus Theologietinte sind. Die Bibel dagegen präsentiert uns keine Träger von Ideologien, sondern lebendige Menschen als Beispiele blutvollen Lebens.

Auf engstem Raum stellt sie uns im 11. Kapitel des Hebräerbriefes eine ganze Galerie solcher Menschen vor, an denen wir lernen können, was Glauben ist, der echtes Leben in der Gemeinschaft mit Gott bewirkt. Abel ist der erste in der Reihe.

1. Ein Rätsel wird gelöst.

Wenn wir die Geschichte von Kain und Abel auf den ersten Blättern der Bibel lesen, steigt immer wieder die Frage auf: Warum hat Gott das Opfer Abels angenommen und das Kains nicht? Es hat viele Versuche gegeben, das Rätsel zu lösen, den Hintergrund zu erklären. Man sagte, das Tieropfer Abels sei besser gewesen als das Opfer an Feldfrüchten, das Kain brachte.

Aber das ist Spekulation. Der Hebräerbrief löst das Geheimnis auf. Er sagt: Durch den Glauben brachte Abel das bessere Opfer.

Für uns ist das schwer zu verstehen, weil wir eine völlig verbogene Vorstellung vom Glauben haben. Wir sehen in ihm eine Haltung des Menschen. Was wir denken, fühlen, empfinden, das bezeichnen wir als Glauben.

Die Bibel aber spricht anders von ihm. Für sie ist das wichtigste Merkmal des Glaubens, dass er allein auf Gott schaut, alles nur von Gott erwartet, sich völlig auf Gott verlässt und sich auf Gedeih und Verderb an ihn hängt.

Der Unglaube – auch der religiöse – erwartet alles vom Menschen und rechnet mit seinen Fähigkeiten, seinen Möglichkeiten, seiner Haltung, seinen Vorzügen, auch mit der Qualität seiner Opfer.

Es gibt nach Meinung der Bibel ein Opfer, das aus dem Glauben kommt und dem lebendigen Gott dargebracht wird, und ein Opfer, das dem allgemein religiösen, ja

heidnischen Gedanken entspringt: Ich muss etwas tun, um Gott zu versöhnen. Opfer ist nicht gleich Opfer.

Das Opfer aus dem Glauben ist das Bekenntnis: Mein Leben ist verwirkt. Ich erwarte nichts mehr von mir; aber ich traue Gott alles zu. Ich werfe mein verfehltes Leben auf Gott. Ich poche nicht mehr auf mein Recht, sondern gebe Gott in jedem Fall recht.

Das Opfer aus dem Unglauben ist die Selbstrechtfertigung vor Gott: So viel und so gut ist das, was ich opfere! Es muss reichen, Gott zu versöhnen. Von Natur aus sind wir Menschen so eingestellt, und deshalb wird seit Anfang der Menschheitsgeschichte in allen Religionen so geopfert.

Wenn der Hebräerbrief die Geschichte von Kain und Abel auslegt, ist es das entscheidende Stichwort: Durch den Glauben brachte Abel das bessere Opfer.

Der Glaube ist wie eine leere Schüssel die ich Gott entgegenstrecke, damit er sie füllt. Wir aber bewundern die Schüssel, wie schön sie ist, wie nachdrücklich sie gehalten wird, wie sauber sie ist, und erwarten deshalb, dass Gott sie füllen muss.

So verbiegen wir im Unglauben Buße, Reue und Opfer zu selbstgerechten Werken, zu menschlichen Leistungen, auf die wir uns berufen.

Daraus aber entsteht kein Leben, sondern Krampf. Es ist nicht wahr, dass der Mensch des 20. Jahrhunderts keinen Zugang mehr hätte zu den Opfervorstellungen der alten Zeit. Wir opfern ständig und ununterbrochen, um unsere Lebensumstände günstig zu beeinflussen, um das zu erreichen oder zu erhalten, was uns lieb und wert ist. Das Ergebnis aber ist Krampf. Wir werden unbarmherzig angetrieben von der Frage: Reicht mein Opfer? Ist es genug?

Abel ist das erste Glaubensmodell des Sünders, der nichts mehr zu bieten hat, aber alles von Gott geschenkt bekommt.

2. Gottes Aussage ist ausschlaggebend.

Es heißt in unserem Text von Abel: „Es wurde ihm bezeugt, dass er gerecht sei.“

Der fromme Jude gebrauchte diese Ausdrucksform im Passiv, um den Namen Gottes nicht in den Mund nehmen zu müssen. Gemeint ist hier an dieser Stelle also: Gott bezeugt dem Abel, dass er gerecht sei. Gott selbst gab für seine Gaben Zeugnis.

Wo es um Vergebung und Rechtfertigung geht, können wir Menschen uns nicht selber freisprechen. Keiner kann sich da selber etwas ausrechnen, keiner sich etwas ausdenken. Gott selber muss reden. Er muss Stellung nehmen.

Es geht hier nicht zu wie bei einem Sportwettkampf, etwa beim Boxen, Dressurreiten oder einem Judokampf. Die Experten unter den Zuschauern kennen die Kampfregeln. Sie können die Punkte mitzählen. Sie wissen, wie der Kampf steht. Natürlich entscheidet das Kampfgericht, aber die Kenner können sich schon ausrechnen, wenigstens ungefähr, wie der Ausgang sein wird.

Bei der Vergebung geht es nicht um Pluspunkte, die man zählen kann. Es geht nicht um Leistungen, die man messen oder beurteilen kann. In der Vergebung geschieht die Bereinigung eines persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch.

Schon im zwischenmenschlichen Bereich kann ich mir die Versöhnung nach einem Krach oder einer Beleidigung nicht selber zusprechen. Sie wird erst Wirklichkeit, wenn der andere das versöhnende Wort spricht. Erst dann ist die Sache aus der Welt geschafft.

Gott bezeugt dem Abel dass er gerecht sei. Gottes Aussage ist ausschlaggebend, nicht Abels Tun. Glauben ist Horchen und Warten auf Gottes ausschlaggebende Stellungnahme.

Im Alten Testament wird das von Anfang an schon angedeutet. Darum kann der Kirchenvater Augustin sagen: „Das Neue Testament ist im Alten verborgen, das Alte wird im Neuen enthüllt.“

Im Neuen Testament wird es ganz eindeutig klar: Es geht beim Glauben nur noch darum, auf Gottes Wort zu horchen statt auf unsere eigenen Gedanken, sein Geschenk anzunehmen, statt zu spekulieren und zu spintisieren.

Am Kreuz hat Gott unmissverständlich geredet: Hier gibt es Versöhnung um Jesu willen. In der Auferweckung Jesu bestätigt er diese Tatsache: Die Versöhnung ist gewiss!

Durch den Heiligen Geist bezeugt er dem Glaubenden: Die Versöhnung geschah für dich!

3. Nicht totzukriegen.

„Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist,“ heißt es von Abel in unserem Text. Stimmt das denn? Wird noch von ihm geredet? Ist sein Beispiel noch lebendig?

„Durch den Glauben . . .;“ – da können wir nicht vom Glauben des Abel reden, sondern von dem Herrn, dem Abel glaubte. Der Glaube erwartet alles von Gott, nichts von Menschen.

Gott hat zu Kain gesagt: „Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir.“ Gott sorgt dafür, dass die Anklage des ermordeten Bruders nicht verstummt. Gott verbürgt sich dafür, dass Recht und Vergeltung geschaffen wird, dass Abels Recht wiederhergestellt wird.

Abel ist die schreiende Anklage gegen den Brudermörder. Wir werden ihn nicht zum Schweigen bringen. Kein Gras der Geschichte wird über sein Grab wachsen. Gott wird richten. Gott macht den Abel zum Modell des Gottessohnes, der unser Menschenbruder wird und den wir totschiessen. Hebräer 12,24 spricht vom Blut Jesu, „das da besser redet als Abels Blut.“

Abels Blut schreit: Vergeltung, Gericht! Jesu Blut schreit: Vergeltung ist geschehen an dem Gerechten!

Blutvolles Glaubensleben entsteht erst, wo ein Mensch diesem Schrei gegenüber sein Ohr nicht mehr verstopft. Wir werden die Stimme des Bruders nicht zum Schweigen bringen. Sie wird unser Todesurteil, wenn wir den Schrei des versöhnenden Blutes Jesu nicht für uns annehmen.

Amen

Ulrich Parzany

Der Verfasser ist Generalsekretär des CVJM-Gesamtverbandes in Deutschland, Kassel

XLII.

Kennzeichen des richtigen Glaubens.

Hebräer 11,7

Durch den Glauben ehrte Noah Gott und baute die Arche zur Rettung seines Hauses, als er ein göttliches Wort über das, was man noch nicht sah, empfangen hatte. Dadurch sprach er der Welt ihr Urteil und wurde zum Erben der Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt.

Darf man fragen: „Wer hat den richtigen Glauben?“ Klingt das nicht nach heraufziehendem Religionskrieg oder mindestens nach rechthaberischem Streit, Streit um Behauptungen?

Es gibt Leute, die meinen: Die Hauptsache ist, dass man überhaupt etwas glaubt, ganz gleich, was. Das stimmt aber nicht.

Es geht tatsächlich nicht um einen irgendwie gearteten Glauben, sondern darum, dass man das Richtige glaubt. Es kann der größte Fehler sein, sich auf das Falsche zu verlassen und sein Leben darauf zu bauen.

Aber die Entscheidung, was richtig und falsch ist, gehört nicht in unsere Zuständigkeit. Dieses Urteil steht allein Gott zu, nicht uns und unseren Argumenten.

Von Noah heißt es wörtlich übersetzt –: „Er ist ein Erbe der Gerechtigkeit geworden gemäß dem Glauben.“ Geld kann man verdienen. Ein Erbe aber kann einem nur zugesprochen werden, zugeteilt werden von einem, der Vermögen hat und uns zum Erben einsetzt.

Gott hat dem Noah gesagt: Du bist richtig mit deinem Vertrauen und Gehorsam. Ich bestätige das hiermit. Du sollst in der Bundesgemeinschaft mit mir bleiben in Ewigkeit. Kein Gericht, auch die Sintflut nicht, kann dir etwas anhaben. 1. Mose 7,1 lesen wir, wie Gott zu Noah spricht: „Ich habe dich gerecht gefunden vor mir zu dieser Zeit.“

Entscheidend ist nicht, was wir für richtig halten in Sachen des Glaubens, sondern was Gott für richtig erklärt. Welche Kennzeichen hat nun Noahs Glaube?

1. Er ist empfängsbereit.

„Durch den Glauben empfing Noah ein göttliches Wort über das, was man noch nicht sah.“ Damit fängt es an. Gottes Weisung und Offenbarung ergeht an Noah, und er empfängt sie.

Aber wieso geschieht das durch den Glauben? Hier sind wir misstrauisch. Viele verstehen unter Glauben ja einfach Einbildung. Manche hören eben Stimmen, von denen

andere nichts vernehmen. Manche steigern sich in absonderliche fromme Vorstellungen hinein, bis sie spinnen. Wer sagt uns, ob es wirklich Gott ist, den wir hören?

Lassen Sie mich ein Bild gebrauchen. Ich bin kein Funker und stehe mit Hochachtung vor den Fähigkeiten dieser Experten. Ich habe das Morsealphabet nicht gelernt und kenne nicht die merkwürdigen Zeichen, die angerufen werden, etwa: „FX 427, bitte kommen!“ Aber eins weiß ich: Wenn sich darauf niemand meldet, wird das Zeichen immer wieder gerufen. Warum meldet sich keiner?

Dafür kann es viele Gründe geben. Vielleicht hat der Angerufene seinen Apparat abgeschaltet. Vielleicht ist der Empfänger kaputt. Oder vielleicht ist der Angerufene nicht zu Haus oder schläft. Er kann den Anruf jedenfalls nur hören und darauf reagieren, wenn er empfangsbereit ist.

Noah ist empfangsbereit. Das ist das erste Kennzeichen seines Glaubens, den Gott als richtig erklärt. Noah horcht auf Gottes Anruf. Der Äther war damals wie heute erfüllt von einem wilden Stimmengewirr. Unzählige Nachrichten, Einladungen, Befehle wollten Noahs Ohr erreichen.

Er aber hatte nur das eine Verlangen, im Chaos der Stimmen die eine herauszuhören, auf die es ankam: die Stimme Gottes. Alles andere sollte ausgeblendet werden.

Jesus hat gesagt: „Meine Schafe hören meine Stimme“ (Joh. 10). Zu Pilatus, der gegenüber der Botschaft Gottes sehr schwerhörig war, spricht Jesus: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ (Joh. 18,37).

Wir können nichts hören, wenn Gott nicht redet. Aber seit Jesus kam, gehen dauernd Funkrufe von ihm aus: „Mensch, bitte kommen!“ Wir sind alle von Natur aus unfähig dazu, aber mit seinem Anruf schafft Gott in uns die Fähigkeit, ihn zu empfangen und ihm zu antworten.

Empfangsbereitschaft allerdings kann und will er uns nicht aufzwingen. Richtig ist nur der Glaube, der für Gott empfangsbereit ist, der sich auf ihn einstellt und nicht auf der Skala herumdreht, um alle möglichen Sender auszuprobieren.

2. Er ist beunruhigend.

Das erscheint uns vielleicht fremd. In der Regel erwarten wir, dass der Glaube dem Menschen Geborgenheit und innere Ruhe gibt. Das stimmt auch, aber trotzdem wird hier ein anderer Aspekt des Glaubens klar. Er beunruhigt und ist beunruhigend.

In der Zeit Noahs war die Umwelt sorglos. Nur Noah, der die Botschaft Gottes vom kommenden Gericht hört, wird beunruhigt und infolgedessen tätig. „Durch den Glauben ehrte Noah Gott und baute die Arche,“ übersetzt Luther. Im Griechischen steht ein einziges, sehr interessantes und schillerndes Wort für die Wortfolge „ehrte Gott.“

Es kann zunächst einfach heißen: Noah bekam Angst, vielleicht vor der angekündigten Katastrophe. Die engere Bedeutung ist aber: Noah bekam Scheu vor Gott.

Er hörte die Botschaft, und weil er Scheu vor Gott hatte, nahm er sie ernst und ging im Gehorsam an die Arbeit. Er wusste, dass man mit Gott nicht spielt. Der Mann des Glaubens war von Unruhe getrieben, während die Umwelt sorglos und fröhlich lebte.

Bei uns hat sich das Klima der Sorglosigkeit bei manchen verdüstert. Zukunftsangst ist zu spüren, Angst vor Krieg, Umweltkatastrophen und Krebs.

Eins aber ist völlig gleich wie zur Zeit des Noah: Vor Gottes Gericht fürchtet sich niemand. Über die Hölle kann man nur Witze machen, und vom Jüngsten Gericht zu reden, ist unterm Strich.

Noah hätte Grund gehabt, sich vor dem Spott der Umwelt zu scheuen. Aber er scheute Gott und baute.

Gottesfurcht ist das zweite Kennzeichen richtigen Glaubens.

Wir geraten dadurch in einen tiefen Gegensatz zu unserer Umgebung. Wer Gott kennt, wer in Berührung gekommen ist mit seiner Wirklichkeit, der begreift, dass man Gott ernst nehmen muss. Er bekommt andere Sorgen. Seine vorrangige Aufgabe wird es, Menschen zu retten, weil er betroffen ist von Gottes Heiligkeit und seinem Richterernst.

3. Er ist gefährlich für die Umwelt.

Das fehlt noch: Glaube ist gefährlich wie Dioxin! Aber anscheinend ist er tatsächlich gefährlich für die Umwelt, denn es heißt hier in unserem Text: „Durch den Glauben sprach Noah der Welt ihr Urteil.“

Das ist nicht so zu verstehen, dass Noah von einem zum anderen ging und dauernd mit dem Gericht Gottes drohte und schimpfte. „Durch den Glauben,“ lesen wir.

Die einfache Tatsache, dass Noah entgegen allem Spott der Umwelt und auch entgegen allen Stimmen seines eigenen Herzens sein ganzes Vertrauen auf das empfangene Wort Gottes setzte und im Gehorsam handelte und auf trockenem Land eifrig die Arche baute, war ein erkennbares Signal für die anderen Menschen.

Jeder konnte sehen, was Noah tat. Jeder konnte wissen: Gott hat geredet, und Noah hat gehorcht. Man nahm das ja auch zur Kenntnis und lachte sich kaputt.

Noah wird gerettet durch Hören auf Gott und Gehorchen. Das ist für jeden der einzige Weg. Jeder kann das wissen. Keiner hat eine Ausrede und Entschuldigung. So wird der Glaube des Noah zu einer Verurteilung der Welt. Durch die Ablehnung der Rettungsbotschaft gehen die Menschen letzten Endes verloren.

Ein Mensch kann nur deshalb in Ewigkeit verloren gehen, weil er das Angebot des rettenden Vertrauens zu Gott ausschlägt, und dieses Angebot begegnet ihm in anderen Menschen, die ihren Glauben wirklich im Gehorsam leben, die gleichsam Modelle sind.

Jesus hat einmal gesagt, dass die Leute von Ninive, die auf die Predigt des Jona hin umkehrten und Buße taten, im Gericht Gottes alle Hörer des Evangeliums anklagen werden, die dem Ruf Gottes nicht gefolgt sind und nicht umkehrten.

Die einfache Tatsache dieses Glaubens ist eine Einladung an alle. Wo die Einladung abgelehnt wird, wird sie zur ewigen Anklage. Kein Wunder, dass der richtige Glaube gehasst wird. Entweder rettet oder richtet er.

Amen

Ulrich Parzany

XLIII.

Der unangenehme, aber rettende Glaube.

Hebräer 11,8 – 10

Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus, ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Durch den Glauben lebte er als Gast in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.

Angebot und Nachfrage regeln das Geschäft. Man kann schwer etwas verkaufen, wenn keine Nachfrage danach besteht, oder man muss die Nachfrage wecken, indem man interessante Angebote macht.

Aus dem Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage entwickelt sich das Wirtschaftsleben. Das wundert niemanden. Nur scheint mir dieses Gesetz heute sogar für den Bereich des Glaubens zu gelten. Wenn kein Bedarf vorhanden ist, dann wird der Glaube zum Ladenhüter, den niemand will und dessen Nützlichkeit keiner einsieht.

Eine andere Variante von Angebot und Nachfrage sieht so aus: Man meint zunächst, etwas dringend zu brauchen, und kauft es. Dann aber stellt man fest, dass der erworbene Gegenstand doch die Erwartungen nicht erfüllt. Das gibt Probleme. Das Angebot befriedigt die Nachfrage nicht.

Offensichtlich haben viele Christen heute aus diesem Grunde Schwierigkeiten mit dem Glauben. Sie haben sich auf ihn eingelassen, weil sie Ruhe und Geborgenheit, Trost und Sicherheit suchten. Ist der Glaube an Gott nicht das versprochene Ende einer Irrfahrt auf der Suche nach dem Sinn des Lebens? Ist der Glaube an Jesus nicht die Heimkehr des verlorenen Sohnes? Ohne Gott sind wir wie streunende Hunde, getreten, verkommen, verwildert. Diese Gesichtspunkte verlocken sehr zum Glauben an Jesus.

Nun aber lesen wir einen Bibeltext, der uns ganz andere grundlegende Wesensmerkmale des Glaubens zeigt. Der Hebräerbrief sagt uns, dass der Glaube in eine geradezu unangenehme Lebensweise führt. Ja, es ist der rettende Glaube, ohne den wir verloren sind. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass er unsere Erwartungen von Ruhe und Annehmlichkeit erfüllt.

1. Der unerwünschte Aufbruch.

Ich habe keine Ahnung, welche Wünsche und Bedürfnisse Abraham hatte – persönlich und familiär –; als Gott ihn rief: „Ziehe aus deinem Vaterland!“ Die Bibel berichtet uns nichts darüber.

Es wäre ja schön, wenn Abraham schon immer die Sehnsucht gehabt hätte, aus der Enge seiner Sippe in das weite unbekannte Land aufzubrechen. Aber wir hören nichts von Freiheitsdrang, der ihn fortreibt, so dass Gottes Ruf ihm als die Erfüllung seines Verlangens vorkommt.

Es gibt in der Bibel nur ein Beispiel von solcher Unabhängigkeitssehnsucht, und zwar in der Geschichte vom verlorenen Sohn. Der aber bricht auf, die Freiheit zu suchen, und endet in menschenunwürdiger Sklaverei.

Bei Abraham ist nicht wichtig, was er sich wünscht und wie seine Gefühle sind, sondern wichtig ist nur eins: Gott hat ihn gerufen! „Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde.“

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Gottes Ruf war ein Befehlswort, keine Anregung und kein Denkanstoß! Soweit es darum geht, Gottes Wort in unsere Diskussionen und Überlegungen einzubeziehen als Möglichkeiten, die man ja auch mit in Erwägung ziehen könnte, lassen wir es uns ja auch heute noch gerne sagen.

Gottes Ruf aber ist Befehl: „Gehe aus den gewohnten Lebensweisen in ein Land, das ich dir zeigen will!“ Es ist ganz eindeutig, dass der vertrauensvolle Gehorsam in eine unangenehme Lage führt.

Dieser Aufbruch ist unerwünscht. Es heißt von Abraham: Er zog aus, ohne zu wissen, wohin er kam. Gott hat ein Land versprochen, aber Abraham weiß nicht, wo es ist und wie es ist. Es ist urmenschlich, dass wir Angst haben vor dem Unbekannten. Lieber bleiben wir in bescheidenen, schwierigen, kümmerlichen Verhältnissen.

Der Aufbruch war Abraham unerwünscht. Glaube aber ist Gehorsam gegenüber dem Ruf Gottes, gleichgültig, was die eigenen Wünsche sagen. Das erscheint uns ziemlich herb. Aber nur dieser Glaube rettet. Wer sich von seinen Wünschen leiten lässt, endet in der Wüste. Wer dem Ruf Gottes gehorcht, kommt ins verheißene Land.

2. *Der unbequeme Aufenthalt.*

Gut, jeder wird Verständnis dafür aufbringen, dass der Aufbruch vielleicht mit unangenehmen Gefühlen verbunden ist. Man muss sich wirklich losreißen, um Jesus zu folgen. Aber darf ich dann nicht erwarten, dass ich gute Erfahrungen mache auf diesem neuen Weg?

Von Abraham heißt es in unserem Text: „Er lebte als Gast in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten.“ Ist das Leben im Glauben vielleicht vor allem ein Vergnügen für Campingfreunde? Die beneiden Abraham um die Möglichkeit, in Israel zelten zu können, sogar wild, ohne sich auf einen Campingplatz einsperren lassen zu müssen.

Aber so romantisch war das Abenteuer für Abraham nicht. Gott hatte ihm ein Heimatland versprochen, aber als er ankommt nach der spannungsreichen Wanderung, muss er feststellen: Hier kommt kein Heimatgefühl auf bei mir. Hier werde ich behandelt wie ein unerwünschter Ausländer.

Unerwünschter Ausländer – das ist Abrahams Existenz. Tag für Tag wird ihm gezeigt, dass er nur geduldet ist. Viele sehen ihn als Bedrohung an im Kampf um die sowieso schon mageren Weideplätze. Früher war er doch ganz anders zu Hause gewesen. Da hatte er in vertrauter Umgebung verbrieft Rechte gehabt. Er spürt auf Schritt und Tritt: Am

besten würde ich hier wieder verschwinden, und zwar bald! Hier enge ich Entfaltungsmöglichkeiten ein, besetze Arbeitsplätze! Hier habe ich keinerlei Recht, sondern bin preisgegeben.

Vielleicht reicht unsere Fantasie aus, das nachzufühlen. Die Bibel nimmt die Existenz des Gastarbeiters als Modell für den Glaubenden. Es heißt immer wieder, die Zeltpflöcke herauszureißen. Man lebt in der ständigen Sorge vor einer feindlichen Umwelt. Die neue Lage im verheißenen Land scheint im Widerspruch zu den Versprechen Gottes zu stehen.

Abraham ist dort angekommen, wohin ihn Gott führte, und er muss weiter mit den Versprechen Gottes leben, auf die er sich gehorsam verlässt. Das aber ist im Glauben normal. Solange wir als Christen auf dieser Welt leben, werden wir uns fühlen wie ein unerwünschter Ausländer. Erwarten wir nicht, dass sich dieser Status kurzfristig ändert!

Wir leiden daran. Aber das muss uns eine Bestätigung sein dafür, dass wir auf Gottes Kurs sind. Wenn wir uns völlig zu Hause fühlen in dieser Welt, dann stimmt garantiert etwas nicht mit unserem Glauben. Ist uns das eigentlich klar?

Aber unser Leben kann nur zum Ziel kommen, wir werden nur gerettet, wenn wir den Weg des Glaubensgehorsams gegenüber Gottes Ruf und Verheißung gehen.

3. Die unbescheidene Erwartung.

„Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist,“ heißt es von Abraham.

Er war also kein Nomade, der sich das Leben in einem soliden Haus, in einer geschützten Stadt überhaupt nicht vorstellen konnte. Aber er war nicht zufrieden mit den selbst erbauten Häusern. Er wusste, dass wir selber nur brüchige Fundamente schaffen können, dass unsere Städte keinen bleibenden Schutz bieten.

Das Leben des Glaubenden ist geprägt von unbescheidener Erwartung. Er geht auf eine Stadt zu, deren Architekt, Bauherr und Bauausführender Gott selbst ist. Diese Stadt ist sein Ziel.

Das ist die ungeheure Spannung des Christenlebens. Als unerwünschte Ausländer leben wir Tag um Tag mit Gottes Verheißungen und sehnen uns nach dem Augenblick, in dem er seine neue Schöpfung schaffen wird, deren Mittelpunkt die von Gott gebaute Stadt Jerusalem sein wird.

Bis das geschieht, kampieren wir im Zelt, sind wir immer wieder bereit, die Pflöcke rauszureißen.

Ein indonesischer Pastor sagte nach fünf Jahren Deutschlandaufenthalt von den Christen hier: „Sie brauchen kein ewiges Leben. Sie haben alles schon hier. Sie erwarten nichts mehr.“

Wer hier sesshaft wird, gehört nicht mehr zu Gottes Volk. Unbewegliche Christen bedeuten für diese Welt auch keine Hilfe mehr, schaden ihr sogar.

Amen

Ulrich Parzany

XLIV.

Ein allzu spannendes Unternehmen.

Hebräer 11,11

Durch den Glauben ward die Hure Rahab nicht umgebracht mit den Ungehorsamen, als sie die Kundschafter freundlich aufnahm.

Woran denken Sie zuerst, wenn das Stichwort „Glaube“ fällt? Welche Gedankenverbindungen stellen sich unwillkürlich ein?

Wenn unser Glaubensleben richtig läuft – so behaupte ich, – dann dürfen uns Vergleiche in den Sinn kommen wie „spannender Spionagefilm,“ „lebensgefährliche Hochverratsaktion,“ „wilde Nacht-und-Nebel-Unternehmung,“ ja sogar das zwielichtige halbseidene Milieu eines Eroscenters dürfte dabeisein.

Der Hebräerbrief legt uns jedenfalls solche Assoziationen nahe in unserem Text. Auch der alte Jakobus, der zu seiner Zeit natürlich auch jung war, hat sich schon darüber geärgert, dass für die meisten Leute der Glaube vor allem mit blassen Gedanken und dogmatischen Richtigkeiten zu tun hat und zur Langeweile und Passivität verführt. Deshalb zeigt auch er an dem Beispiel der Prostituierten Rahab aus Jericho, wie der Glaube voll ungeheurer Spannung und Aktivität, ja voller Risiko ist: „Ist nicht . . . die Hure Rahab durch Werke gerecht geworden, da sie die Boten aufnahm und ließ sie auf einem anderen Weg hinaus?“ (Jak. 2,25).

Glaube ist ein spannendes, allzu spannendes Unternehmen. Wir sehen es hier am Beispiel der Rahab, die im Hebräerbrief unter den Glaubensmodellen genannt wird. Es ist anstößig, dass diese halbseidene Dame in einem Atemzug mit Abraham und Mose erwähnt wird. Es ist kein geschmackloser Ausrutscher, sondern typisch für die Bibel. Rahab gehört tragend in die Familiengeschichte Jesu hinein. In Matthäus 1 wird sie als eine der Stamm-Mütter Jesu aufgezählt.

Deshalb ist es sehr wichtig, dass wir an ihr ablesen, was Glauben wirklich bedeutet.

1. Wir unterscheiden Grund und Anlass des Glaubens.

In der Geschichte der Rahab ist es sehr wichtig, dass wir diesen Unterschied erkennen.

Was ist das Fundament, auf dem der Glaube der Rahab ruht? Das 2. Kapitel des Buches Josua erzählt uns, wie Rahab die von Josua ausgesandten Kundschafter in ihrem Haus aufnimmt und vor ihrem eigenen Volk versteckt. Den Männern bekennt sie: „Ich weiß, dass der Herr euch das Land geben wird . . . Denn wir haben gehört, wie der Herr das Wasser im Schilfmeer ausgetrocknet hat vor euch her . . . Seitdem wir das gehört

haben, ist unser Herz verzagt, und es wagt keiner mehr, vor euch zu atmen; denn der Herr, euer Gott, ist Gott oben im Himmel und unten auf Erden.“

Der Grund für den Glauben liegt in den großen Rettungstaten Gottes, in seinen Machtbeweisen, in denen er sich als Herr aller Herren offenbart hat, in der Befreiung Israels aus Ägypten. Das ist das Fundament ihres Glaubens.

Der Anlass, dass diese Erkenntnis zu einem ganz praktisch wirksamen Vertrauen wird, das das Leben und Handeln prägt, ist gegeben, als Boten des Volkes Gottes bei ihr erscheinen und sie herausfordern, Stellung zu beziehen. Jetzt wird sie in die Entscheidung geführt, ihr ganzes Sein und Handeln auf das zu gründen, was sie bisher schon gehört hat und weiß über diesen Gott Israels. Jetzt muss sie sich auf seine Seite stellen oder gegen ihn. Aber diese Abstimmung ist nicht harmlos. Sie geschieht unter Einsatz des Lebens. Rahab weiß: Wenn ich mein Leben dem geoffenbarten Gott anvertraue, dann hat das gefährvolle Folgen.

Ich will das übersetzen in unsere Situation. Tragender Grund unseres Glaubens sind nicht unsere Entscheidungen und Erfahrungen, sondern die Rettungstaten, die Siegestaten Gottes in der Kreuzigung und Auferweckung Jesu. Da hat Gott sich zu erkennen gegeben als Herr aller Herren. Nur das trägt! Nur darauf zu vertrauen lohnt sich!

Der Anlass zum Glauben ist der Augenblick, in dem wir irgendwie mit Boten dieses Gottes in Berührung kommen und durch sie herausgefordert werden zur Entscheidung für oder gegen Gott. Ein bloßes Kopfnicken hilft hier nicht. Die Vertrauensentscheidung, uns diesem Herrn auf Gedeih und Verderb mit allen Konsequenzen zu überlassen, geschieht unter Einsatz des Lebens.

Wo solche Entscheidungen fallen, da wird es – leider – immer spannend. Wo sie ausbleiben, da plätschert das Christentum in Phrasen, allgemeinen Wahrheiten und Langeweile dahin. Die Botschaft von Jesus ist nicht die Botschaft von Jesus, wenn ihr der Ruf zur Umkehr und Entscheidung ausgebrochen worden ist.

2. *Glaube besteht aus Hochverrat und Treueschwur.*

Rahab hat leider nicht die Möglichkeit, ihren Glauben an den lebendigen Gott so ganz privat für sich im Herzen zu leben. Ihre Entscheidung für den Gott Israels ist sofort Hochverrat gegenüber Jericho.

Sie ist doch der Gemeinschaft von Menschen verpflichtet, in der sie wohnt. Dort verdient sie doch ihr Geld, wenn auch auf schmutzige Art und Weise. Weil Jericho insgesamt nicht vor Gott kapituliert, gibt es nur den einen Weg der Rettung durch Hochverrat. Rahab wird aus der Unheilsgemeinschaft der Ungehorsamen herausgebrochen.

Das wäre schön und das möchten wir gerne, dass wir warten dürften mit unserer Umkehr zu Jesus, bis die gesamte Umwelt, die uns trägt und der wir verpflichtet sind, diese Umkehr mit vollzieht!

In Jericho geschieht das nicht, und darum ist die Glaubensentscheidung der Rahab sofort Hochverrat an ihrem Volk. Sie verpfeift Jericho an die Spione. Demgegenüber steht ein Treueschwur Gottes, den die Boten stellvertretend aussprechen. Rahab fordert ihn: „So schwört mir nun bei dem Herrn . . . dass auch ihr an meines Vaters Haus Barmherzigkeit tut“ (Josua 2,12), und die Spione leisten ihr diesen Eid. Gott wird über Jericho Gericht

halten, aber der Rahab gegenüber hat er sich mit einem Eid gebunden, zu retten, zu verschonen. So sagt es der Hebräerbrief: „Darum hat Gott, da er wollte den Erben der Verheißung überschwänglich beweisen, dass sein Ratschluss nicht wanke, sich noch mit einem Eid verbürgt“ (Kap. 6,17).

So entsteht der Glaube: Gott leistet uns den Treue-Eid, der unverbrüchlich ist, und das zieht notwendigerweise den Hochverrat an Jericho nach sich.

Niemand soll glauben, dass das Vertrauen auf Jesus heute anders zu haben sei.

Glaube an Jesus lebt immer davon, dass ich mich auf die Zusagen Gottes verlassen kann, die er mir in seinem Wort gibt, dass das Kreuz unwiderruflich Rettung schafft und in Ewigkeit gültig ist. Weil wir sein Wort so oft bezweifeln, unterstreicht er die Zusage noch einmal handfest im Mahl des Herrn im Brot und Wein. Gott schwört uns die Treue.

Unsere Antwort kann immer nur Hochverrat an unserer Umwelt sein, sofern sie gegen Gott lebt. Hier liegt der Grund, warum Christen nie beliebt sind in dieser Welt. Sie gelten immer als Verräter, als die, die nicht mitmachen. Es geht uns wie Rahab. Weil unsere Gemeinschaft, der wir ja verpflichtet sind, in der wir unser Geld verdienen, nichts von Gott wissen will und gegen ihn lebt, müssen wir notwendigerweise zu Verrätern werden. Das macht die Sache des Glaubens so schwer.

3. *Der Glaube hat ein klares Erkennungszeichen.*

Die Rahab fordert von den Boten: „. . . und gebt mir ein sicheres Zeichen“ (Josua 2,12). Sie vertraut nicht auf blauen Dunst hin. So verabreden die Boten mit ihr, dass sie das rote Seil, mit dem sie ihnen zur Flucht verhilft, ins Fenster knüpft. Das soll das Zeichen sein für das Volk Israel, wenn es heranzieht: Wer sich in diesem Haus aufhält, soll verschont werden. Wer zur Tür hinausgeht, wird getötet werden.

Solche verbindlichen Abmachungen sind typisch für Gottes Rettungsaktionen. Als er das Volk Israel aus Ägypten führen wollte, sollten die Israeliten die Türpfosten mit dem Blut des Verschonungslammes bestreichen. Nur dann würde der Gerichtsenkel, der alle Erstgeborenen tötete, vorübergehen. Das sichere Erkennungszeichen bedeutete Verschonung.

Alle diese Zeichen im Alten Testament sind nur unvollkommene Vorabbildungen des einen großen Schutzzeichens: „Das Kreuz ist unser Zeichen, den Sieg hält er allein.“

Die Frage ist nur zum kleineren Teil die, dass ich eine Sicherheit habe, dass die Sache mit Gott stimmt. Viel wichtiger ist es für die Bibel, dass mein Leben ein Kennzeichen trägt, das für Gott im Gericht eindeutig zeigt: Der ist verschont!

Das Leben, das vom Blut des gekreuzigten Königs Jesus gekennzeichnet ist, das allein bleibt im Gericht Gottes bewahrt. Es geht deshalb nicht um unsere starke Glaubenskraft und unsere Überzeugung, auch nicht darum, dass wir uns in frommen Gemeinschaften in ein Glaubenshalleluja hineinsteigern.

Wichtig ist: Kann ich wissen, dass Gott an mir das Zeichen des Blutes Jesu erkennt? Vergebungsgewissheit wird wirklich geschenkt um des Kreuzestodes Jesu willen. Niemand muss ohne diese Gewissheit leben. Diese Gewissheit aber ist nötig.

Amen

Ulrich Parzany

XLV.

Wenn ich nicht mehr weiter weiß . . .

Psalm 42,2.3.12

Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue? . . . Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.

Nicht alle Krisen im Leben müssen wir gleich ganz grundsätzlich nehmen. Es gibt Tiefpunkte, gegen die helfen schon ein paar Hausmittelchen.

Aber es gibt Nöte, die gehen tiefer. Schleichende Traurigkeit und Müdigkeit zeigen den inneren Knacks an. Manche Menschen leben so wie ein Boxer, der stehend k. o. ist. Er reagiert nur noch mühsam, er wehrt sich noch ein bisschen – aber da ist keine innere Kraft und Initiative mehr. Gegen solche innere Abnutzung und Erschöpfung sind Hausmittelchen machtlos. Der dänische Philosoph S. Kierkegaard nennt diese schleichende Krankheit „die Unfähigkeit, etwas richtig zu wollen.“

Wer so am Ende ist und nicht mehr weiter weiß, den kann nur noch eine Begegnung mit dem lebendigen Gott selber wieder auf die Beine bringen und erfrischen. „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?“

Es ist gut, dass solche Gebete in der Bibel stehen. Keiner von uns braucht vor Gott den starken Mann zu spielen. Die Bibel kennt eine ganze Liste von großen Versagern und Verzagern: Mose – Elia – Jona – Paulus. Sie alle haben erfahren, dass Gott mit Nichts etwas anfangen kann. So auch der Beter des 42. und 43. Psalms. Wir wollen in sein Gebet einsteigen und uns mitnehmen lassen in seine Klagen, seine Fragen – und seinen Dank!

1. Früher war alles leichter.

Der Beter des 42. Psalms schwärmt von früher. Er denkt dauernd an die großen und gewaltigen Gottesdienste, die er im Tempel zu Jerusalem miterlebt hat. In diesen Gottesdiensten gab es mehr Gitarren und Musikinstrumente, als man jetzt Leute findet, die sich zur Gemeinde halten. Denn der Beter ist in den toten Norden Israels verschlagen worden, in das Land nördlich von Galiläa, wo das Volk lebt, „das das Gesetz nicht kennt und nicht kennen will.“

Damals war sein Glaube von der Meinung und Begeisterung der Menschen getragen – jetzt hat ihn ein Umzug aus dem Konzept gebracht. So träumt er von früher – ein versteckter, in sich verkrochener Bekenner.

In den Bergen beobachtet er die Bäche, die von Stufe zu Stufe in die Tiefe stürzen. Seine Gedanken kehren zurück zu seiner eigenen Lebenssituation: So geht es mir auch. „Deine Fluten rauschen daher, und eine Tiefe ruft die andere; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.“ Gott überschüttet mich mit einer kalten Dusche nach der anderen.

Das ist der Ausgangspunkt unseres Psalmgebets: Sehnsucht nach rückwärts, nach den leichteren Zeiten von vorgestern. Es ist gut, dass der Psalmbeter für diese Sehnsucht eine Adresse hat. Er weiß, dass er mit dem Gott, für den er in Jerusalem so begeistert schwärmte, auch jetzt alles durchsprechen kann. Damit ist die entscheidende Wende in seinem Leben schon eingeleitet. Ohne diese Adresse würde er auf der Stelle treten, Selbstgespräche führen. Beten ist etwas anderes als grübeln.

Das ist die entscheidende Frage in der Krise: Haben wir eine Adresse für unsere Klagen? Gibt es jemanden, vor dem wir laut denken können? Ist da jemand, dem wir nichts vorzumachen brauchen? Das darf jeder von uns wissen: Der lebendige Gott, der uns geschaffen und der in Jesus für uns gelitten hat, wartet in jeder Situation darauf, von uns angesprochen zu werden. Sein Geist zieht uns zu der richtigen Adresse, zum Herzen Gottes.

Aber in diesem Gebet wollen wir auch unsere Rückwärts-Sehnsucht kritisch überprüfen. Sicherlich gibt es Zeiten in unserem Leben, die leichter, und andere, die schwerer sind. Aber es gibt keine Zeiten, die sinnlos sind. Jede Zeit und jeder Ort sind für Gottes Segen erreichbar. Warum sollen wir von früher schwärmen, statt unsere Sehnsucht nach vorne zu richten auf die Zeiten des Segens, die Gott uns allen verheißen hat?

2. Jetzt machen sie mich fertig . . .

Offenbar fällt der Beter des 42. Psalms in seiner Umgebung auf. Man weiß, aus was für einer frommen Ecke er kommt, nämlich direkt aus dem heiligen Jerusalem, von den Bergen, von denen Hilfe kommt. Da macht es geradezu Spaß, ihn zu testen und zu provozieren. Und das obendrein in einer Zeit, in der es ihm nicht gut geht, in der er Umstellungsschwierigkeiten hat.

Die entscheidende Frage ist schnell gestellt: „Wo ist nun dein Gott?“ Geht es dir besser als uns?

Wir wissen nicht genau, warum es diesem Beter so schlecht ging. Vielleicht steckte doch mehr dahinter als ein Umzug. Jedenfalls weiß er auf die bissigen Fragen seiner neuen Umgebung keine schlüssige Antwort. Er schluckt seine Tränen runter. Die Fragen der anderen bleiben nicht in den Kleidern hängen, sondern sitzen ihm in den Knochen.

Aber auch diese Verlegenheit spricht er mit Gott durch. Er gibt seine Beweisnot gegenüber den Gottesverächtern im Gebet an Gott weiter: „Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du mich vergessen? Warum muss ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich drängt? Es ist wie Mord in meinen Gebeinen, wenn . . . sie zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott?“

Wie gut, dass man so mit Gott sprechen kann, dass er die Verlegenheiten und Schwächen seiner Leute erträgt! Auch in der Defensive war dieser Beter eine Herausforderung an seine Umgebung! Er hielt sich für wenig überzeugend, aber wer weiß? Die göttliche Schwäche ist stärker, als die Menschen sind. Und ist Gott selbst nicht auch in

solche Schwäche gekommen? Wie betet Jesus am Kreuz? Er schreit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Und alle hören zu: die Gegner, die Zweifler, die Nachfolger von gestern . . . Und doch ist hier die stärkste Stelle der Welt. Überzeugenderes hat Gott nicht zu bieten als den Mann am Kreuz. Gott gewinnt nicht durch Gewalt, sondern durch Leiden.

So war auch der Beter des 42. Psalms nicht im Niemandsland. Er betete, wie Jesus selbst später betete. Wo einer sich so an Gott ausliefert, da ist Gott ganz nah.

3. Ich werde Gott noch danken . . .

Ich stelle mir den Verlauf dieses Gebetes so vor: Nachdem der Beter seine Klagen und Fragen an Gott abgegeben hat – und er tut das in drei Strophen – geht es ihm jedes mal schon besser, und er sagt zu sich am Ende jeder Gebetsstrophe: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“

Mit solchen Worten atmet er tief durch. Weil er eine Adresse für seine Angst hat, schöpft er neue Hoffnung. Er kann nicht glauben, dass Gott ihn letztlich hängen lässt. So bekämpft er die Verwirrung und den Pessimismus in seinem Herzen und richtet sich ein auf eine Zukunft, für die er Gott noch danken wird. Wie er mit den Worten des Gekreuzigten betet, so erfährt er auch im Gebet schon die Kraft der Auferstehung, einer kleinen Auferstehung, durch die sein kleines Leben wieder auf die Beine und in die richtige Bahn kommt.

Dabei hilft ihm die Erinnerung an die Bekenntnisse und an die Liturgie im Tempel. Das hat er oft genug heruntergeplappert, dass Gott „unsere Burg, unser Schutz, unser Fels“ ist. Jetzt spricht er Gott direkt darauf an: Du bist mein Fels und lässt mich doch so schrecklich wackeln und lässt mich doch halb verdursten? Wie kannst du mich nur vergessen!

„Fels“ ist ein wunderschönes Bild für den lebendigen Gott. Zwei Geheimnisse sind darin. Ein Fels ist stabil. Er gibt ein gutes Fundament ab, und das braucht jeder Mensch in seinem Leben. Gott ist die einzige Stelle im Leben, auf die du dich restlos verlassen kannst. Auch wenn du wackelst, er nicht!

Das andere Geheimnis hat es mit dem Wasser zu tun, denn aus dem Felsen kommt frisches Wasser. Das Volk Israel hatte in der Wüste erlebt, dass Mose gegen den Felsen schlug und Wasser für die ganze Gemeinde herausfloss. Gott ein Fels – da ist die Quelle des Lebens. Da muss der hin, dessen Seele dürstet.

Wenn der Beter des 42. Psalms Gott seinen Fels nennt, dann weiß er: Es wird nicht mehr lange dauern, und ich werde wieder festen Grund unter den Füßen haben. Es wird nicht mehr lange dauern, und Gott wird mich durch seine Gegenwart erfrischen. Ich werde ihm noch danken!

Diese Hoffnung ist nicht in den Wind geredet. Gott hat am Kreuz gehangen, weil er niemanden von uns hängenlassen will. In jeder Krise sollst du wissen: Du bist nicht im Niemandsland! Gott ist nicht weiter weg als dein nächstes Gebet. Du wirst ihm noch danken!

Amen

Klaus Teschner

Der Verfasser ist Leiter des Volksmissionarischen Amtes der Rheinischen Kirche, Düsseldorf.

XLVI.

Meine Seele ist stille zu Gott.

Psalm 62,2

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Denn er ist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, dass ich gewiss nicht fallen werde.

Wenn ich in der christlichen Gemeinde die Psalmen singe, dann weitet sich mein Blick: Ich singe von der Königsherrschaft Gottes; davon, dass er den Armen und Unterdrückten Recht verschafft; davon, dass seine gnädige Herrschaft sich letztlich gegenüber aller Gewaltherrschaft von Menschen durchsetzen wird.

Diesen weiten Winkel braucht jede christliche Gemeinde und jeder einzelne Christ, der vornehmlich mit sich selbst beschäftigt ist und um die eigenen Fragen und Klagen kurvt. Die Psalmen öffnen die Fenster der Gemeinde nach draußen und stellen die Machtfrage.

Aber sie stellen auch dem einzelnen Menschen die Vertrauensfrage. Sie überspringen nicht die Probleme und Sorgen, die ich gerade habe.

Das ist die Stärke der Psalmen: nicht nur die Weite des Blicks, sondern die Wärme der Sorge Gottes für den einzelnen Menschen, der klagt und fragt, der sich langsam durch sein Elend betet und dabei zwischen Vertrauenslied und Klagelied schwankt.

Dieser zweite Schwerpunkt der Psalmen begegnet uns in unserem Psalm 62, den wir im Zusammenhang lesen sollten: Meine Seele ist stille zu Gott! Diese Konzentration auf sich selbst und auf unser Verhältnis zu Gott tut uns gut, gerade heute. Denn es gibt eine Macht, die Interesse daran hat, uns zu hetzen und zu jagen, bis wir besinnungslos rotieren. Es geht um den Raub unserer Stille und daher um den Kampf um unsere Stille in Richtung auf Gott.

Da gibt es Jugendliche, die haben endlich mal Zeit, in Ruhe die Bibel zu lesen, und sitzen draußen an einem Feld. Aber dann kommen die Fliegen und setzen sich auf die Bibel, und schon ist es mit der Stille vorbei. Oder da kommt eine Familie in den Gottesdienst, um ihr Kind taufen zu lassen. Vielleicht ist die Tante nach Jahren zum ersten Mal wieder unter Gottes Wort. Aber was tut sie? Sie lässt das Baby mit ihrer Halskette spielen, und damit ist der Gottesdienst für sie gelaufen.

Gewiss gibt es eine übertriebene und überzüchtete Stille. Aber das ist nicht unsere Gefahr. Unsere Gefahr ist die ständige überhöhte Umdrehungszahl, Lautstärke ohne Herzensstärke. Darum wollen wir uns dem Angebot zur Konzentration, das unser Psalm enthält, stellen, denn in der Stille der Seele können wesentliche Fragen gestellt und entscheidende Antworten gegeben werden. Ich sehe, dass der Beter des 62. Psalms drei solche Fragen stellt.

1. Was erwarte ich von Gott?

Der Beter ist in einer schwierigen Lage. Er kommt sich vor wie eine Mauer, kurz vor dem Zusammenbruch (Vers 4). Es bröckelt überall.

War er krank geworden, und hatten ihn seine besten Freunde mit hämischen Fragen alleine gelassen: Das hast du dir selbst zuzuschreiben!?

Wurde er angeklagt und in die Enge getrieben, wurde ihm die Ehre geraubt?

Wir wissen nicht genau, was diesem Beter das Leben schwer machte. Aber in dieser brenzligen Situation, in der er anfängt, selbst zu wackeln, und in der andere an ihm rütteln, stellt er sich eine ganz elementare Frage:

Was habe ich eigentlich von dem Gott, an den ich glaube, wenn es darauf ankommt? Ist mein Bekenntnis in der Gemeinde eine Leerformel? Sind das nur leere Begriffe, erbauliche Bilder, geronnene Erfahrungen – oder ist in meinem Bekenntnis etwas enthalten, was ich jetzt erfahren kann und erfahren muss?

Für diese letzte Lösung entscheidet sich der Beter: Was ich bete und bekenne, sind Erfahrungen von morgen, sind Erwartungen an den lebendigen Gott, der mich nicht hängen und fallen lassen wird.

Gott ist mein Fels, das ich gewiss nicht fallen werde! Mit dem Bild vom Felsen war für den alttestamentlichen Beter die Frage nach der Grundlage des Lebens gestellt: Was bleibt für alle Zeiten fest und verlässlich? Das Alte Testament antwortet: Verlasst euch stets auf den Herrn, denn Gott der Herr ist ein ewiger Fels (Jes. 26,4).

Was erwarte ich von Gott? „Meine Seele ist stille in Richtung auf Gott, denn er ist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, dass ich gewiss nicht fallen werde.“

2. Was befürchte ich von Menschen?

Im Gesamtzusammenhang des Psalms ist dies die zweite Frage, die sich der Beter stellt.

Wie lange rennt ihr alle gegen einen an? Was freut ihr euch über meinen Fall? Warum tut ihr so freundlich und seid in Wirklichkeit so feindlich?

Der Beter empfindet sein Leben wie einen Belagerungszustand: Da sind andere, die wollen mich weich und kaputt kriegen.

Sieht er die Menschen zu negativ? Ist er selbst zu empfindlich? Oder beurteilt er die Menschen richtig? Wenn er sie richtig sieht, dann heißt das: wir alle sind fähig, uns gegenseitig zu schaden! Es ist ein Wunder, wenn wir unserem Nächsten zur Auferbauung leben. Wir können uns genauso gut gegenseitig ruinieren.

Diese realistische Sicht des Menschen ist für uns nicht schmeichelhaft; aber sie entspricht doch den Tatsachen. Wie viel Streit ist in den Betrieben, in den Büros, in den Gemeinden, in den Familien?

Martin Luther schreibt 1526 eine Auslegung von vier tröstlichen Psalmen an die Königin von Ungarn, die Schwester Karls V., die manches erlebt und erlitten hatte. Luther schreibt zum Psalm 62 folgende Sätze: „. . . Auch Christus musste einen haben – den Verräter Judas – der ihn untertreten half, als ihn die Juden schon bereits zum Tode zu

bringen suchten, wie er spricht Psalm 41 Vers 10: Der mein Brot isst, hilft mich mit Füßen treten . . . So viel vermag der Trost, den man auf Menschen setzt.“

Wir sehen hier: der angefochtene Mensch und der angefochtene Christus gehören zusammen. Nur Jesus darf eigentlich mit gutem Grund diese Worte in den Mund nehmen: „Was rennt ihr alle gegen einen an?“ Da am Kreuz hat eine für uns gehangen, ist einer für uns zusammengebrochen. Da hat einer alle Angriffe, die uns treffen können, auf sich gezogen. Wir dürfen leben, weil er für uns unter die Räuber gefallen ist.

3. Was vertrete ich in der Gemeinde?

Es ist seltsam: Im Verlauf seines Betens bekommt der Beter doch die Kurve aus der Betrachtung seiner eigenen Schwierigkeiten heraus. Es heißt nicht nur „meine Seele und Gott,“ sondern plötzlich wir die Gemeinde angeredet: „Liebe Leute . . .“ (Vers 9).

Der Beter macht der Gemeinde, in der er lebt, drei Vorschläge, die mit eigener Erfahrung gesättigt sind: Hoffet! Schüttet! Vertraut nicht!

Hoffet! Gebt euch nicht auf! Werft euch nicht weg! Macht nicht Schluss! In Richtung auf Gott ist immer noch alles offen, selbst über den Tod hinaus. Er ist unsere Erwartung!

Schüttet euer Herz vor Gott aus! Es ist schlimm, wenn ein Mensch alles in sich frisst, nirgendwo ausschütten und sich seine Schwierigkeiten vom Hals reden kann. Luther sagt in seiner Auslegung an die Königin von Ungarn: „Scheuet euch nicht vor ihm und denket nicht, es sei zu groß oder zu viel. Getrost heraus, und sollten's ganze Säcke voll Mangels sein, alles heraus . . . Je mehr du bittest, desto lieber hört er dich, schütte nur rein und alles heraus, tröpfle und zipfle nicht, denn er wird auch nicht tröpfeln noch zipfeln, sondern mit Sintflut dich überschütten. Er ist unsere Zuversicht, unsere Zuflucht und sonst niemand. Denn alle anderen sind viel zu gering, dass wir unsere Herzen vor ihnen ausschütten könnten.“ Und Calvin sagt in seiner Auslegung zum 62. Psalm: „David korrigiert die unserer Natur eingeborene Krankheit, in der wir unseren Schmerz verbergen und lieber heimlich an unserer Leine kauen wollen, als uns zu erleichtern, indem wir unsere Bitten bei Gott ausschütten.“

Vertrauet nicht Wer rechtes Vertrauen lernt, verlernt das falsche. Hier nimmt der Beter nun kein Blatt vor den Mund: Gewalt und Gier, Raub und Reichtum sind nicht vertrauenswürdig, helfen uns nicht im Leben und im Sterben (Vers 11). Hier haben wir wieder den Weitwinkel der Psalmen. Wir sehen, dass Stille sich rentiert. Wer sich ganz auf Gott konzentriert, verliert den Respekt vor den falschen Mächten und falschen Trends unserer Zeit.

Und wir erleben es doch: Gewalt und Reichtum helfen uns immer weniger weiter. Mit beidem rennen wir in die Sackgasse. Wir brauchen die weitere Sicht auf die Zukunft Gottes.

Am Ende seines bedeutenden Werkes „Über den Gottesstaat“ schließt Augustin so: „Dann werden wir stille sein und erkennen, dass er Gott ist. Wir wollten es aus uns selber sein, als wir von ihm abfielen und auf den Verführer hörten: „Ihr werdet sein wie Gott,“ und den wahren Gott verließen . . . Wohin sind wir auch ohne ihn gekommen? Ach, umgekommen durch seinen Zorn! Aber aus Gnaden heimgekommen . . . werden wir ewig stille sein und sehen, dass er Gott ist . . . Dann werden wir stille sein und schauen, schauen und lieben, lieben und loben, an jenem Ende ohne Ende.“ Amen, Klaus Teschner

XLVII.

Wiedergeboren zu einer lebendigen **H**offnung.

1. Petrus 1,3

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Wir sprechen über die Hoffnung in einer Zeit, in der die Angst vor Krisen und Kriegen steigt. Im Jahre 1984 hat die Vereinigung der amerikanischen Atomphysiker die Weltuhr von 8 Minuten vor 12 auf 3 Minuten vor 12 vorgestellt. So kritisch sei die Situation.

Wenn die Gesamtlage so ernst ist, dann können wir ganz gut verstehen, dass das Geschenk der Hoffnung wie eine Neugeburt ist. Dann können wir vielleicht auch besser begreifen, dass keiner von uns Hoffnung selbst machen kann, sondern dass ein hoffnungsvolles Leben aus der Barmherzigkeit Gottes kommt. „Weil Jesus auferstanden ist, muss alles gut werden,“ hat der dänische Philosoph Sören Kierkegaard gesagt. Er versteht die Auferstehung Jesu als eine Kraft, die unser ausgelaugtes und hoffnungsloses Leben erneuern kann. So wie Jesus am Kreuz den zerstörerischen Mächten der Sünde und des Todes standgehalten und unser Elend auf sich genommen hat, so will er uns auch in der Kraft seiner Auferstehung ein neues Leben schenken mit einer Hoffnung, die sich nicht erschöpfen und abnutzen lässt.

Zwar hat Jesus das Ende der Welt nicht optimistisch gesehen. Er malt uns in seinen Endzeitreden keine rosige Zukunft vor Augen, sondern betont, dass die Krisen größer, die Handlungsspielräume enger werden und das Seufzen der Kreatur lauter wird. Die Liebe wird in vielen erkalten und der Unglaube überhandnehmen. Die Weltgeschichte hat kein Happy-End. Und doch baut Jesus am Ende der Tage seine Gemeinde und warnt sie davor, die Flügel hängen zu lassen. Jesus will nicht, dass seine Gemeinde am Ende der Tage ihr Handwerkszeug schon vor Dienstschluss zusammenpackt und schnell nach Hause geht. Im Gegenteil! Wenn ihr wisst, dass euer Herr bald kommt, dann wachet und betet und handelt, damit er euch bei seinem Kommen tätig findet! Jesus hat seine Gemeinde am Ende der Tage zu Taten der Liebe und der Hoffnung mobilisiert. Wer in seiner Nähe war, konnte erleben, was es heißt: Neugeburt zu lebendiger Hoffnung. Christen sind nicht Panikmacher und Miesmacher, auch nicht geborene Pessimisten, sondern die wiedergeborenen Realisten!

Was Wiedergeburt zu lebendiger Hoffnung bedeutet, wollen wir in drei konzentrischen Kreisen entfalten.

1. Hoffnungsvoll mit mir selbst umgehen.

Der 1. Petrusbrief ist, so sagen manche Forscher, eine einzige Taufansprache, also eine Ansprache an Menschen, die durch ihren persönlichen Glauben an Jesus Christus und durch die öffentliche Taufe in der Gemeinde zu einem neuen Leben gekommen waren. Wenn dieses neue Leben als Wiedergeburt bezeichnet wird, so wird damit klargestellt: Ihr habt euch nicht selbst neugeboren! Ihr habt euch nicht selbst aus der Taufe gehoben! Euer ganzer Neuanfang ist ein einziges Geschenk! Ihr dürft noch einmal ganz von vorne anfangen, weil Jesus euch durch sein Blut von eurer verrückten und sinnlosen Lebensführung freigekauft hat!

Mit dieser Erneuerung des einzelnen Menschen und mit seiner Eingliederung in die Gemeinde fängt alles an. Wem dieses Stadium zu kleinkariert vorkommt, wer die persönliche Erneuerung überspringen und sich gleich der großen Weltveränderung zuwenden will, der wird sein blaues Wunder erleben. Es ist unglaublich und kurzschlüssig, da draußen etwas ändern zu wollen – und selbst bleibt man der alte und lässt Gott nicht an sich heran. Alle Bosheiten der großen weiten Welt sind im Kleinformat auch in unserem eigenen Leben und Herzen enthalten. Wir selbst brauchen eine Neugeburt, einen Neuanfang wie ein kleines Kind. Dies will Jesus uns schenken.

Das kann in der christlichen Gemeinde mit jedem von uns geschehen, ob wir nun als ungetaufte Menschen über den Glauben an Jesus zur Taufe in seiner Gemeinde kommen oder ob wir schon als Kinder getauft worden sind und nun eine Entwicklung von der Taufe in der Gemeinde, an die wir uns nicht mehr erinnern können, zum persönlichen Glauben an Jesus Christus erleben. Schlimm ist nur, wenn alles immer offen bleibt und wir meinen, Glaube und Unglaube seien immer fifty-fifty in der Schwebel. Wer das Wort Jesu hört, auch seine persönliche Schuld dort ablädt im Gebet, der wird wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung. Der wird die Kraft der Auferstehung, die Kraft des Heiligen Geistes, die Kräfte der zukünftigen Welt erfahren.

Mit diesem gewaltigen Tauftext habe ich eine besondere Erfahrung gemacht. Ein Student aus Tunesien, der längst aufgehört hatte zu studieren und als Globetrotter durch die Gegend zog, landete in Barmen und wurde an mich als Studentenpfarrer verwiesen. Ich würde ihm Geld und anderes besorgen. Es begann ein Prozess der Begegnung und Ermutigung. In der Studentengemeinde beschafften wir ihm nach und nach Wohnung, Arbeitserlaubnis, Arbeitsstelle und Studienplatz, schließlich ein Stipendium. Danach kam er zu mir und wollte sich taufen lassen. Ich wimmelte ihn ab, aber er blieb zäh, und so hatten wir miteinander einen unvergesslichen Taufunterricht. Er als ein Anhänger des französischen Dichters und Philosophen Camus hatte bisher immer an das Absurde im Leben geglaubt. Im Gegensatz dazu erhielt er nun als Taufspruch das Wort aus dem 1. Petrusbrief: „Gelobt sei Gott, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung . . .“

Es ist nicht egoistisch, wenn man zunächst für sich selbst nach Sinn und Hoffnung sucht. Ohne diesen Rückhalt kann man das Leben, seine Aufgaben und seine Pleiten, nicht bestehen. Darum ist die Hoffnung, die Jesus uns schenkt, eine Gegenwehr gegen alle Wegwerfstimmung und gegen einen persönlichen Nihilismus, in dem wir uns selbst für unwichtig und unnötig halten. Wer sich selbst wegwirft, tut Gott weh! Gott hat mit jedem von uns einen Plan. Er gibt uns eine Hoffnung, die sogar über dieses Leben hinausgeht.

2. *Hoffnungsvoll mit anderen Menschen umgehen.*

Wer einen anderen Menschen aufgibt, tut Gott weh. Christen sehen andere Menschen mit den Augen Gottes. Wie Gott uns Zeit und Raum zur Umkehr gab, sollen wir anderen auch Zeit geben! Wenn wir doch endlich aufhören würden, über andere Jüngstes Gericht zu spielen! Wir sollen uns statt dessen gegenseitig Mut machen und vor allem den nicht aufgeben, den wir gut kennen. Es gibt so viel hoffnungslosen Umgang miteinander in unseren Familien und in unseren christlichen Gemeinden. Wir wissen immer schon, wie der andere reagiert, wie er sich entwickeln wird. In der Kraft der Fürbitte sollen wir gegen unseren eigenen Pessimismus ankämpfen.

Es ist ein Wunder, wenn wir hoffnungsvoll miteinander umgehen. Die Hoffnung liegt nicht auf der Straße. Sie kommt durch den Heiligen Geist in unser Leben. Sie macht uns geduldig. Und da, wo wir nicht mehr weiter wissen und uns gegenseitig nicht mehr helfen können, wo Menschen sich von uns trennen und wir uns von ihnen, da soll uns doch klar sein: Auch diese Menschen sind nicht hoffnungslos verloren. Wir dürfen niemanden aufgeben, auch wenn wir ihn abgeben und gehen lassen müssen.

3. *Hoffnungsvoll mit der Welt umgehen.*

Dies ist der dritte konzentrische Kreis, den die Hoffnung zieht. So wie es eine fromme Utopie gibt, die meint, am Ende aller Tage würden alle Menschen friedlich auf einer wunderbar geordneten Erde zusammen leben (das hat Jesus nicht für diese alte Erde, sondern nur für die neue Welt versprochen), so gibt es auch einen frommen Pessimismus. Man sitzt selbst an gedeckter Tafel, es geht der eigenen Familie gut, im Beruf macht man Fortschritte, aber die Welt als ganze wird immer schlechter, wie auch nicht anders zu erwarten. Da lässt man sie am besten laufen und konzentriert sich auf sein eigenes, kleines Leben . . .

Auf Menschen, die ihre Wiedergeburt so verstehen, kann die Welt verzichten. Sie bringen nichts Neues in diese Welt. Jesus aber möchte seine Nachfolger zu Hoffnungsträgern machen. Gerade wenn es dunkler wird am Ende der Tage, sollen wir unser kleines Licht leuchten lassen. Wir sollen uns nicht mit den Zuständen abfinden. Wir sollen nicht vor den Mächten der Zeit kapitulieren, auch nicht vor der Logik der Abschreckung.

So wird jeder von uns, der in der Kraft der Auferstehung Jesu zu einem neuen Leben gekommen ist, in seinem Lebensbereich Hoffnung verbreiten. Wir können nicht die ganze Welt ändern. Wer sich zu viel vornimmt, rutscht in die Depression. Aber Christus wird uns eine Stelle in dieser Welt zeigen, für die wir beten, sprechen und abgeben werden – und wenn er will, auch hingehen werden, um selbst mitzuhelfen. Die Kraft der Auferstehung Jesu reicht über unser kleines Leben hinaus. Wer wiedergeboren ist zu lebendiger Hoffnung, der wird auch befähigt, etwas Mutiges zu tun. Wenn auch die Liebe in vielen erkaltet – bei euch soll es so nicht sein!

Amen

Klaus Teschner

XLVIII.

Das einfache Evangelium.

Lukas 5,12 – 16

Und es begab sich, als er in einer der Städte war, siehe, da war ein Mann voller Aussatz. Da der Jesus sah, fiel er auf sein Angesicht und bat ihn und sprach: Herr, willst du, so kannst du mich reinigen. Und er streckte die Hand aus und rührte ihn an und sprach: Ich will's tun, sei gereinigt! Und alsbald ging der Aussatz von ihm. Und er gebot ihm, dass er's niemandem sagen sollte. Gehe aber hin und zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, wie Mose geboten hat, ihnen zum Zeugnis. Aber die Kunde von ihm breitete sich immer weiter aus, und es kam viel Volks zusammen, dass sie hörten und durch ihn gesund würden von ihren Krankheiten. Er aber entwich in die Wüste und betete.



Obwohl wir in einem christlichen Land leben, wissen viele Menschen überhaupt nicht, was Christus eigentlich wollte. Sie können nicht sagen, worauf es im Evangelium ankommt.

Will Jesus etwa unseren Willen aktivieren, dass wir uns bessern und uns um ein selbstloses Leben im Dienst für andere bemühen? Dann wäre er ein Vorbild mit besonderer Kraft und Autorität – aber anstrengen müssten wir uns schon selbst, und wir wüssten immer noch nicht, ob unser Leben vor Gott gelingt und von Gott angenommen wird.

Will uns Jesus etwa hohe Gedanken vermitteln, dass wir uns nicht von dieser Welt, von ihrer Schönheit und ihren Problemen, faszinieren lassen, sondern unseren Geist dem Eigentlichen zuwenden? Wir würden dann hohe Gedanken über die Ewigkeit und den ewigen Gott pflegen, würden alles Sichtbare immer mehr übersteigen und verachten und schließlich zu ganz durchgeistigten Typen werden, kurzum religiös. Aber dazu müssten wir schon gezielt an Jesus vorbei denken und hinaufklettern in die dünne Luft der Religion. Jesus aber ist der Mensch gewordene Gott, der zu uns herunter gekommen ist und der uns mit seiner Botschaft auch auf dem Teppich lässt: Er will unser Leben hier auf dieser Erde erneuern und verändern.

Schließlich könnte Jesus gut sein für tiefe Gefühle. Wir würden uns zu Hause fühlen in einer großen Gemeinschaft von Gleichgesinnten, in fröhlichen Liedern und spontaner Begegnung das Geheimnis spüren, menschliche Wärme, hinter der Gott steht. Und auch das könnte ein großer Selbstbetrug sein, ein religiöser Trip für ein paar Momente, für Großveranstaltungen. Bloße Gefühle geben keine Gewissheit. Sie kommen und gehen wie Stimmungen und Strömungen. Die Gemeinde Jesu lebt nicht von der Wärme der dort versammelten Menschen, sondern vom Wort Gottes. Die menschliche Begegnung muss hinführen zur Begegnung mit Gott selbst.

So bin ich dankbar für die Geschichte, die wir in dieser Predigt besprechen. Denn sie ist so etwas wie das Evangelium im Kleinformat. Sie sagt uns, worauf es im Evangelium ankommt: die Begegnung Jesu mit dem einzelnen Menschen – eine Begegnung mit Konsequenzen!

1. Der erste Schritt.

„Und es begab sich, als Jesus in einer der Städte war . . .“ Damit fängt alles an: Gott selbst tut den ersten Schritt, er mischt sich unter die Menschen, er besucht sie. Gott kommt herunter auf unsere Ebene. So wird eine persönliche Begegnung mit ihm möglich.

Wir selbst würden Gott von uns aus gewiss an anderer Stelle suchen, nicht in seinem Mensch gewordenen Sohn, den man so leicht übersehen kann. Aber damit fängt Glauben an, dass wir Gott an der Stelle suchen, wo er sich uns vorstellt. Die Geschichte von damals geht nämlich weiter. Jesus ist kein toter Mann. Er ist auch heute noch unterwegs in unseren Städten und sucht Menschen. Man kann ihn leicht übersehen. Er spricht uns an durch bloße Menschen, die uns einladen, die uns unter sein Wort lotsen. Denn jedes mal, wenn die Geschichten von Jesus gelesen werden, ist er selbst dabei. Er kommt aus dieser Geschichte auf uns zu – und wir kommen in dieser Geschichte vor.

Mit der Geschichte von der Begegnung Jesu mit dem Aussätzigen habe ich diese Erfahrung schon oft gemacht. Während einer Vortragsreihe in einem Gymnasium habe ich sie einfach auswendig laut erzählt. Ich habe kein Wort davon weggelassen und keins hinzugefügt. Hinterher kam ein junger Mann zu mir und sagte: „Jetzt habe ich zum ersten Mal verstanden, worauf es im Evangelium ankommt. Ich kam mir auch so vor wie der Aussätzige. Ich muss auch zu Jesus hin – und er muss mich anrühren.“

2. Der eine Mensch.

Wenn jemand die Welt verändern will, so möchte man meinen, dann kann er sich nicht bei den Problemen einzelner Menschen zu lange aufhalten. Doch Jesus hat eine andere Methode: Er hält sich bei dem einzelnen auf. Er spricht ihn ganz persönlich an. Er nimmt ihm Lasten ab. Er bringt ihn auf eine neue Bahn.

Man könnte Weltveränderung ja auch ganz anders beginnen: Man setzt sich mit einigen, die das ganze Unrecht durchschauen, an den Rand und sammelt Belastungsmaterial gegen die Welt, so wie sie ist. Da wird man genug Material finden. Die eigene Entrüstung wird stärker. Aus Enttäuschung wird Wut, aus Wut wird Mut, etwas zu ändern – da draußen. Aber wir haben alle schon gemerkt: Es geht nicht weiter, es kommt nichts Neues, wenn wir nicht bei uns selbst anfangen, wenn nicht unser nächster Lebensumkreis reformiert wird.

So hält Jesus es für lohnend, bei einem Menschen stehenzubleiben. Der ist jetzt der wichtigste Punkt auf der Tagesordnung für ihn. – Du kannst auch zu Jesus kommen.

3. Der zweite notwendige Schritt: Ein Mensch kommt zu Jesus.

Irgendwie muss dieser Mensch auf Jesus aufmerksam geworden sein. Er hatte von ihm gehört, er hat ihn gesehen, er hat schließlich etwas von ihm erwartet. Er ist endlich

hingelaufen. Da er aussätzig war, durfte er das eigentlich nicht. Aber jetzt hält er's nicht mehr aus. Es ist ihm egal, ob ihn Menschen beschimpfen und schlagen – er läuft zu Jesus. Er spricht ihn an.

So kann auch heute jeder von uns zum Glauben kommen, indem er zu Jesus selbst hingeht und ihn im Gebet anspricht. Das Gebet ist der Ort, an dem Jesus sich treffen lässt. Das Gebet ist die entscheidende Möglichkeit, uns auszusprechen. Jesus hat längst den ersten Schritt getan und wartet in jeder Stadt auf die, die den Trip der Selbstgerechtigkeit verlassen und sich von ihm zurechtbringen lassen.

4. Reinigung.

Das Elend dieses Aussätzigen war ihm selbst und allen anderen ganz deutlich. Er war körperlich krank. Er fühlte sich aber auch geistlich krank, denn der Aussatz bedeutete Beziehungslosigkeit. Nirgendwo durfte der Mann richtig dabei sein, in der menschlichen Gesellschaft nicht und auch nicht in der Gemeinschaft mit Gott.

Reinigung – das bedeutet hier Gesundung und Bereinigung seines Verhältnisses zu anderen Menschen und zu Gott. Diese Sehnsucht formuliert er in der kurzen Bitte: „Herr, willst du, so kannst du mich reinigen.“

Jesus hat überhaupt keine Berührungsangst vor diesem Aussätzigen. Er fasst ihn an und demonstriert die Gemeinschaft mit den Unreinen. Er geht darin so weit, dass er schließlich selbst als unrein gilt und ausgeschlossen wird: Vor der Stadt wird er gekreuzigt.

Darin liegt die Kraft der Botschaft, des Lebens und Sterbens und Auferstehens Jesu: Er hat keine Angst vor den Unreinen, den Ausgeschlossenen. Diese Zusage darf jeder von uns für sich in Anspruch nehmen: Jesus zieht die Grenzen nicht. Wenn ein Mensch ihm begegnen will, hat Jesus keine Angst vor dem, was wir an Aussatz mitbringen.

5. Zeuge sein.

Jesus warnt den Geheilten vor falscher Reklame. Er soll nicht den Ruf Jesu als eines Wunderdoktors verbreiten. Aber er soll sich den offiziellen Amtsärzten zeigen, den Priestern, und sich bestätigen lassen, dass er gesund ist. Wurde die Reinigung bestätigt, so wurde auch zum Dank an Gott geopfert. Der geheilte Aussätzige soll gerade bei denen, die Jesus misstrauisch beobachten, ein Zeuge und eine Stimme sein für die heilende Kraft Jesu.

Können wir auch von uns sagen, dass Jesus unser Leben geheilt und uns zurechtgebracht hat? Dann sollten wir es auch vor denen nicht verschweigen, die meinen, sie könnten ohne ihn zurechtkommen.

6. Bewegung und Stille.

Das Zeugnis des Aussätzigen sollte ganz bestimmte Menschen erreichen, nämlich die besonders skeptischen, die Priester. Aber nebenher geht nun auch ein Gerücht von Jesus durch das Land, und es entsteht eine Volksbewegung. Viele hören, und viele werden gesund. Aber von ihnen wird nichts weiter erzählt. Ob sie auch alle zu einer persönlichen Begegnung mit Jesus gekommen sind?

So endet die Geschichte in der Stille, im stillen Gebet Jesu. Er entzieht sich dem Zugriff der Begeisterung. Jesus sucht nicht Bewunderer, sondern Nachfolger.

Amen

Klaus Teschner

XLIX.

Auf Gott warten.

Psalm 42,2.3a

*Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.
Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.*

Folgende Geschichte habe ich gehört. Ich will sie ihnen weitererzählen:

Eine Großstadt irgendwo, ihr Name ist nicht bekannt. Ein kalter Dezembertag früh am Morgen. Ort des Geschehens der Bahnhof. Ein älterer Mann entsteigt dem Zug. Er setzt den Koffer ab, macht seinen Mantel zu, rückt die Mütze zurecht, schaut sich um. In einiger Entfernung sieht er einen Stationsvorsteher: Rote Mütze, dunkelblaue Jacke, zweireihig geknöpft, goldene Schulterklappen mit goldenen Knöpfen (denn er ist ja Stationsvorsteher), schwarze Hose mit korrekter Bügelfalte und – nackte Füße. Der alte Mann sieht hin, sieht noch einmal hin, schüttelt den Kopf und geht weiter. Unten in der Bahnhofshalle ruft er den Gepäckträger. Der trägt eine blaue Arbeitshose, einen grünen Wintermantel, Schal und Mütze, aber – weder Schuhe noch Strümpfe. Auch er läuft barfuß.

Im Hotel angekommen, sieht der alte Mann den Portier mitsamt roter Livree, den Empfangschef im seriös dunklen Anzug, die Kellnerin mit gut gestärkter Schürze und weißem Spitzenhäubchen. Sie alle laufen über Parkett und Perserteppich – alle barfuß. Beim Frühstück kann der Mann seine Neugierde nicht mehr bändigen. „Sagen Sie,“ so fragt er seinen Nachbarn, „warum tragen die Menschen dieser Stadt eigentlich keine Schuhe?“ Die Antwort ist nicht ergiebig. Der Tischnachbar sagt: „Ach, ich weiß auch nicht.“

Nach dem Frühstück macht der Mann einen Spaziergang. Ein großes Backsteingebäude weckt seine Aufmerksamkeit. Er spricht einen Passanten an, der – natürlich barfuß – gerade an ihm vorbeilaufen will: „Halt, bleiben Sie mal stehen! Können Sie mir etwas über dieses Gebäude sagen?“ Der andere erwidert stolz: „Das ist eines unserer größten und berühmtesten Schuhhäuser. Da wird jeden Tag über Schuhe geredet. Einmal in der Woche spricht der große Anpreiser. Er redet über Schuhe und warum man sie tragen soll. Ich muss wirklich sagen: Er spricht ergreifend.“ „Ja, aber warum tragen Sie dann alle keine Schuhe?“ versucht es der alte Mann noch einmal, aber vergeblich. Der andere zuckt die Achseln. „Ja, glauben Sie denn nicht an Schuhe?“ wundert sich der alte Mann. „Natürlich glauben wir an Schuhe. Deshalb reden wir ja so oft davon. Nur tragen möchten wir sie nicht.“

Diese Geschichte ist absurd. Die Menschen sprechen dauernd von Schuhen und haben kalte Füße. Sie glauben an Schuhe und laufen barfuß. Eine absurde Geschichte – aber vielleicht kann sie eine absurde Art, Advent zu feiern, aufdecken.

Wir glauben an das Kommen Jesu, an die Erfüllung seiner Verheißungen, aber wir schlüpfen in unserem Leben nicht hinein. Wir nehmen sie nicht in Anspruch. Wir reden von unserem Warten auf Jesus, von unserem Verlangen nach Gott, aber leben in einer Selbstbescheidung, Bedürfnislosigkeit und christlichen Zufriedenheit, als gäbe es niemanden, auf den wir warten und den wir ersehnen. Wir singen Adventslieder, Lieder voll Verlangen nach Gott, etwa: Wie soll ich dich empfangen und wie begegn ich dir, o aller Welt Verlangen, o meiner Seele Zier? Wir bitten: Komm, o mein Heiland, Jesus Christ, meins Herzens Tür dir offen ist. Aber leben wir, was wir singen und bitten?

Das Gebet aus Psalm 42 führt uns einen Menschen vor Augen, der nicht nur Adventslieder singt, sondern der mit seinem ganzen Leben nach Gott Verlangen hat. Wer so wie dieser Beter mit seinem ganzen Leben nach Gott schreit, wer so wartet, der kann Advent feiern.

1. Nur wer Jesus kennt, kann auf ihn warten.

Ich habe mir in der Vorbereitung die Frage gestellt: Wie kommt es dazu, dass der Beter mit seiner ganzen Existenz auf Gott wartet, sich nach Gott sehnt? Was ist in seinem Leben geschehen, dass er so betet?

Wer den Psalm im Zusammenhang liest, der merkt: Der Beter verlangt nicht nach Gott, weil er noch nichts von ihm weiß und einen Unbekannten kennenlernen möchte, sondern er verlangt nach Gott, gerade weil er ihn schon kennt.

Er erinnert sich, wie er früher am Tempelgottesdienst in Jerusalem teilgenommen hat, wie er gemeinsam mit anderen Festpilgern dorthin zog, wie er am Ort der Gegenwart Gottes, im Tempel, Gott begegnete. Da erklangen Jubelrufe und Dankeslieder: Gott ist nah! Er hilft! Er erhört mein Gebet! Er gibt Wegweisung für mein Leben! Das hat der Beter erfahren. Er ist Gott begegnet. Nur weil er das mit Gott erlebt hat, nur deshalb kann er jetzt mit seinem ganzen Leben nach Gott verlangen, nur deshalb kann er so auf ihn warten. Denn warten auf Gott kann nicht jeder, sondern nur der, der ihn kennt. Advent feiern kann nicht jeder, sondern nur der, der Jesus kennt. Advent ist kein Fest für jedermann.

Ich vermute, da erhebt sich Widerspruch unter uns. Kann denn nicht jeder Advent feiern? Sind wir nicht alle irgendwie auf der Suche nach Gott, wenn auch nicht so wie der Beter?

Antwort: Nein! So wie die Maus nicht auf der Suche nach der Katze ist, so sucht der Mensch nicht nach Gott. Er hat von Natur aus kein Verlangen nach Gott. Er wartet nicht auf ihn.

Gegen ein höheres Wesen haben wir von Natur aus nichts. Das kann uns unsere Fragen beantworten, unsere Wünsche erfüllen, uns die Rätsel des Lebens und der Welt lösen. Aber Gott als Herr über unser Leben – da haben wir keinen Bedarf.

Der englische Satiriker Malcolm Muggeridge sagt: „Mich hat nie nach einem Gott verlangt. Ich habe von mir aus niemals nach Gott gesucht und auf Gott gewartet.“

Machen wir uns klar: Das ist das Grundproblem des Advent, dass wir von Natur aus Gottes Kommen nicht wollen und nicht auf ihn warten. Als Jesus auf die Welt kam, feierte die nicht Advent. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. So heißt es im Johannesevangelium. Wenn Jesus wiederkommt, dann wird nicht eine

adventfeiernde Welt ihn erwarten. Es wird Alltag sein oder Feiertag. Es werden alle denkbaren Feste gefeiert werden, aber nicht Advent.

Nein, Advent ist kein Allerweltsfest, kein Fest für jedermann. Es ist ein Fest für die, die Jesus kennengelernt haben. Es geht nicht darum, irgendwie miteinander Advent zu feiern, sondern es geht zunächst um die Frage: Sind wir solche Menschen, die Advent feiern können? Können wir auf Jesus warten? Haben wir ihn kennengelernt? Es gibt so viel Mitfeiern bei den christlichen Festen, ohne dass man Christ ist, ohne dass man sein Leben unter die Herrschaft Jesu gestellt hat, ohne dass man sich ihm anvertraut hat.

Darum sage ich heute morgen: Wir sind eingeladen, Jesus kennenzulernen, Erfahrungen mit ihm zu machen. Dann können wir auf ihn warten, Advent feiern.

2. Glaubensprobleme mit dem Advent.

Ich möchte jetzt für die reden, die im Glauben an Jesus leben, die Erfahrungen mit ihm gemacht haben, seine Nähe spürten und die trotzdem meinen, Advent nicht feiern zu können.

Sie haben Jesus kennengelernt, aber sie können ihn heute in ihrem Leben nicht wiederfinden. Sie wissen von Erfahrungen mit Jesus, aber es sind alles Erfahrungen von gestern. Sie beten um Gottes Nähe und meinen doch zu wissen, dass er weit weg ist, dass er sie nicht mehr erreicht.

Dem Beter des Psalms ist es da nicht anders ergangen. Er war sich der Nähe Gottes gewiss gewesen im Tempel. Er hat im Gottesdienst, im Lobgesang, im Jubelruf sich sattgetrunken an Gottes Gegenwart und kommt sich nun vor wie ein vor Durst verendender Hirsch in der Wüste. Er ruft aus fernen Landen, aus der Gottesferne.

Und doch weiß er zugleich: Ich werde frische Erfahrungen mit Gott machen. Ich werde seine Gegenwart neu erleben. Gott selbst wird mich durch diese Wüste meines Lebens an die Quellen seiner Hilfe, in seine Nähe führen. Deshalb kann der Beter sich ermuntern: Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken!

Harre auf Gott, denn du wirst ihm noch danken! Das ist die Botschaft dieses Gebets für die Menschen, die nach Erfahrungen der Nähe Gottes heute verlangen, die Glaubensprobleme mit dem Advent haben.

Bedenke: Alle Verheißungen vom Kommen Gottes, die wir jetzt in der Adventszeit wieder hören, sind Versprechen Gottes für dich.

Wenn du in der Wüste zu sein meinst, wenn du nach frischen Erfahrungen mit Jesus Ausschau hältst, wenn du Jesus in deinem Leben heute wiederfinden willst, wenn du betest: Ich habe Durst nach Gott, nach dem lebendigen Gott – dann bist du der richtige Adventsgast. Dann darfst du Advent feiern. Dann lass dir sagen: Besonders für solche Menschen ist Jesus gekommen. Besonders für solche Menschen wird er wiederkommen, und für solche Menschen wird er heute, mitten in der Wüste, Quellen seiner Gegenwart und seiner Hilfe sprudeln lassen.

Amen

Rüdiger Mielke

Der Verfasser ist Jugendpfarrer und Leiter des Weiglehauses in Essen.

L.

Gott verschafft sich Gehör.

Psalm 50,1 – 3

Gott, der Herr, der Mächtige, redet und ruft der Welt zu vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang. Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Unser Gott kommt und schweigt nicht.

Ich möchte Ihnen ja nichts Böses wünschen. Aber vielleicht hat sich folgende Szene so oder ähnlich auch bei Ihnen in der Familie schon abgespielt:

Der Familienrat ist versammelt und tagt um den Küchentisch: Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Auf der Tagesordnung steht nur ein Thema, ein echtes Krisenthema: Darf der Sohn das Zimmer lila streichen und den Teppich unter die Decke nageln, damit die Akkustik für die 2 x 60-Watt-Anlage besser wird? Oder darf die Tochter – mit der Schrecken auslösenden Punkfrisur – ihre Haustiersammlung vervollständigen und sich fünf schmucke weiße Ratten zulegen inklusive Käfig, wie sie sofort zugesteht? Dürfen die Eltern zu Hause eine Party veranstalten und den Kindern zumuten, das Wochenende bei der Oma zu verbringen?

Das Gespräch beginnt, zunächst zaghaft und ruhig. Man versucht, Verständnis füreinander aufzubringen. Als das nicht gelingen will, verändert sich die Gangart des Gesprächs. Ein Wort gibt das andere. Schließlich kann von einem Gespräch nicht mehr die Rede sein. Alle sprechen und schreien durcheinander bis auf einen, der überhaupt nicht mehr zu Wort kommt. Der hört sich den Schlagabtausch an, bis es ihm reicht. Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, dass die Tassen klappern. In die abrupt entstandene Stille hinein ruft er: Jetzt rede ich!

Jetzt rede ich! Das ist ein Signalwort, das alles andere zum Schweigen bringt. Ein Wort, mit dem sich der Gehör verschafft, dem es bisher nicht gelang, gehört zu werden.

Die Verse 1 bis 3 aus Psalm 50 kommen mir vor wie ein solches Signalwort Gottes. Da ruft Gott aus: Jetzt rede ich! Weiter hinten im Psalm heißt es: Höre, mein Volk, lass mich reden! Wer den Psalm im Zusammenhang liest, merkt es gleich: Hier wird nicht irgend etwas von irgendwem über Gott ausgesagt. Hier ergreift Gott selbst das Wort: Jetzt rede ich! Gott verschafft sich Gehör.

1. Gott stellt sich uns vor.

Wenn Gott spricht, wenn er sich Gehör verschafft, ist sein erstes Wort eine Selbstvorstellung. Er nennt seinen Namen.

Wenn der Mensch die Stimme des lebendigen Gottes vernimmt, dann hört er nie eine dunkle Stimme, die Stimme eines Unbekannten, so dass er rätseln muss, um wessen Stimme es sich handelt. Gottes Reden ist kein rätselhaftes, undurchschaubares Ereignis. Nein, der Mensch weiß sofort, woran er ist, wer mit ihm spricht und wie der, der ihn anredet, zu ihm steht.

Das ist sehr wichtig: Es kommt nicht nur darauf an, was gesagt wird, entscheidend ist auch, wer redet. „Du, ich komme gleich,“ klingt aus dem Mund des Geliebten anders als aus dem des Rächers, der sein Messer wetzt. Im ersten Fall weckt es Freude, im zweiten Entsetzen.

Weil das so ist, beginnt alle Rede Gottes mit einer Selbstvorstellung. Ja, es ist überhaupt das Geheimnis des Redens Gottes, dass wir da nicht etwas über ihn oder über die Rätsel der Welt und des eigenen Lebens erfahren, sondern Gott selbst kennenlernen. „Höre, mein Volk, jetzt rede ich, ich, Gott, bin dein Gott,“ heißt es in Vers 7. Gott stellt sich vor – damit beginnt Gottes Anrede. Ich, Gott, bin dein Gott – das war das erste Wort, mit dem Gott sich Gehör verschaffte, als die Gemeinde des Volkes Gottes im Tempel versammelt war, vielleicht diesen Psalm betete und mitten in ihrem Gottesdienst erlebte, wie Gott zu ihnen sprach.

Ich, Gott, bin dein Gott! Damit hatte Gott sich doch schon einmal Gehör verschafft, als die Väter nach dem Auszug aus der Knechtschaft in Ägypten, nach dem Durchzug durchs Schilfmeer an den Berg Sinai kamen, damals, als sie von Gott die Zehn Gebote, die Weisungen zum Leben, erhielten. „Ich bin der Herr, dein Gott,“ hatte Gott damals gesagt, noch bevor das erste Gebot erging. Diese Selbstvorstellung Gottes besagt doch nichts anderes als: Ich bin für dich da, ganz verbindlich und verlässlich. Ich bin dein Gott; darauf kannst du dich verlassen. Ich habe dich lieb; davon kannst du leben. Die Selbstvorstellung Gottes am Sinai war befreiend und beglückend. Sie war eine Liebeserklärung Gottes. Im fünften Buch Mose heißt es einmal: Gott erschien am Sinai und gab seine Gebote. Wie hat er sein Volk so lieb!

Ich, der Herr, bin dein Gott. Diese Liebeserklärung, mit der Gott sich seinem Volk vorstellte, als er die Gebote gab, diese Liebeserklärung hört die Gemeinde im Tempel, die den Psalm betet, noch einmal ganz neu aus Gottes Mund.

Wir feiern Advent, das Kommen Jesu. Der Psalm 50 ist ein Adventsversprechen Gottes: Unser Gott kommt und schweigt nicht. Er enthält das Versprechen Gottes, dass er sich unter uns Gehör verschaffen will, und Gott stellt sich zunächst vor mit einer Liebeserklärung. Ich, Gott, bin für dich da. Wer diesen Satz als Wort Gottes zum ersten mal hört und darauf antwortet, bei dem beginnt der Glaube an Gott, das Leben als Christ in der Nachfolge Jesu. Und bei den anderen, die dieses Wort Gottes schon einmal vernommen haben beim Lesen der Bibel, beim Wort eines anderen Christen und darüber zum Glauben gekommen sind, ist er eine erneute Zusage Gottes. Glaubende haben es nötig, Gottes Liebeserklärung immer neu zu hören. Denn für Christen kommt es nicht darauf an, dass sie immer Neues von Gott hören, sondern dass sie das alte Wort Gottes wieder ganz neu hören.

2. Gott spürt uns auf.

Wir hören die Verheißung, dass Gott kommt, zu uns spricht, sich uns vorstellt, gerne. Es ist ein herrliches Versprechen Gottes. Nur: machen wir uns klar, was es auch besagt?

Wenn Gott zu uns spricht, dann stellt er sich uns nicht nur selbst vor, sondern dann stellt er auch uns vor sein Angesicht. Dann spricht er immer auch als Richter zu uns. Dann stellt er uns seine Gebote vor Augen und zeigt uns unsere Schuld.

Das hat die Gemeinde im Tempel, die diesen Psalm betete und darüber erfuhr, wie Gott zu ihr sprach, unausweichlich gehört. Ihr wird Gottes Gebot vorgehalten, und zwar nicht von einem Moralapostel, einem frommen Radikalen, sondern von Gott selbst: „Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ Und wie ihnen Gott selbst seine Gebote vorhält, werden sie in ihrem Leben aufgespürt, wird ihnen ihre Anfälligkeit gegenüber der Sünde gezeigt. Da wird ihnen ihre Schuld vor Augen geführt. Sie wird ihnen vor ihre eigenen Augen gestellt. – Vor ihre eigenen Augen? Nicht vor Gottes Augen?

Vor Gottes Augen ist unsere Schuld sowieso. Er weiß sowieso um unsere Sünde. Das Problem ist, dass wir um unsere Schuld letztlich nicht wissen, dass die nicht vor unseren Augen ist. Wir haben vielleicht ein schlechtes Gewissen, aber das bedeutet noch nicht Schuldkenntnis im Sinne der Bibel. Erkenntnis unserer Schuld haben wir erst, wenn Gott sie uns schenkt. Dieser Psalm, diese Adventsverheißung – Unser Gott kommt und schweigt nicht – ist ein Versprechen Gottes, uns Erkenntnis unserer Schuld zu schenken. Gott will mit uns über unsere Schuld sprechen. Da sagen wir schnell: Nein, danke! Von der eigenen Schuld schweigen wir lieber. Von der Schuld anderer lässt sich gut reden.

Nein, antwortet Gott, ich bin nicht so wie du, der du nicht reden möchtest über deine Schuld. „Das alles tust du, und ich soll dazu schweigen?“ fragt Gott in unserem Psalm. Wovon du unbedingt schweigen willst, darüber möchte ich mit dir unbedingt sprechen. Mancher wird sagen: Auf dieses Versprechen Gottes kann ich gut verzichten. Dem möchte ich antworten: Bedenke doch, wer der ist, der dir dies Versprechen gibt. Er hat sich dir vorgestellt: Ich, Gott, bin dein Gott. Ich habe dich lieb. Ich bin für dich da.

Mit dem kannst du über deine Schuld sprechen. Er tut es doch nur deshalb, weil er dich liebhat. Er hat deine Schuld auf sich genommen, hat dafür gelitten, ist dafür ans Kreuz gegangen, weil er dich heilen will. Dass Gott, der sich uns so vorstellt, mit uns über unsere Sünde sprechen will, ist eine herrliche Adventsverheißung.

3. *Warnung vor Weihnachten.*

Viele feiern das Kommen Gottes in unsere Welt, feiern das Kind in der Krippe gerade, weil es so stumm daliegt, aber Gottes Stimme wollen sie nicht hören. Wer Gottes Kommen feiern will, der muss mit Gottes Reden rechnen. Gottes Kommen zu uns und Gottes Reden zu uns gehören untrennbar zusammen. Es kommt kein stummer Gott!

Das Kind in der Krippe feiert nur der, der bereit ist, in seinem Leben die Worte des Jesus Christus zu hören. Sonst verfehlt er Weihnachten. In diesem Jesus will Gott sich Gehör verschaffen.

Gebe Gott, dass viele die Erfahrung machen, dass Gott sich Gehör verschafft! Dass er unsere Streitgespräche stoppt und ruft: Jetzt rede ich! Dass er unsere Selbstgespräche über Schuld und Angst stoppt und ruft: Jetzt rede ich! Dass er mitten hinein in alle frommen Wünsche und milden Weihnachtsgrüße ruft: Jetzt rede ich!

Amen

Rüdiger Mielke

LI.

Erbauung mit Abstrichen?

Psalm 2,1.2.6

Warum toben die Heiden und murren die Völker so vergeblich? Die Könige der Erde lehnen sich auf, und die Herren halten Rat miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten. Ich aber habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion.

Wer die beiden ersten Verse aus Psalm 2 liest, mag vielleicht sagen: Ja, diese Worte des alten Psalmbeters beschreiben unsere Wirklichkeit gut und richtig. Toben der Heiden, Aufruhr unter den Völkern, Auflehnung der Herrscher, Verbündung der Machthaber – davon lesen wir in der Zeitung, davon hören und sehen wir in Rundfunk und Fernsehen. Da ist von Kriegsandrohung und Krieg die Rede (wenn auch nicht bei uns, dann doch in anderen Teilen der Erde), von bewaffneten Aufständen und schwelenden Konflikten, von Friedenssicherung, die einen das Fürchten lehrt, von Friedensverhandlungen, die wie Kriegsgeschrei klingen.

Aber dieser Psalm beschreibt nicht die Weltwirklichkeit, wie sie uns vor Augen ist. Er sagt nicht mit anderen Worten und zusammengefasst das, was auch in den Zeitungen zu finden ist. Er spricht nicht von Militärbündnissen und Machtblöcken, die gefährlich nebeneinander stehen oder gegeneinander kämpfen oder mühsam miteinander verhandeln.

Er spricht von einer Völkergemeinschaft, von einem Bündnis der Völker, die sich vereinigen in der gemeinsamen Auflehnung gegen Gott. Im Psalm heißt es: „Sie halten Rat wider den Herrn und seinen Gesalbten.“ Ein Ziel bringt sie zusammen: die Bestreitung der Herrschaft Gottes über die Erde. Unsere Medien zeigen, was vor Augen ist, nämlich das Gegeneinander der Völker. Der Psalm zeigt den unsichtbaren Hintergrund, nämlich die Auflehnung aller gegen Gott, wie uneins sie sonst sein mögen.

Der Psalm 24 sagt aus: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen.“ Die Auflehnung der Völker gegen den Herrn besteht in der lauten Bestreitung oder der stillen Missachtung dieses Wortes, und davon ist kein Volk auszunehmen, auch die Völker des sogenannten christlichen Abendlandes sind keine Ausnahme. Der Psalm 2 öffnet uns die Augen dafür, dass eine Weltrevolution gegen Gott im Gange ist, ein Bündnis der Völker zur Bestreitung der Herrschaft Gottes.

Aber das Psalmwort sagt noch mehr, noch ein Zweites. Ich will das in einem Bild beschreiben, einem Weihnachtsbild besonderer Art, das ich sah. Da gab es keinen Stall und keine Krippe. In der Mitte des Bildes erblickte man Maria und auf ihrem Schoß das Kind, Jesus. Eine Hand des Kindes ist seltsam erhoben. Sie deutet die Geste eines Herrschers an. In der anderen Hand hält das Kind eine Kugel, kein Spielzeug, sondern das Symbol der Weltkugel. Auch ein Weihnachtsbild! Seine Aussage ist klar: Das Kind Jesus

auf dem Schoß der Maria hält die Welt in seinen Händen, hat alle Herrschaft über sie! Das ist die zweite Botschaft, die wir aus Psalm 2 erfahren. Gott spricht: Ich habe meinen König eingesetzt. Unser Wort zeigt uns diese beiden Pole: die Weltrevolution der Völker gegen Gott – und die Herrschaft des von Gott gesandten Messias über die Welt. Was machen wir mit dieser Botschaft? Was bedeutet sie für die Gemeinde? Was fangen wir an mit ihr am vierten Advent?

Bei der Vorbereitung für diese Predigt fand ich bei einem Ausleger folgende Behauptung: „Die christliche Gemeinde wird sich an diesem Psalm nur mit großen Abstrichen erbauen.“ Dem möchte ich widersprechen, denn ich habe eine andere Entdeckung gemacht. Lassen Sie mich in zwei Punkten zeigen, was es für uns bedeutet, dass das Kind in der Krippe, das wir Weihnachten feiern, die Weltkugel in seiner Hand hält.

1. Die Königsmacht Jesu ist die Schutzmacht der Gemeinde.

Gleich am Anfang wurde das deutlich, als die junge Gemeinde Jesu entstand. Da heilen Petrus und Johannes in der Kraft Jesu einen Gelähmten, der vor der Tür des Tempels bettelt. Das Wunder bewirkt einen Menschauflauf. Die Tempelwache greift ein. Petrus und Johannes werden gefangengenommen. Schließlich lässt man sie laufen, nachdem sie hart bedroht wurden, ja nicht mehr im Namen Jesu zu reden und zu heilen. Sie antworten darauf: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die Gemeinde aber betet in dieser schweren Situation, in der ihr Leben auf dem Spiel steht, um Gewissheit, wer der Herr der Welt ist und die Macht in Händen hält, und sie betet Psalm 2 (Apg. 4).

Noch etwas ist mir aufgefallen: Im Neuen Testament wird Psalm 2 am häufigsten zitiert in der Offenbarung des Johannes. Warum? Die Gemeinde, die hier angesprochen wird, ist ausgeliefert an eine Großmacht, die mit Nachdruck leugnet, dass „die Erde und alles, was darinnen ist, dem Herrn gehört.“ Sie sagt: Uns gehört die Erde! Wir haben ein weltumspannendes Imperium. Darum wird der Kaiser als Herr angebetet, und alle Christen müssen das auch tun! Wer diese Anbetung verweigert, muss mit dem Leben bezahlen!

Da wird die Gemeinde zerrissen durch die Frage: Hat das Kind in der Krippe, hat dieser Jesus wirklich die Weltkugel in der Hand, oder gilt die Auflehnung der Völker gegen Gott? In dieser Zerreißprobe führt der auferstandene Christus dem Seher Johannes immer wieder Worte aus Psalm 2 vor Augen und sagt: Meine Königsmacht über die Erde bedeutet Schutz für euch! Da kann die Gemeinde bei den Worten aus Psalm 2 wieder aufatmen und Mut fassen.

Die Königsmacht Jesu als Schutz der Gemeinde – brauchen wir heute diesen Schutz? Die Christen in der Verfolgung damals brauchten ihn. Die Christen in der Verfolgung heute, die es in aller Welt gibt, brauchen ihn auch. Aber wir? Wir leben doch in einem Land mit einer der freiheitlichsten Verfassungen. „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des Bekenntnisses sind unverletzlich,“ heißt es im Grundgesetz. Wir leben doch in einer Kirche mit festgefügter Gestalt, in der alles läuft. Brauchen wir Jesu Schutzmacht?

Wer hat eigentlich gesagt, dass nur die Christen, die sich in Kellern und entlegenen Wäldern heimlich versammeln, der Schutzmacht Jesu bedürfen? Wer hat eigentlich gesagt, dass nur Christen in den Ländern, in denen der Besitz einer eigenen Bibel ein Privileg weniger ist, sie nötig haben? Wer hat gesagt, dass der Glaube nur da in Gefahr ist, wo er

verfolgt ist? Auch wir bedürfen der Königsmacht Jesu nicht mehr oder weniger als die äußerlich verfolgten Christen in anderen Ländern.

Es ist ja nicht wahr, dass der Glaube nur von außen her gefährdet würde. Innere Entleerung unseres Glaubens ist die Gefahr, gegen die wir dringend den Schutz Jesu brauchen.

Da glaube ich an Gott, und das ernsthaft und aufrichtig. Ich lese die Bibel, ich bete, ich gehe zum Gottesdienst und lasse doch zugleich in meinem Leben anderes über mich regieren. Natürlich kann ich nicht die Frage beantworten, worin für den einzelnen die Gefahr der Entleerung des Glaubens besteht, wo also Glaube an Gott ist und zugleich anderes das Leben bestimmt. Was ich aber tun kann, ist, die Frage weiterzugeben und an mich selbst zu stellen, wo Sie und ich in der Gefahr der Entleerung des Glaubens stehen und die Schutzmacht Jesu dringend brauchen.

2. Die Königsmacht Jesu ist eine Herausforderung der Gemeinde.

Die Ausleger sind sich nicht einig darin, wann dieser Psalm wohl zum ersten mal gebetet worden ist.

Aber ganz gleich, wie alt er sein mag, eins ist klar: Die versammelte Gemeinde in Jerusalem war nicht groß. Das Volk Gottes war im Vergleich mit allen anderen Völkern und Großreichen ringsum ohne Bedeutung. Es war ein unbedeutendes Rädchen im Getriebe der Welt.

Und doch ist in diesem Psalm zugleich die ganze Welt im Blick. Wie kommt dieses kleine Volk dazu, in solch weltumspannender Perspektive zu beten? Gott lehrte seine Leute, die Welt aus seiner Perspektive zu sehen. Jawohl, die Welt, und nicht nur ihr eigenes Leben oder das Leben der Gemeinde Gottes. Denn von dem Gott, der zu ihnen spricht und zu dem sie beten, heißt es: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.“

Wir feiern Advent. Wir feiern das Kommen des Gesalbten Gottes, des Messias, in seine Welt. Wohlbemerkt – in seine Welt! So wird für mich die Frage unausweichlich: Warum haben wir das Kommen Jesu, die Advents- und Weihnachtszeit, so verkommen lassen zu einem Fest des Wohnzimmers, der geschlossenen Privaträume? Wieso gilt gerade an Weihnachten so uneingeschränkt der Satz: „My home is my castle!“?

Und dabei geht es um noch mehr, nicht nur um die Öffnung der Häuser. Es geht auch gerade zu Weihnachten um den Horizont unseres Denkens und Glaubens.

Das Kind in der Krippe hat die Weltkugel in der Hand. Gott kommt in die Weite der Welt und nicht in die Enge der Wohnzimmer, und darum können unsere Gedanken nicht im Wohnzimmer enden. Weihnachten ist nicht das Fest des privaten Glücks, sondern das Fest der weltumfassenden Rettung durch Jesus Christus. Wenn wir Weihnachten feiern, dann will Gott uns, seiner Gemeinde der Christen, neue Horizonte aufreißen und uns herausfordern zu neuen Fragen, die die ganze Erde im Blick haben.

Amen

Rüdiger Mielke

LII.

Drei Schlüssel zum Wunder der Weihnachtsbotschaft.

Lukas 2,11

Euch ist heute der Heiland geboren!

Eins ist klar (dazu braucht man keine genaue Statistik): Die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium ist der Text in der Bibel, über den am meisten gesagt, über den am häufigsten gepredigt worden ist. Darum, aber nicht nur aus diesem Grunde, ist es eine schwere Aufgabe, diesen Text auszulegen. Der Pastor wird darum gern zu den Hilfsmitteln greifen, die ihm angeboten werden und die ihm seine Aufgabe erfüllen helfen sollen. Aus den zahlreichen Predigthilfen und Auslegungen, die ich zur Vorbereitung las, wurden mir folgende Ratschläge zuteil.

Die Weihnachtsgeschichte ist verbaut und zugestellt durch Krippenspielerinnerungen und Weihnachtslegenden. Die erste Aufgabe der Weihnachtspredigt wird es sein, da zu entrümpeln: Das Kind in der Krippe war kein holder Knabe mit lockigem Haar. Von Ochs und Esel, die das Kind bewachen, ist nirgends die Rede. Wer von heiligen drei Königen spricht, hat nicht in die Bibel reingeschaut. Es waren weder Heilige noch drei noch Könige. Es handelte sich schlicht um Weise.

Gut, die Weihnachtsgeschichte muss entrümpelt werden. Das sehe ich ein. Nur ist eine Predigt über die Weihnachtsgeschichte keine Sperrmüllaktion. Was ist sie dann?

Ein anderer Rat: Die Weihnachtsgeschichte muss einer historischen Prüfung unterzogen werden: Was ist passiert? Wie können wir uns das vorstellen?

Neuerdings werden folgende Fragen wieder besprochen: Wie sah die Krippe aus, in die das Kind gelegt wurde? Volkskundler werden befragt. Klar ist: der Holztrog mit den überkreuzten Beinen war es nicht. Was dann? Eine Mulde in der Erde, aus Lehm geformt? Oder in einer Felswand, aus Stein gehauen? Ein Kasten, an die Wand gehängt? Die Frage bleibt offen!

Ein anderer Ausleger, den die Krippe gar nicht interessiert, beschäftigt sich mit dem Hinweis, dass das Kind in Windeln gewickelt wurde. Er fragt: Warum dieser betonte Hinweis? Kleinkinder werden in Windeln gewickelt, das ist doch normal. Der Hinweis ist also überflüssig. Warum aber erscheint er dann? Schlussfolgerung: Dass dieses Kind in Windeln gehüllt wurde, ist offensichtlich nicht normal. Das Kind ist also wahrscheinlich auf der Flucht geboren worden. Es hatte weder Vater noch Mutter. Es war ein Findelkind. Die Hirten haben es bei ihrem Dienst in einer Höhle gefunden und gestaunt, dass es in Windeln gewickelt war. – Da staune ich auch, und zwar über diese Erklärung.

Die Frage ist natürlich wichtig, ob das, was in der Weihnachtsgeschichte erzählt wird, auch wirklich geschehen ist. Die Weihnachtsgeschichte ist keine Legende. Aber bei einer

Predigt über sie kommt es doch auf mehr an als darauf, geschichtliche Einzelfragen verständlich zu machen. Was soll verständlich werden?

Da erreicht mich ein besonders ermutigender Rat. An der Weihnachtsgeschichte kann nichts verständlich gemacht werden. Sie ist zu bekannt, zu verbraucht. Man muss sie verfremden, etwa so: Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot vom Einzelhandel ausging, dass jedermann geschröpft wurde. Und jedermann ging, dass er sich schröpfen ließe, ein jeglicher in seine Innenstadt . . .

Ich erspare Ihnen und mir den weiteren Vortrag. Man kann die Weihnachtsgeschichte entrümpeln von allen Krippenspielerinnerungen und Legendenzutaten, man kann sie geschichtlich befragen nach dem, was war und wie man es sich vorstellen kann, man kann sie verfremden – und über all dem ihren Sinn, ihre Botschaft, ihr Wunder ganz und gar verfehlen.

Darum möchte ich auf diese Ratschläge nicht hören. Ich frage nach dem Wunder der Weihnachtsbotschaft. Ich möchte einen Zugang zu diesem Wunder bekommen. Einen Schlüssel zu dem Wunder der Weihnachtsbotschaft finde ich in dem Vers: „Euch ist heute der Heiland geboren“ Er besteht in den drei Worten „euch,“ „der Heiland,“ „heute.“ Lassen Sie uns über diese drei Schlüssel sprechen.

1. Euch.

Wohlgemerkt, der Engel Gottes sagt nicht: „Den Menschen ist heute der Retter geboren.“

So würde ein Nachrichtensprecher oder ein Theologieprofessor reden. Die Zuhörer ständen dann vor der Aufgabe zu überlegen: Was bedeutet dieser Satz? Bedeutet er etwas für mich? Bin ich damit gemeint?

In Fragen solcher Art sind die Hirten auf dem Felde nicht geraten. Sie erhielten keine allgemeine Mitteilung von Gott, über deren Bedeutung im allgemeinen und im besonderen für ihr Leben sie nun nachzudenken hätten. Sie wurden direkt angeredet: Euch!

Warum ist das so wichtig? Ich möchte es an einem Beispiel erklären. Können Sie sich einen Liebesbrief in folgender Form vorstellen? Briefkopf, Name, Datum, darunter Anschrift der Geliebten. Am Rande mein Aktenzeichen. Dann: Betrifft: Ihr Geständnis der Liebe. Bezug: Ihr Schreiben vom 16. d. M. Sehr verehrte Geliebte, haben Sie herzlichen Dank für die oben bezeichnete Auskunft. Zur Besprechung näherer Einzelheiten und zur Verabschiedung eines Vertragstextes lade ich Sie in mein Büro auf Freitag, den 23., ein. Hochachtungsvoll . . . Ein Liebesbrief als Geschäftsbrief – das geht nicht. Umgekehrt kann auch ein Unternehmer auf das Angebot einer Firma nicht in verliebten Redewendungen antworten. Form und Inhalt der Aussage müssen übereinstimmen.

Darum kann auch die Weihnachtsbotschaft nicht in der Form einer allgemeinen Mitteilung weitergegeben werden. Das würde ihrem Inhalt nicht entsprechen: Gott liebt den Menschen, liebt dich. Gott möchte dem Menschen ganz nahe sein, auch dir. So nahe, dass er, der lebendige Gott, und ich, der dem Tode verfallene Mensch, eins werden, nämlich in diesem Kind in der Krippe, diesem Jesus von Nazareth, wahrer Mensch und wahrer Gott. Das Wunder der Weihnacht lässt sich nicht erklären. Nicht als allgemeine Mitteilung, sondern in der direkten Anrede an den Menschen wird die Botschaft von der Liebe Gottes zum Menschen weitergegeben: Euch ist der Heiland geboren!

2. Der Heiland.

Dieses Wort ist ein weiterer Schlüssel zum Wunder der Weihnachtsgeschichte. Euch ist heute der Heiland, der Retter geboren. Das Kind in der Krippe, Jesus, rettet. Woraus, vor wem? In einem alten Weihnachtslied heißt es: Tod, Teufel, Sünd und Hölle, die han den Sieg verlorn. Das Kindlein tut sie fällen, nicht viel gilt jetzt ihr Zorn. Ja, Jesus ist der Retter von Tod, Teufel, Sünd und Hölle. Aber damit ist das Geheimnis dieser Rettung noch nicht beschrieben. Rembrandt hat es gemalt. Der Stall ist ein finsternes Loch, so schwarz, dass man die Farben kaum erkennen kann. Die Hirten stehen im Halbdunkel. In der Mitte des Bildes, gleich neben Maria und Josef, das Kind, so gleißend hell, dass man es kaum erkennen kann, als befände es sich in der Glut eines Feuers. Das Licht, das sich auf den Gesichtern der Umstehenden spiegelt, ist wie das Flackern dieses Feuers. Rembrandt malt hier das Geheimnis der Rettung. In welchem Feuer befindet sich dieser Jesus? Welches Feuer brennt in der Krippe? Das Feuer des Zornes Gottes. Denn das ist die Botschaft der Bibel: Wenn Gott kommt und der Tag des Herrn anbricht, wird er kommen in seinem Zorn. Dann werden wir alle der Rettung bedürfen. – Und nun kommt Gott zu uns. Nun bricht der Tag des Herrn an. Gott kommt in diesem Jesus. Aber in das Feuer des Zornes Gottes, dem wir nicht entrinnen können, geht jetzt der Sohn Gottes, geht Gott selbst in diesem Jesus.

Für Jesus beginnt der Leidensweg nicht erst in dem Augenblick, als er den Gang nach Jerusalem antritt, der ihn unvermeidlich ans Kreuz bringen wird. Sein ganzer Weg, von der Krippe an, ist Leidensweg, Weg des geliebten Sohnes unter dem Zorn Gottes. Weil der geliebte Sohn Gottes im Feuer des Zornes Gottes steht, rettet er dich und mich aus diesem Zorn.

Der lebendige Gott ist die einzige Gefahr für den sündigen Menschen, die einzige Gefahr, aus der keiner sich selbst retten kann. Nur der lebendige Gott kann uns vor dieser Gefahr, kann uns vor sich selbst retten. In diesem Kind in der Krippe, in seinem geliebten Sohn, rettet uns Gott vor seinem Zorn. Darum ist Jesus der Retter. Nun braucht niemand mehr vor Gott zu fliehen.

Das ist der zweite Schlüssel zum Wunder der Weihnachtsbotschaft: Jesus, der Retter, ist da!

3. Heute.

Mancher wird sagen: Das war damals! Die Botschaft der Engel erging an die Hirten, damals. Sie hörten das Wort vom Retter, damals.

Aber wir heute, wir müssen doch mühsam die Kluft zwischen damals und heute überbrücken durch unser Feiern. Nein, sagt die Bibel. Mit dem Wort „heute“ ist nicht nur ein bestimmter Tag benannt. Das Wort „heute“ ist Signalwort für eine neue Zeit, für die Heilszeit. Die Geburt in Bethlehem ist kein vergangenes Ereignis, das ihr durch eure Feste in die Gegenwart holen müsstet. Die zwischen damals und heute liegende Zeit kann euch von diesem Ereignis nicht mehr trennen. Bedenkt: Jesus, der Retter, ist da, für euch, heute! Jahrzehnte, Jahrhunderte haben keine letzte trennende Bedeutung mehr. Was Gott durch Jesus für uns Menschen tat, das kannst du heute im Glauben genießen, denn der Engel ruft: Euch ist heute der Heiland geboren!

Amen

Rüdiger Mielke